ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.

870

Zweiundzwanzigster Jahrgang. 1890. —

LUCKNOW

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER

1890.

Es wird gebeten, **Geldsendungen** für die Berliner anthropologische Gesellschaft, insbesondere Beiträge der Mitglieder, an den Schatzmeister, Hrn. Banquier W. Ritter, SW., Charlottenstrasse 74/75, dagegen an das **Bureau der Gesellschaft,** SW. Königgrätzerstrasse 120, im Kgl Museum für Volkerkunde, **alle anderen geschäftlichen Mittheilungen** zu adressiren, z. B **Anmeldungen** neuer Mitglieder, **Adressenveränderungen, Reclamationen** (wegen nicht erhaltener Hefte der Zeitschrift oder Nummern des Correspondenzblattes, der Einladungen zu den Sitzungen, der für die correspondirenden Mitglieder bestimmten Sitzungsberichte oder der Sonderabzuge von Mittheilungen), Zusendungen **an die Bibliothek** der Gesellschaft, Correspondenz, betreffend **Austausch von Zeitschriften** u. A.

Bei Anmeldung neuer Mitglieder ist ausser Angabe der Wohnung auch die Angabe des **Vornamens** wunschenswerth und behufs Vermeidung von Irrthümern auf **correcte Schreibung der Zunamen** zu achten. Letzteres gilt auch für die Anzeige von Adressenveränderungen.

Nur diejenigen **Reclamationen** wegen fehlender Hefte oder Nummern von Schriften, welche **sogleich nach Eingang der nächstfolgenden Nummer** angebracht werden, konnen mit Sicherheit erledigt werden.

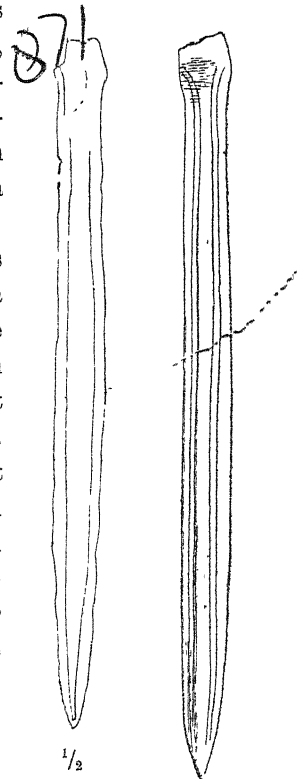
Inhalt.

Exemplares (Figg. 2 und 3) mit der Ermächtigung, es zu publiciren, was ich in den Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften in Christiania für 1886 sofort that. Auf diese vorläufige Publication kann ich hier verweisen[1]). Von dem auf Cypern arbeitenden Archaologen, Hrn. Ohnefalsch-Richter, ist es in einem „griechisch-phönicischen“ Grabe bei Kurion gefunden. Die Griffnägel sind ebenfalls von Eisen, und am Griffe sind noch deutlich die Reste der ehemaligen Holzmontirung desselben erhalten. Auch an der Klinge sieht man ab und zu, dass dieselbe einstens in einer Scheide von Holz befindlich war. Folgende Maasse geben die genauen Grössenverhältnisse an: Lange des Griffes 10 *cm*, der Klinge 41,3 *cm*: Breite des Griffes oben an der Ausladung 3,2 *cm*, unten am Klingenansatz 5 *cm*; Breite der Klinge unterhalb des Griffansatzes 4 *cm*, in der Mitte 3,4 *cm*, unten 3 *cm*.

Wie man sieht, ist dieses Schwert unserer Fig 1 in jeder Hinsicht gleich, nur ist die Klinge des cyprischen Exemplares nicht so breit. Ein zweites, gebrochenes Eisenschwert derselben Form ist ebenfalls in der Nahe von Kurion und in einem ebensolchen „griechisch-phönicischen“ Grabe gefunden worden; es wird dieses Stück im Museum zu Nikosia auf Cypern aufbewahrt[2]).

Fig. 4. ½ Fig. 5.

In jenem meinem Buche glaubte ich es aber als sehr zweifelhaft hinstellen zu müssen, ob ein 55 *cm* langes Bronzeschwert[3]) eines ähnlichen Typus, wie die erwähnten Eisenschwerter, „das im Berliner ägyptischen Museum als aus Aegypten stammend aufbewahrt wird“ (Fig. 4), auch wirklich dort gefunden wäre. Sicher ist es, dass das Stück in Aegypten angekauft wurde; so lange aber dieses Exemplar aus Aegypten vereinzelt war und dazu mit europäischen Schwertern hinsichtlich der Form genau stimmte, konnte ich die Provenienz aus einem agyptischen Funde nur als sehr zweifelhaft betrachten. Vielleicht liegt aber die Sache jetzt etwas anders.

Im Nationalmuseum zu St. Germain sah ich unter Nr. 27487 in der Salle Henri IV. eine Bronzeschwert-Klinge (Fig. 5), die aus Aegypten herrührt

1) Dr. Ingvald Undset, Ein cyprisches Eisenschwert (Christiania Videnskabsselskabs Forhandlinger 1886, No. 14). — Das Schwert befindet sich in der Sammlung Naue in München.

2) Dr. J. Naue: The copper, bronze and iron weapons of Cyprus, in der cyprischen Zeitschrift The Owl, Nicosia, September-October 1888.

3) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter der Königl. Museen zu Berlin, Taf. XVI. Fig. 32, S. 73 f.

und die jener in der ägyptischen Abtheilung des Berliner Museums in Form und Grösse auffallend ähnlich ist. Leider sind auch hier die Fundverhältnisse nicht sicher beglaubigt. Während es von jenem Berliner Exemplare heisst, dass es vermuthlich in Unterägypten gefunden worden ist, weiss man von diesem französischen Exemplare nur, dass es mit einer Sammlung ägyptischer Alterthümer (Collection Posno) dem Museum zugekommen ist und „wahrscheinlich in Aegypten erworben wurde“. In London fand ich in der ägyptischen Abtheilung des Britischen Museums einige Fragmente ähnlicher Bronzeschwert-Klingen: Nr. 71, 6—19, 67 ist ein grösseres Fragment einer Klinge, wie Fig. 5, mit vier ziemlich unregelmässig gezogenen, vertieften Linien; das Stück ist an beiden Enden abgebrochen. Nr. 5122b ist ein Stück einer Klinge mit mehr rundlich gewolbtem Mittelgrahte zwischen zwei vertieften Linien, also mehr unserer Fig. 4 ähnlich. Endlich befinden sich unter Nr. 71, 6—19, 68 zwei Stücke einer nicht so breiten Klinge, ziemlich dick, mit schmalem, rundlichem Mittelgrahte. Ueber die Provenienz dieser Fragmente konnte ich nichts Näheres erfahren, als dass sie ägyptischen Ursprunges seien.

Mir scheinen Fig. 5 und die Fragmente in London ganz bestimmt dafür zu sprechen, dass auch das Berliner Exemplar Fig. 4 wirklich in Aegypten gefunden worden ist. Wir hätten somit wirklich aus jenem uralten Culturlande Bronzeschwert-Klingen, die dem von uns angenommenen ältesten europäischen Typus sehr nahe stehen. Wie die Griffzunge an dieser ägyptischen Form aussah, konnen wir leider nicht genau entscheiden, weil sowohl Fig. 4, wie Fig 5 eben an dieser Stelle unvollständig sind; unzweifelhaft scheint es jedoch, dass sie flach und breit auslief, so dass eine Montirung von Holz- oder Beinstücken den vollen Handgriff bildete. An diesen zwei Exemplaren sind keine Ueberreste erhabener Ränder der Zunge, wie an Fig. 1. An ägyptischen Bronze-Dolchen hat die Griffzunge jedoch öfters solche erhabene Ränder zum Festhalten der Holz- oder Beinmontirung; an Dolchen sieht man auch mehrmals eine rundlich ausgeschnittene Abschliessung der Handhabe gegen die Klinge, ähnlich wie die Spuren der Montirung an unserer Fig. 1 es noch zeigen. Ferner findet man öfters die Mitte der ägyptischen Dolchklingen durch Grahte und vertiefte Linien hervorgehoben, wobei auch der Griff ein Stück von den Seiten der Klinge oben umfasst, sowie dessen Montirung durch Nägel an die Zunge befestigt ist[1]).

1) Kemble, Horae feiales, Taf VII. Figg. 2 und 3; Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter des Konigl. Museums zu Berlin, Taf. XVI. Fig. 31, u. a m. St. In seiner wichtigen Abhandlung: Bronsåldern i Aegypten (Ymer, 1888) hat neuerdings Montelius das vorhandene Material der Bronzezeit Aegyptens zusammengefasst; er schätzt die Beschliessung dieser Periode etwa gegen die Mitte des 2. Jahrtausends v Chr. Auch er spricht von dem Berliner Exemplare (Fig. 4), bezweifelt aber die ägyptische Provenienz, wie ich es früher that. Unsere Fig. 5 und die hier erwähnten Londoner Fragmente hat er nicht gekannt.

Bronzene Dolche sind aus Aegypten sehr zahlreich vorhanden, während Schwerter bisher fehlten[1]). Es scheint, als ob die Verlängerung der bronzenen Stosswaffe zum wirklichen Schwert erst ziemlich spat dort stattgefunden habe. Aus den hier vorgeführten Stücken glaube ich schliessen zu dürfen, dass in Aegypten gegen das Ende der Bronzezeit wirkliche Schwerter vorkamen, die dem hier gedachten Prototypus der europäischen Formen sehr ähnlich waren. Bis ein Bronzeschwert aus einem gut beglaubigten ägyptischen Grabfunde vorliegt, muss allerdings auch die Möglichkeit im Auge behalten werden, dass diese Exemplare phönicischen Ursprunges waren und von jenem Volke, das in alter Zeit so vielfach in Aegypten hauste, dort hingebracht sind. Aber selbst wenn die Bronzeschwerter Figg. 4 und 5 demselben Volke, wie das Eisenschwert Fig. 2, zugesprochen werden sollten, scheint es sicher, dass diese Stücke in Aegypten gefunden worden sind, und dass die Phönicier innerhalb der dortigen Bronzecultur Vorbilder der meisten Details jener Schwertform haben finden können. Bei Untersuchungen über die Herkunft der ursprünglichsten Schwertform der europäischen Bronzezeit muss man daher ganz gewiss sowohl mit der ägyptischen, wie mit der westasiatischen Bronzecultur rechnen.

Von den Schwertern, die in ägyptischen Wandmalereien aus der Zeit Ramses' III. in den Händen fremder Völker abgebildet sind[2]) und die zum Theil durch rothe Bemalung als bronzene bezeichnet sind, wird man auf altägyptische Schwertformen nicht schliessen können; zudem weiss man vorläufig auch nicht, wie viel ihre Formen artistischen Stylisirungen u. s. w. zu verdanken haben. Wie gesagt, es scheinen die alten Aegypter die kurze Stosswaffe zum wirklichen Schwert erst spät verlängert zu haben; ihre alten Hiebwaffen sehen meistens ganz anders aus[3]).

Ein Bronzeschwert in der Sammlung des Hrn. John Evans auf Nash Mills in England, wo ich es 1884 sah, ist bei den Arbeiten am Suezkanal am Al-Kantarah ausgegraben, jedoch scheint es nicht aus einem Grabe zu sein; von einem Ingenieur, der dort angestellt war, ist es der Sammlung Evans zugekommen[4]) (Fig. 6). Die Form ist höchst

1) Im Grossherzogl. Museum in Darmstadt befindet sich ein ägyptischer Bronzedolch der gewöhnlichen Form und mit Hieroglyphen am Griffe, — von Dimensionen, die die Benennung „Kurzschwert" zulässig machen.

2) Chabas, Etudes sur l'antiquité historique, pag. 300 ff; Richard Burton, The book of the sword, London 1884, wo im Cap. VIII über ägyptisches Material gehandelt ist. Auch sonst ist in diesem Buche über alte und neue Schwerttypen viel gesammelt, sowie auch über die Archäologie der verschiedenen Metalle.

3) Gewöhnlich sind sie wie ein krummes, einschneidiges Hiebmesser. Vergl. z. B. Ramses II. auf dem Relief bei Perrot-Chipiez, Histoire de l'art antique, I. Fig 13; auch andere Abbildungen in diesem reich illustrirten Bande über die Cultur der alten Aegypter zeigen altägyptische Waffenformen. Vergl. auch Montelius, a. a. O. S. 32 ff., wo mehrere solche Hiebwaffen abgebildet sind.

4) Evans, Bronze Implements, p. 298; Burton, l. c. p. 157, Fig. 165.

Fig. 6.

1/6

eigenthümlich, mit einem geschweiften Blatte und einer oben stark umgebogenen Griffangel; der Griff, von Holz oder Bein, war durchbohrt und unten durch zwei Nägel an dem Blatte befestigt; die Umbiegung der Griffangel oben diente sowohl zum Festhalten des Griffes, „als vielleicht auch zum Aufhängen der Waffe am Gürtel". Die Länge der Klinge beträgt etwa 45 *cm.* So lange dieses Exemplar vollig alleinstehend ist, kann man damit nichts anfangen und die Form als eine ägyptische ohne weiteres nicht bezeichnen. Die Umbiegung der Griffangel werden wir spater als charakteristisches Detail an einer gewissen cyprischen Form wiederfinden (Fig. 7—9).

Während wir also an der Hand des ägyptischen Materials zu sicheren Resultaten über dortige Bronzeschwert-Formen noch nicht kommen konnen, scheinen die Resultate der vergleichenden Sprachforschung das oben Angedeutete zu bestätigen, nehmlich dass der Schwerttypus Fig. 1, etwa der alteste griechische und europäische, von den Phöniciern nach Europa gebracht worden ist und in seinem Ursprunge sich bis nach Aegypten zurück verfolgen lässt[1]). Vom ägyptischen Worte sefi scheinen die Semiten ihr seif zu haben, wovon wieder das griechische Wort ξίφος entstanden zu sein scheint. Oben ist durch das archäologische Material bewiesen, dass die älteste griechische Schwertform von den semitischen Phoniciern hergenommen ist, und es ist wenigstens wahrscheinlich gemacht, dass dies Volk den Gegenstand, wie auch dessen Namen, aus Aegypten entlehnt habe. Ehe wir jedoch die weitere Geschichte dieser Form in der griechischen Welt verfolgen, wollen wir noch in den uralten Culturländern an den südöstlichen Gestaden des Mittelmeeres nach einschlägigem Material uns weiter umschauen.

Von den uralten Culturvolkern am Euphrat und Tigris kennen wir die Bronzecultur noch nicht so genau, dass wir über mögliche dortige Schwertformen uns äussern können. Ein krummes, einschneidiges Bronzeschwert mit Keilinschrift aus Assyrien ist gewiss, wie Montelius dargelegt hat, als eine Nachahmung des oben erwähnten ägyptischen Hiebmessers zu

1) Das griechische Wort für Schwert (ξίφος) lässt sich auf indogermanischem Gebiete nur als ein Lehnwort erklären. Im Semitischen findet man es wieder: arabisch lautet es seif-un. Das Aramäische und Aethiopische haben ähnliche Formen. Aber auch auf semitischem Gebiete ist die Etymologie des Wortes nicht durchsichtig; mit der semitischen Form stimmt jedoch auffallend das ägyptische sefi, Schwert, Messer. (Nach einer gütigen Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Sophus Bugge, die auf Fr. Müller in Kuhn und Schleicher's Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung, II. S. 491, hinweist; er vergleicht dagegen auch August Müller in Bezzenberger's Beitragen zur Kunde der indogermanischen Sprachen, I. S. 300). Auch Burton, l. c. p. 123 und an anderen Orten, scheint dieselbe Etymologie vorauszusetzen.

betrachten[1]). Zur Kenntniss anderer assyrischer Schwertformen der dortigen Bronzezeit fehlt uns noch das Material. Gefundene Formen in Eisen, die wahrscheinlich solche von Bronze einer älteren Zeit wiedergeben, scheinen jedoch zu beweisen, dass man dort namentlich den Typus mit Griffangel benutzte[2]). Die von Worsaae in einer Abhandlung[3]) erwähnten Formen aus Indien und noch östlicheren asiatischen Ländern sollen hier nicht in Betracht gezogen werden, weil sie formell nichts Verwandtes bieten und weil die chronologischen Verhältnisse jener ostasiatischen Bronzen noch ganz im Unklaren liegen. Auch die im Kaukasus vorkommenden Dolch- und Schwertformen bieten sich hier nicht zum näheren Vergleiche dar; wir finden hier nur, wie sonst uberall, dieselben wenig charakteristischen Analogien, die bei solchen Waffen so zu sagen naturnothwendig wiederkehren mussen[4]). In Wien sah ich jedoch mehrere Dolche von Koban im Kaukasus mit Bronzegriffen, die z. Th. durch einen runden Einschnitt unten an den Dolchtypus Fig. 40 erinnerten.

Auf der Insel Cypern ist das Material reichlicher vorhanden und jetzt besser bekannt. Durch die Grabuntersuchungen, welche namentlich von Hrn. Ohnefalsch-Richter in den letzten Jahren in ausgedehntem Maassstabe vorgenommen sind, können wir jetzt die Culturphasen, welche die Entwickelung auf der Insel in der älteren Zeit durchgemacht hat, so ziemlich überblicken[5]). Vor der phönicischen Colonisation finden wir auf der kupferreichen Insel eine uralte Kupferperiode, aus dem vormetallischen Standpunkte sich allmählich entwickelnd und später in eine Bronzecultur übergehend, während auch die Zeugnisse von Beruhrungen mit der Aussenwelt sich mehren. Jene alte, vorphönicische Culturschicht ist der vorhellenischen in Hissarlik in dem Grade ähnlich, dass man sogar auf Identitat der Bevolkerung hat schliessen wollen; es finden sich auch mehrere Berührungspunkte mit der etwas mehr vorgeschrittenen, sogenannten Cycladen-Cultur[6]). In den Gräbern jener Kupferperiode treten unter anderen Kupfersachen auch die charakteristischen Dolche auf, mit scharfer, erhabener Mittelrippe und oben umgebogener Griffangel, — eine Form,

---

1) Transactions of the Society of Biblical Archaeology, IV. p. 346; Montelius, a. a. O. S. 33

2) Vergl. Figg. 51—54 aus dem Britischen Museum. Die an den Monumenten des 9. bis 7. Jahrhunderts v. Chr. abgebildeten Schwerter haben gewohnlich runde, reich decorirte Griffe, die wahrscheinlich um eine Angel sitzen, die aus der Klinge nach hinten verlängert ist.

3) Aarboger, 1879, und Mémoires des antiquaires du Nord, 1880.

4) Virchow, Das Gräberfeld von Koban, S. 76 ff.; Bapst, Revue archéologique, 1885. I. pl. XIII. Das neue Werk von Chantre über Kaukasische Alterthümer ist mir noch nicht zugänglich.

5) Ferd. Dümmler (Mittheil. des Kaiserl. deutschen archäolog. Instituts in Athen, XI. S. 209—262); Dr. Naue in der oben citirten Abhandlung in The Owl, 1888, und im Correspondenz-Blatt der deutschen anthropol. Gesellschaft, 1888. S. 123 ff.

6) Dümmler, a. a. O. S. 14—46.

welche zuerst von A. W. Franks im Jahre 1874 veröffentlicht wurde, und die auch ich im Jahre 1880 behandelte[1]) (Fig. 7). In der späteren Zeit werden diese Dolche bedeutend verlängert, bis zu einer Länge von 46—47 *cm*, ja sogar bis zu wirklichen Schwertern von über 60 *cm* Länge (Figg. 8 und 9). So finden sich auch Dolche oder Schwerter anderer Form, mit flacher Griffzunge, deren Rander erhaben sind, auf beiden Seiten zum Festhalten von Belegstücken aus Holz oder Bein (Figg. 10 und 11). Es ist diese letzte Form mit unserer Fig. 54 nahe verwandt, welche Figur einen Eisendolch im Britischen Museum in London darstellt, der bei Dali auf Cypern gefunden ist; dieser Dolchtypus muss mit dem Eisenschwerte Fig. 2 verglichen werden, das in einem griechisch-phönicischen Grabe auf Cypern gefunden wurde, welche Form vielleicht von den Phöniciern aus Aegypten entlehnt war. Genau diese Schwertform in Bronze kennen wir jedoch noch nicht, weder aus Cypern, noch aus dem phönicisch-asiatischen Festlande. Andere Formen von cyprischen Eisenschwertern sind jüngere Ableitungen[2]).

Lange vor der Zeit, auf welche man jetzt in Cypern die eigentliche phönicische Colonisations-Epoche ansetzt (etwa um das Jahr 1000 v. Chr.), müssen jedoch die Phönicier an den Gestaden der Insel Handel getrieben, Gegenstände und Culturelemente dorthin gebracht und von dort nach anderen Gegenden des Mittelmeergebietes verbreitet haben. An den Handel und die Schifffahrt der Phönicier müssen wir nehmlich denken, wenn wir z. B. Kupferdolche von exquisit cyprischer Form an verschiedenen Punkten in Südeuropa, unweit der Küsten des Mittelmeeres, treffen. In der Schweiz sind zwei solche Kupferdolche gefunden: ich erinnere mich noch meines Erstaunens, als ich bei meinem Besuche im Museum zu Bern im Jahre 1882 einen Kupferdolch cyprischer Form erkannte und die Versicherung des Hrn. Director von Fellenberg, dass der Fund bei der Jura-Gewässer-Correction im Zihlkanal ein vollkommen zuverlässiger sei, kaum glauben mochte[3]). Das andere Exemplar aus der Schweiz ist bei Lüscherz am Neuenburger See gefunden. Seitdem sah ich auf meinen Reisen mehrere ähnliche Stücke. So im folgenden Jahre aus dem Neapolitanischen fünf nahe verwandte Exemplare im Artillerie-Museum zu Turin; eines aus Albanien im Antiquitäten-Cabinet in Wien (vom Grafen Ludolph geschenkt); im Museum zu Budapest fand ich fünf in Ungarn ausgegrabene

1) A. W. Franks, Compte rendu du congrès de Stockholm, I. p. 346; Undset, l. c. S. 153.

2) Alexander Palma di Cesnola, Salaminia, pl. V. Fig. 1 und 2, aus Salamis; Naue, a. a. O. Fig. 16, von Marion-Arsinoë.

3) Vergl. meinen Aufsatz in der Westdeutschen Zeitschrift, V. S. 4[1]); auch Forrer, Antiqua, 1885. S. 132; ferner Gross, Protohelvètes, pl. X. Fig. 26.

Fig 7. Fig 8.

²/₃

Fig. 9.

Fig. 10.

14,3 *cm* lang

Fig. 11

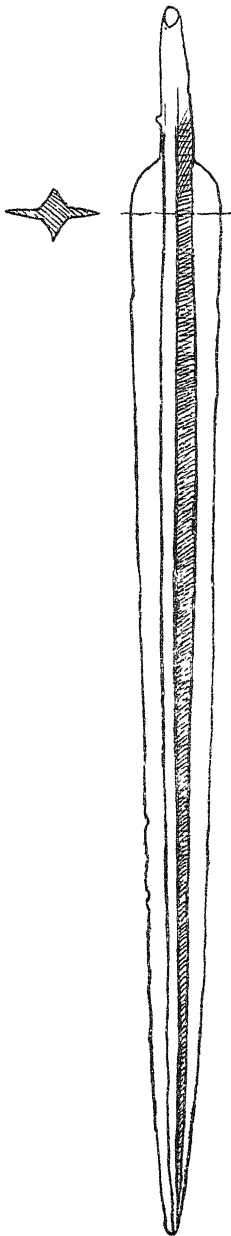
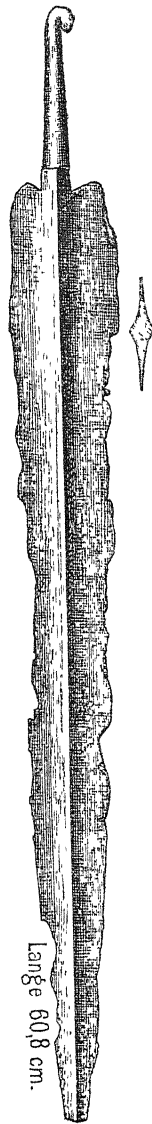
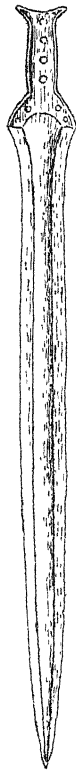
7,4 *cm* lang

Exemplare[1]). Auch in Hissarlik sind Dolche (aus Kupfer?) gefunden, die cyprischen aus Kupfer sehr ähnlich sind[2]). Es wurde mir klar, dass man, wenn es sich um die Anfänge der metallischen Zeit in Europa handelt, in den Mittelmeer-Landern auch dem Handel und der Schifffahrt der Phönicier Rechnung tragen muss Vergl. auch die weiter unten erwähnten, jedoch fraglichen Funde aus Italien, Frankreich und der Schweiz. — Wenn wir in Irland einen Dolch finden, dessen Griff fast ägyptisch ist[3]), so wird dies wohl nur Zufall sein.

Fig 12. Fig 13.

1/6 2/9

Schon in sehr alter Zeit muss diese Schwertform mit flacher Griffzunge (Fig. 1) nach Griechenland gebracht worden sein; während der dortigen Bronzezeit ist sie nehmlich herrschend gewesen, wie aus griechischen Exemplaren und aus den nordwestlicheren europäischen Typen klar ist. Auf der Akropolis von Mykenae wurde solch ein Bronzeschwert gefunden (Fig. 12), jedoch in keinem von den bekannten 6 Schachtgrabern, sondern in dem „cyclopischen" Gebäude, von dem Schliemann meint, es sei „vermuthlich von der Tradition als das Haus der Atriden bezeichnet"[4]). Im Schutte innerhalb des die Gräber umfassenden Ringes von Steinplatten wurde ferner ein Dolch gefunden[5]), dessen Handhabe eine etwas mehr entwickelte Form zeigt (Fig. 13): die Ränder der Griffzunge sind in derselben Weise erhaben, und man sieht die Nietlöcher, wodurch die die Belegstücke festhaltenden Nägel gingen; oben ist aber auch das Ende der Griffzunge erhalten, die hier mit den etwas dickeren Belegstücken einen grossen, runden Knopf bildete. Mit der unten zu behandelnden unteritalischen Form beweisen diese Stücke, dass Fig. 12 eine in der griechischen Bronzezeit typische Grundform uns vor Augen führt, — dieselbe, die wir aus späterer Zeit in unserer Fig. 1 in Eisen haben.

Die in den Schachtgräbern auf der Akropolis

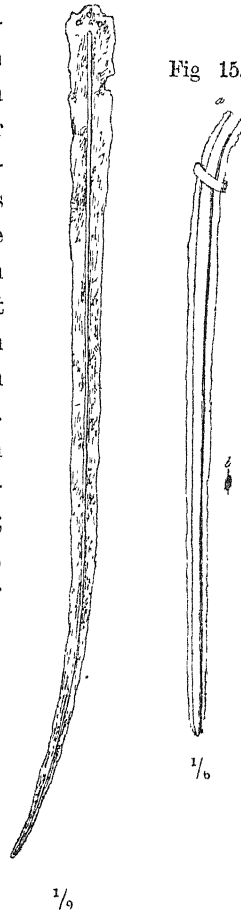
1) Seitdem publicirt bei Pulszky, Die Kupferzeit in Ungarn, S. 77, 79—81, 93. Zwei Gegenstände ägyptischer Provenienz können kaum mit diesen Dolchen zusammen betrachtet werden, nehmlich ein silbernes Gefäss (Monumenti dell' inst. di corrisp. archeol., I. pl. 56B, cfr. Rosellini, Annali, 1833. p. 179—184) und ein Scarabaeus (Hampel, Antiquités préhistoriques de la Hongrie, pl. XVI. Fig 13); diese zwei Stücke sind wohl am wahrscheinlichsten erst von den Römern nach Ungarn gebracht.

2) Vergl. die Form bei Franks in Compte rendu du congrès de Stockholm, p. 352, Fig. 4.

3) Evans, Bronze implements, Fig. 293; Kemble, Horae ferales, Taf. VII. Fig. 13.

4) Schliemann, Mykenae, S. 166; Undset, Etudes, p. 148.

von Mykenae gefundenen Bronzeschwerter zeigen durchgehends andere Formen; da sie aber von Hrn. Sophus Muller so vortrefflich behandelt worden sind, werde ich sie hier nicht näher erörtern[1]). Allen diesen schonen Schwertern ist es gemeinsam, dass die Klinge eine stark hervortretende Mittelrippe zeigt, die oft durch Profilirungen u. s. w. reich decorirt ist; oben laufen die Klingen in kleinere oder grössere Zungen aus; die letzteren haben gewöhnlich erhabene Ränder; stets waren die Belegstücke durch Nägel an die Griffe befestigt und zudem umfassen die Griffe gewohnlich das Oberste der Klinge. Diese langen Stossschwerter mit den prononcirten Mittelgrahten bringen die cyprischen Kupferwaffen in Erinnerung, bilden aber doch eine eigene Gruppe: so schone Schwerter kennen wir noch nicht aus dem inneren Mittelmeergebiete. Während des europäischen Bronzealters finden wir weiter gegen Nordwesten auch keine Schwerter, die eine nähere Verwandtschaft mit diesen mykenischen zeigen; nur aus Siebenbürgen ist ein Schwert bekannt, das in seiner langen, schmalen Klinge mit dem stark prononcirten Mittelgrahte an diese mykenischen bestimmt erinnert[2]) (Fig. 14). Auch in der Armeria Reale in Turin finden sich zwei ähnliche Rappierklingen von Bronze, deren Fundorte jedoch nicht bekannt sind (N. A 41 und 42); zu vergleichen ist auch ein Klingenfragment (Fig. 15), das im Tiber bei Rom gefunden sein soll (in der Sammlung Naue in München).

Fig 14 Fig 15.

Die schonen Schwerter aus den Schachtgräbern sind ganz gewiss uralt; sie müssen etwa der Zeit um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. angehören. Sowohl die Schwerter, wie namentlich die beruhmten herrlichen Dolche, mit in Gold und Silber eingelegten figurlichen Darstellungen, wie auch andere Gegenstande aus diesen grossartigen Funden, deuten auf vielfache Verbindungen mit Aegypten hin[3]). Doch wird der durch unsere Fig. 12 repräsentirte Typus kaum als jünger betrachtet werden können, obschon das abgebildete Exemplar wegen seiner Fundverhältnisse

1) Sophus Müller in den danischen Aarboger, 1882. p. 281, deutsch im Archiv fur Anthropologie, 1883. S. 324 ff.

2) Undset, Etudes, p. 153, pl. XVII Fig 2· Hampel, Alterthumer der Bronzezeit in Ungarn, 1887. Taf. XX. Fig. 5 — Das merkwürdige, rappierartige Kupferschwert aus Siebenbürgen (Pulszky, a. a. O. S. 80, Fig. 1) kann hier kaum angeführt werden

3) Furtwängler und Loeschke, Mykenische Vasen, S. XII, Ἀθηναῖον, Bd. IX und X

aus einer späteren Zeit, wie die erwähnten Gräber, herrühren muss. Schon wegen seiner Einfachheit muss dieser Typus sehr alt sein. Wie oben angedeutet, wird er auch von den anderen griechischen und von fast allen europäischen Bronzeschwertformen vorausgesetzt. — Wenn Müller sagt[1]), dass Fragmente solcher Schwerter auch in Olympia gefunden sind, so ist dies etwas zweifelhaft; von den gedachten Fragmenten, die ich in Olympia untersucht habe, glaube ich kaum, dass sie von Schwertern jenes Typus herstammen; wegen der nicht parallelen, sich stark nähernden Schneiden mögen sie eher von eigenthümlichen Dolch- oder Speerblättern herrühren; sicher ist jedenfalls, dass dort kein Fragment einer solchen Handhabe gefunden worden ist. Das Votivstück (Müller, a. a. O. Fig. 27) wird jedoch wohl eine ähnliche Handhabe gehabt haben. Im 10. Jahrhunderte v. Chr. waren solche Bronzeschwerter gewiss nicht mehr im Gebrauch in Griechenland. Schwerter kamen überhaupt in Olympia nur sehr selten vor (Furtwängler, Die Bronzefunde in Olympia, S. 78. Das von ihm erwähnte Eisenschwert konnte ich nicht zu sehen bekommen).

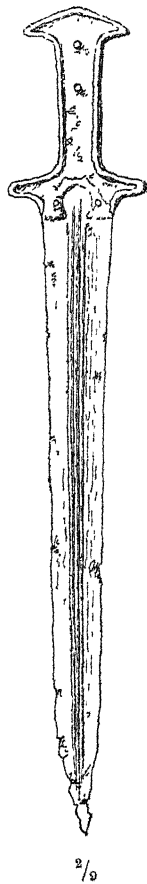
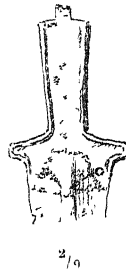



Fig. 16.

2/9

Fig. 17.

2/9

Wesentlich derselbe Typus, wie ihn der mykenische Dolch (Fig. 13) zeigt, wird uns durch das Bronzeschwert (Fig. 16) vorgeführt. Dasselbe befindet sich in London im Britischen Museum und ist gefunden bei Ialyssos auf Rhodos, in einem der dortigen Gräber der jüngeren mykenischen Art[2]). Fig. 17 stellt den oberen Theil eines ähnlichen Schwertes von derselben Fundstelle dar, welches sich ebendaselbst befindet, und zwar in 2 Exemplaren Interessant ist an diesen beiden abgebildeten Schwertern, dass Spuren der unteren Theile der Belegstücke der Griffe zu erkennen sind: wie man besonders an Fig. 16 sieht, hatten die Griffe gegen die Klinge einen rundlichen Ausschnitt, wie es später an fast allen europäischen Bronzeschwertern der Fall ist und wie auch an dem griechischen Eisenschwerte (Fig. 1) sich ganz deutlich wahrnehmen lässt.

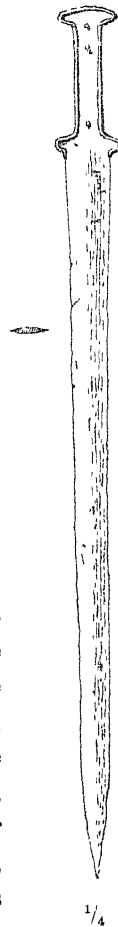
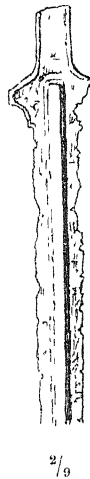
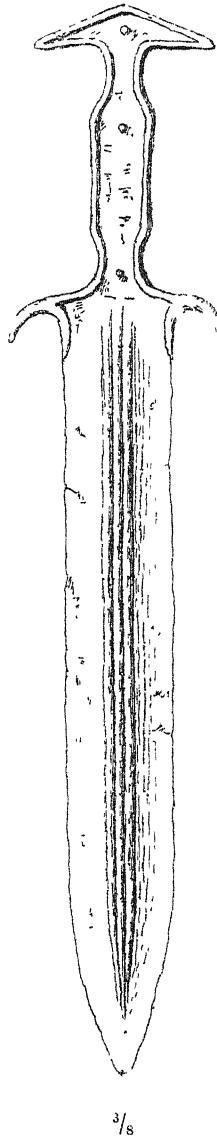
An den mykenischen Schwertern war die Verbindung zwischen Griff und Klinge etwas anders, jedoch findet man

1) S. Müller, Aarböger, 1882. p. 323 (vergl. Archiv für Anthropologie, 1883. S. 341).

2) Furtwängler und Loeschke, Mykenische Vasen, S. 1—17, Taf. D. Unsere Figg. 16 und 17 sind nach meinen eigenen, im Britischen Museum genommenen Skizzen gezeichnet. Das Schwert Fig. 16 wurde 1870 von Hrn. Prof. John Ruskin dem Museum geschenkt.

auch dort Details, die etwas ähnliches zeigen[1]). An Fig. 17 hat die Griffzunge nicht den breiteren, oben abschliessenden Theil, der mit den Belegstücken hier offenbar einen Knopf bildete, sondern der Knopf war als selbstständiges, ganzes Stück aufgesetzt, an einer kleineren Zunge, die von der grösseren Griffzunge sich verlängerte. Wie an dem abgebildeten Exemplare aus dem theilweise erhaltenen Nietloche dieser kleinen Zunge ersichtlich ist, war der Knopf hier oben mittelst eines Nagels besonders befestigt.

Unsere Fig. 18 zeigt ein Exemplar derselben Form aus dem eigentlichen Griechenland, bei Corinth gefunden (im South-Kensington Museum in London); von den soeben besprochenen rhodischen Exemplaren ist es durch die längere und schlankere Form verschieden, auch hat die Klinge weder eine Mittelrippe, wie Fig. 17, noch eine Gruppe von erhabenen Linien, wie Fig. 16, aber sie ist, wie der zur Seite der Figur stehende Durchschnitt zeigt, gleichmässig gewölbt. Auch aus Kreta sind neuerdings zwei solche Schwerter, jedoch fragmentarische, bekannt geworden[2]). Ein nahe verwandtes Stück, dessen Fundort jedoch nicht feststeht, findet sich im Museum zu Lyon[3]) (Fig. 19).

---

1) Sophus Müller, a. a. O. Fig 2 und besonders seine Dolche Fig. 16 und 17, die das hier besprochene Detail ganz ähnlich, wie unsere Fig 16, haben. Unsere Fig. 17 ist hier nicht ganz deutlich, jedoch scheint an diesem Exemplare der Einschnitt, wie eine runde Oeffnung, geschlossen gewesen zu sein, wie an den meisten der mykenischen Schwerter.

2) Halbherr ed Orsi, Antichità dell' antro di Zeus Ideo (Firenze 1888), p. 216 und Tav. XIII. Fig. 5.

3) Chantre, L'âge du bronze. Atlas, pl. XV bis, Fig 3. Während dort lit de la Saône als Fundort angegeben ist, habe ich im Museum von Lyon „provenance inconnue" notirt.

In Griechenland hat diese Form auch eine eigenthümliche Abänderung erhalten, wie unsere Fig. 20 zeigt. Merkwürdig ist hier besonders der untere Theil des Griffes: wo die Klinge ansetzt, vereinigen sich die erhabenen Ränder der Griffzunge zu massiven, runden, nach den Seiten vorspringenden Stangchen, die etwa eine Parirstange bilden, — eine weitere Entwickelung dessen, was wir an Fig. 16 gesehen haben; vergl. auch unten verschiedene griechische Eisenschwerter. Diese Stängchen aber sind an den Enden nach unten, wie Hörner, gebogen, so dass sie auch die Griffenden um den runden Einschnitt, z. B. an Fig. 16, in Erinnerung bringen[1]). Dieses Schwert ist mit der Sammlung Woodhouse dem Britischen Museum zugekommen; Hr. Woodhouse war längere Zeit englischer Regierungscommissar auf den Ionischen Inseln und hat ganz gewiss während der Zeit das Stück erworben; damit ist jedoch nicht ausgemacht, dass es auf Korfu, wie a. a. O. vermuthet wird, gefunden worden ist, es kann ebensowohl vom griechischen Festlande gekommen sein.

Andere, in der griechischen Welt gefundene Typen von Bronzeschwertern stellen die Figg. 21—25 dar. Fig. 21 ist ein bei den Ausgrabungen in Dodone gefundenes Exemplar, mit Mittelrippe und eigenthümlichen, nach oben vorstehenden Vorsprüngen an dem obersten Theile der Klinge. An einem anderen, jedoch fragmentarischen Exemplare von derselben Fundstelle sind dieselben Vorsprunge nur theilweise erhalten (Fig. 22); dieses Exemplar hat die Klinge in der unteren Hälfte etwas ausgeschweift[2]). Noch ein Schwert, wie Fig. 21, ist aus der Schweiz bekannt[3]). Solche, nach oben gerichtete Hörner, die im Kampfe die Hand wie eine Parirstange ganz beschützen würden, kommen auch an mykenischen Schwertern und Dolchen vor[4]). Vom selben Typus ist auch Fig. 23, vom Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet im Jahre 1887 aus Griechenland erworben. Aus Dodone rührt auch das Fig. 24 abgebildete, kurze Bronzeschwert her, das erhabene Ränder fur Belegstücke zum Griffe und Knopfe zeigt; eigen-

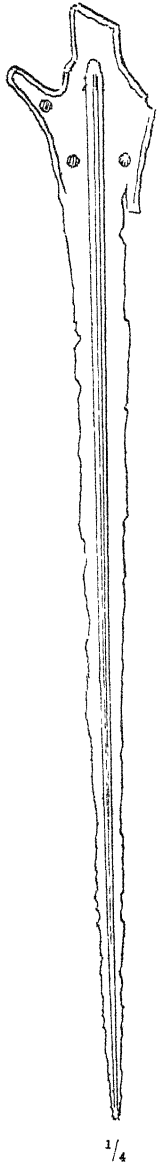
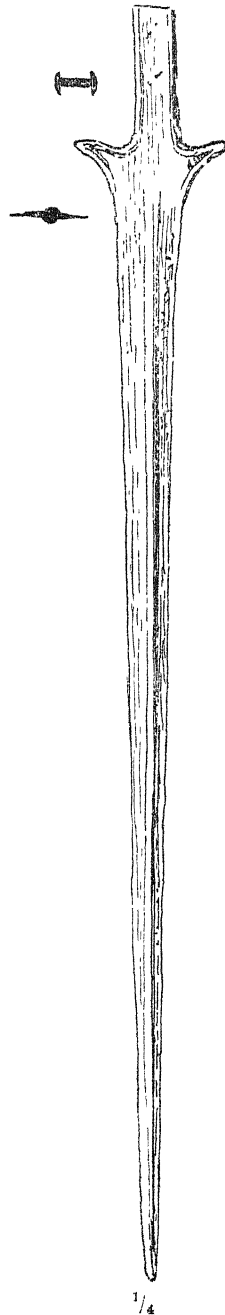
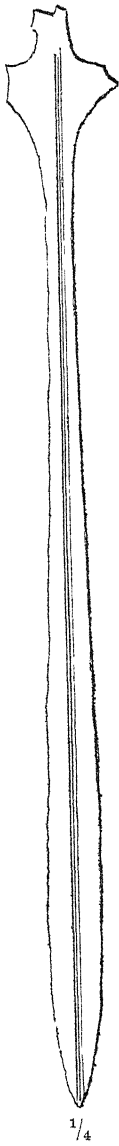
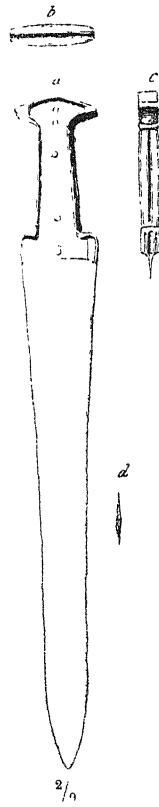
---

1) Die hier gegebene Zeichnung, nach meiner eigenen Skizze aus London 1884, ist viel correcter, als die Zeichnung, die ich in meinen Etudes, 1880. pl. XVIII. Fig. 2, nach einer von anderer Hand gütigst mitgetheilten Skizze gegeben habe. Die dort, p. 151, erwahnten vier anderen Exemplare desselben Typus sind eben die hier oben erwähnten, durch Figg. 16—18 reprasentirten Schwerter, die, obschon verwandt, doch nicht denselben Typus darstellen, — die ersten von Ialyssos, Fig 18 von Korinth. — Alle diese Abbildungen sind nach meinen eigenen, nach den Originalen in London genommenen Zeichnungen gegeben.

2) Carapanos, Dodone et ses ruines, 1878 pl. LVII, Fig 1 und 2. Uebrigens sind diese Abbildungen bei Carapanos nicht ganz befriedigend; im Textbande findet man darüber nichts Näheres.

3) Keller, Aelteste Waffen in d. Mittheil. d. Antiquarischen Gesellsch in Zürich, I. Taf. VII, Fig. 15. Wie mir Hr. Heierli freundlichst mittheilt, wurde dies Schwert mit einem Lappencelt bei Hofern bei Aldiswyl, nicht weit von Zurich, gefunden; beide Stücke sind aber im Jahre 1840 aus dem Züricher Museum gestohlen worden.

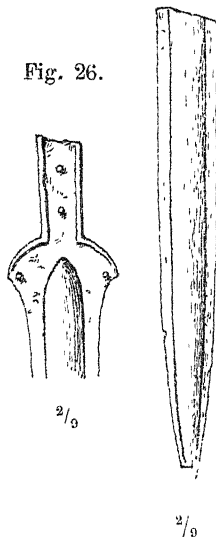
4) Sophus Müller, a. a. O. Figg. 14 und 17.

thumlich ist die flache, dolchähnliche Klinge und der Umstand, dass der Griff, wie es scheint, gegen die Klinge geradlinig abgeschnitten war Zu

bemerken sind auch an diesem Exemplare die ornamentalen Linien an den erhabenen Rändern des Griffes, wie man an unserer Abbildung

sieht[1]). Nahe verwandt ist ein Stück in der Antiquitäten-Sammlung in Berlin (Nr. 130 der Rhodos-Sammlung), bei Kameiros auf Rhodos von Hrn. Biliotti gefunden. Fig. 25 zeigt eine Klinge von der Insel Amorgos, mit stark hervortretender Mittelrippe, an den mykenischen Typus und an unsere Fig. 14 erinnernd: oben findet man zur Befestigung des Griffes nur zwei Nietlöcher[2]). Das Stück befindet sich im Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet, wo man viele alte Bronzen aus Griechenland und den griechischen Inseln findet, speciell von Thera und Amorgos. Von Amorgos kommt auch die schöne, bei Worsaae, a. a. O. Fig. 12 abgebildete Klinge, mit feinen Linien längs des Rückens decorirt; von Thera stammt das, ebenfalls bei Worsaae, a. a. O. pl. I. abgebildete Fragment einer Schwertklinge, mit eingelegten goldenen Aexten geschmückt, — eine Arbeit, die an die berühmten mykenischen Dolchklingen erinnert. Diese zahlreichen Kopenhagener Bronzen von den griechischen Inseln müssen mit der von F. Dümmler behandelten, sogenannten Cycladen-Cultur zusammen betrachtet werden, welche Gruppe der reicheren mykenischen vielfach parallel steht[3]).

Fig. 27.

Fig. 26. $^{2}/_{9}$ $^{2}/_{9}$

Ganz, wie Fig. 12 aus Mykenae, ist das Schwert, dessen Obertheil in Fig. 26 abgebildet ist, in Albanien bei Scutari gefunden, in London im Britischen Museum bewahrt[4]). Von einem ganz ähnlichen Schwerte ist der untere Theil (Fig. 27), bei Corinth gefunden, im Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet (Worsaae, a. a. O. Fig. 14). Die hier erwähnten Stücke beweisen, dass dieser Schwerttypus während der griechischen Bronzezeit allgemein verbreitet war, und sie rechtfertigen ganz meine im Jahre 1880 ausgesprochene Meinung, dass das Eisenschwert (Fig. 1) eine Form der griechischen Bronzezeit kennen lehrt, und dass die ganz ähnliche Form, die ich für die älteste ungarische und als Prototypus fast aller anderen Bronzeschwerter im westlichen und nördlichen Europa gehalten habe, aus Griechenland gekommen ist. Erst in Ungarn wurde der Griff als ein volles, ganzes Stück aus Bronze gegossen, das jedoch in den Ornamenten die Erinnerung an die, die Belegstücke an der Zunge festhaltenden 3 Bänder bewahrte[5]).

1) Nach gütiger Mittheilung des Hrn Dr J. Naue in München, in dessen Sammlung das Stück kam.

2) Undset, Etudes, pl XVIII Fig. 3; Worsaae, Aarböger, 1879 Fig. 16 (Mémoires, 1880).

3) F. Dümmler, Mittheil. d. Kaiserl. deutsch. archeol Inst. in Athen, XI. S. 24 f. und Beilage 1.

4) Dem Britischen Museum im Jahre 1880 von C. West Esq geschenkt

5) Undset, Etudes, pl. XIII. Fig. 1, pag. 117, 145.

Weil eine grossere zusammenfassende Arbeit über die Bronzezeit in der griechischen Welt noch nicht vorliegt[1]), füge ich auch hier die Publication einiger bisher nicht bekannt gemachten Bronzen ein. Bei Athen ist die schön gearbeitete, bronzene Lanzenspitze Fig. 28 gefunden[2]). Fig. 29 ist eine gehämmerte bronzene Lanzenspitze von Hypata in Phthiotis (Thessalien). Die ebenfalls gehämmerte, kleine Lanzen- oder Pfeilspitze (Fig. 30) kommt von der Insel Kreta[3]). Auf derselben Insel, bei Dali, ist auch das interessante Gefäss aus Serpentin Fig. 31 gefunden[4]); es ist mit Spiralen ornamentirt, wie das bei Dümmler, Athen. Mittheil., XI. Beil. 1, Fig. A, 4, abgebildete Gefäss aus grünlichem Marmor, auf Amorgos gefunden[5]). Dieses letztgenannte Stück erinnert übrigens sehr an das merkwürdige, ebenfalls mit Spiralen ornamentirte Gefäss aus Topfstein, welches Lindenschmit als bei Albano gefunden abbildet, von dem ich aber schon 1883 darauf aufmerksam gemacht habe, dass es auf der Insel Melos gefunden und also dieser Gruppe zuzuzählen ist[6]).

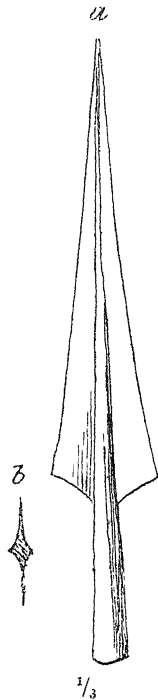



Fig. 28. Fig 29. Fig. 30.

Fig. 31.

1) Das meiste wird man wohl bei Worsaae, Aarboger, 1872, 1879 (Mémoires, 1873, 1874, 1880) zusammengestellt finden.

2) Von Hrn. Dr Naue in München, in dessen Sammlung sie sich befindet, gütigst mitgetheilt.

3) Die Lanzenspitzen Figg. 29 und 30 befinden sich im Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet unter Nr 1373 und 1375.

4) Ebenfalls in der Sammlung Naue in München.

5) Dummler, a. a. O. S. 42.

6) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I. X. III. Fig. 3; Undset, Zeitschr. f. Ethnol., 1883. S. 214.

Endlich führe ich hier Fig. 32 an: dieser Dolch, im Jahre 1887 vom Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet erworben, ist aus Kleinasien gekommen. Die scharfe Mittelrippe und die oben umgebogene Griffangel erinnern an die oben besprochenen cyprischen Dolche; an dieser Fig. 32 verbreitert sich jedoch das Blatt auffallend stark nach oben. — Ein interessantes Stück ist der Hohlcelt Fig. 33 aus der Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Leipzig, über dessen Provenienz man jedoch nur weiss, dass er aus Griechenland gekommen ist; merkwürdig sind hier besonders die kleinen (nicht durchbohrten) Zapfen an den Seiten, die wohl dazu dienten,

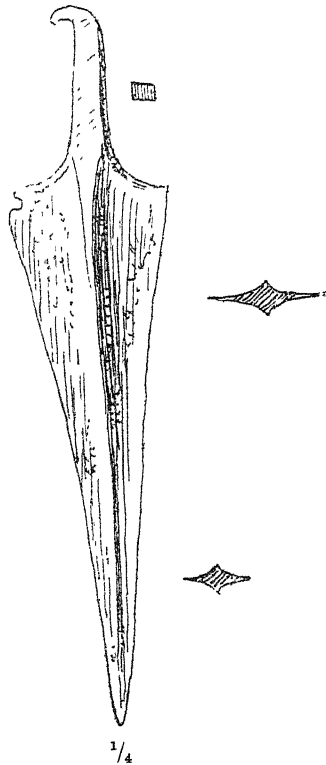
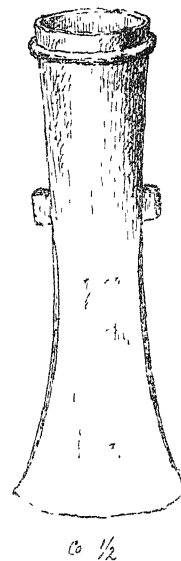
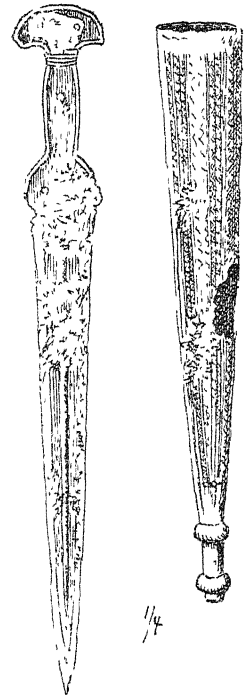



Fig. 32. Fig. 33. Fig. 34.

den Celt durch kreuzweise gezogene Schnure an den Schaft besser zu befestigen. Solche Zapfen sind an gewissen Hallstatt-Eisencelten stetiger Bestandtheil geworden. Verwandt ist auch ein Bronzecelt im Antiquarium in Berlin, aus der Sammlung Minutoli, Friederichs Nr. 1697, der in Athen gefunden sein soll.

Es wird hier die Stelle sein, auch eine nach Unteritalien gekommene Kurzschwert- oder Dolchform zu erwähnen, die ohne allen Zweifel von Griechenland herübergekommen ist und die mit oben behandelten griechischen Formen die grösste Verwandtschaft zeigt. Unsere Fig. 34 stellt ein Exemplar aus dem Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet dar; die Griffzunge

hat erhabene Ränder, die Belegstücke waren aus Elfenbein, wie ein noch erhaltenes Fragment beweist; oben findet sich auch dieselbe Erweiterung der Zunge als Unterlage für den Knopf, wie an unseren Figg. 13 und 16. Wie der Griff gegen die Klinge abgeschlossen ist, kann man gewöhnlich nicht sehen; bisweilen zeigen jedoch die Spuren einen etwas abgerundeten Ausschnitt[1]). Solche bronzenen Kurzschwerter sind im südlichen Italien sehr allgemein; die Form wird sicher von Griechenland herübergekommen sein, wie auch die aus mehreren Spiralplatten gebildete Fibulaform[2]). Zeitlich lebt diese Schwertform in Italien fort bis tief in die Eisenzeit; nicht allein kennt man „symbolische“ Miniatur-Exemplare aus den Gräbern bei Albano[3]), sondern es sind auch solche bronzene Kurzschwerter in Gräbern einer schon mehr vorgeschrittenen Periode des älteren Eisenalters gefunden, z. B. bei Corneto-Tarquinia. Innerhalb der reichen Graber-Gruppe, zu welcher das berühmte, von den HHrn. Regulini und Galassi untersuchte Grab von Caere gehört, kommen sie auch vor. So stammt das in Fig. 35 abgebildete Exemplar aus dem Bernardini-Grabe bei Palaestrina[4]); etwas eigenthümlich ist die lang zugespitzte Form der Klinge. Die Handhabe war mit Elfenbein und Bernstein belegt, mit Silbergarnituren versehen, und hatte oben einen grossen runden Knopf aus Elfenbein. Sehr ähnlich ist das Exemplar, dessen Obertheil im Detail in Fig. 35 a abgebildet ist; der lange Kopfnagel beweist, dass einst auch hier ein grosser runder Knopf befestigt war[5]). Ein Exemplar in Eisen derselben Form, mit derselben spitz zulaufenden Klinge befindet sich im Museum zu Neapel (Nr. 2913); es ist von Paestum gekommen[6]); andere Exemplare von Eisen wurden in zwei Grabern bei Corneto-Tarquinia gefunden[7]); im Musée

Fig. 35.

1/4

Fig 35 a.

1) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter des Berliner Museums, Taf. XII. Fig. 6.

2) Undset, Etudes, 1880. pag. 63 und 150, vergl. auch meine Abhandlung in den Annali dell' Inst., 1885. pag. 101.

3) Pigorini, Bullettino di Palet., IX. pl. III. Figg. 2, 9 und 10

4) Im Museo nazionale preistorico e Kircheriano in Rom aufbewahrt, vergl. Monumenti dell' Inst., X. pl XXXI. Fig. 4; auch Bullettino di Palet, IX. Tav. III. Fig. 10, wo es restaurirt abgebildet ist und wo es heisst, dass die Klinge von Silber(?) sei.

5) Ich sah dieses Exemplar bei der Versteigerung der Sammlung Balboni in der Sala Dante in Rom im Februar 1883; es wurde von einem Händler gekauft.

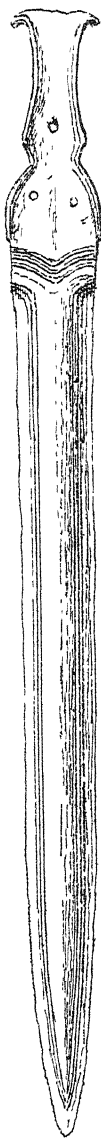
6) Fiorelli, Catalogo del Museo nazionale di Napoli, 1869 pag. 5, No 41.

7) Notizie degli scavi, 1882. pag. 181 f., Tav. XII. Fig. 4. Auf der nicht abgebildeten Seite sieht man hier deutlich den halbrunden Ausschnitt unten am Griffe.

Fig. 37.

Fig. 36.

1/4

1/3

d'artillerie in Paris findet sich auch eine ähnliche Dolchklinge von Eisen in einer bronzenen Scheide, unbekannter Provenienz. Gemeinsam für alle diese süditalischen Kurzschwerter, die sich in bedeutender Anzahl in fast allen Museen befinden, welche italische Alterthümer enthalten, ist es, dass sie in Scheiden aus getriebenem Bronzeblech vorkommen, wie auch unsere Figg. 34 und 35; auch dadurch bekunden sie, dass sie einer anfangenden Eisenzeit angehören. Aus dem fernen Osten findet man z. B. auch in Assyrien ähnliche Schwertscheiden aus Bronzeblech; Fig. 36 ist ein solches Exemplar im Britischen Museum, das im Nordwest-Palaste in Nimrud gefunden wurde; am unteren Ende ist es abgebrochen. Wie dieses Stück mit vielen anderen, in Assyrien gefundenen Metallsachen beweist, dass die Metalltechnik der ältesten italischen Eisenzeit von Osten her beeinflusst worden ist, werde ich unten näher besprechen; Zwischenglieder und die Rolle, welche z. B. die Phönicier hierbei gespielt haben, kennen wir noch nicht.

Die hier besprochene unteritalische Schwertform hat sich in Italien ziemlich weit gegen Norden hin verbreitet. In Etrurien ist sie öfters gefunden, nehmlich, wie gesagt, bei Corneto[1]), nordlicher bei Grosseto, wo eine solche Scheide im Stadt-Museum aufbewahrt wird, und noch nördlicher, bei Vetulonia, wo neuerdings 2 Exemplare von Eisen, mit Scheiden von Bronze und Elfenbein, gefunden sind, in Gräbern etwa des 6. Jahrhunderts v. Chr.[2]). Auf der Ostseite der Halbinsel ist ein mit unserer Fig. 35 verwandtes Exemplar in der Provinz von Teramo, nordöstlich von Rom, bei S. Omero gefunden[3]). Wenn wir in die Gegend von Bologna und in die Po-Ebene kommen, begegnen

1) Ausser den zwei, in Note 39 erwähnten eisernen Exemplaren ist hier auch ein schones, bronzenes (in tomba del 21. marzo) gefunden, dessen langer Kopfnagel einen Knopf, wie an Fig. 35, andeutet.

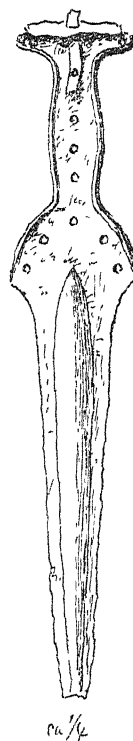
2) Bullettino dell' Inst., 1886. pag. 137 und 139.

3) im prähistorischen Museum von Rom (Undset, Annali, 1885. pag. 101). Wenn Pigorini im Bullettino di Palet, IX. pag 99 f., ein Exemplar von Friaul aus dem Artillerie-Museum von Turin anführt, so habe ich in dem genannten Museum kein solches Schwert finden können. Auch ist es gar nicht sicher, dass das von ihm citirte Exemplar aus der Sammlung Guardabassi, jetzt im Museum zu Perugia, in Umbrien gefunden worden ist; es ist in den Notizie degli scavi, 1880. Tav. II. Fig. 20, abgebildet, aber im Texte dazu (pag. 6—28 und 122) finde ich es gar nicht erwähnt.

uns in den Nekropolen und in den Terramaren andere, aus Mitteleuropa stammende Schwertformen[1]).

Aber es kommen auch in Süditalien andere Formen von Bronzeschwertern vor. Fig. 37 soll aus Calabrien, Fig. 38 aus Apulien stammen. Es wäre allerdings eine Moglichkeit, das erste Stück als eine Variation der gedachten unteritalischen Form aufzufassen, aber beiden wurde man sonst am ehesten mitteleuropäischen Ursprung zusprechen; weil die Fundberichte nicht absolut zuverlässig sind, muss man sie vorläufig zur Observation stehen lassen[2]). Mit Fig. 39 im Museum zu Neapel, aus dessen älterem Bestande, steht es nicht viel besser; obwohl der Aufbewahrungsort die Provenienz aus Unteritalien wahrscheinlich macht und die Uebereinstimmung mit unseren Figg. 12 und 26 von der gegenüberliegenden griechischen Halbinsel dies wohl begreiflich machen könnte, muss doch dieses Stück, dessen Fundort nicht bekannt ist, vorläufig auch zur Observation stehen bleiben. Mit dem ahnlichen Stücke (Catal.-Nr. 84), als dessen Provenienz Pompeji angegeben ist, verhält es sich ebenso. Eigenthümlich ist hier, dass die Griffzunge oben in einen Ring ausläuft; auch sonst hat das Stück, das ich jedoch nicht genau untersuchen konnte, einen beinahe suspecten Charakter[3]). — Auch in Spanien ist ein bronzenes Kurzschwert dieses unteritalischen Typus gefunden; weitere Untersuchungen werden hoffentlich mehr an den Tag bringen zur Aufklärung uber Resultate sehr

Fig. 38.

Fig. 39.

1) Pigorini in der letztcitirten Abhandlung. — Ein eiserner Dolch in Eisenscheide aus dem de Lucca-Grabe 151 bei Bologna (Museum Bologna) ist weniger verwandt mit der besprochenen unteritalischen Form. Ein eigenthumlicher Eisendolch im Museo patrio in Brescia, aus der Provinz, zeigt auch eine gewisse Aehnlichkeit mit unserer Form und noch mehr mit griechischen Bronzen, wie Fig. 13, diese Aehnlichkeit kann jedoch nur Zufall sein

2) Beide Schwerter sind nach, von Hrn. Dr Naue in München gütigst mitgetheilten Zeichnungen abgebildet; sie befinden sich in seiner Sammlung.

3) Fiorelli, l. c. pag. X, No. 150 (Mus.-Nr. 3431, ält. Nr. 5819); ibid. pag. 8 (Mus.-Nr. 3462, ält. Nr. 5759).

früher Seeverbindungen zwischen den Halbinseln[1]). Vergl. auch Bd. XXI. S. 225 und 229.

Einer bedeutend alteren Zeit, wie der erwähnte unteritalische Schwerttypus, müssen die triangulären Dolche (Fig. 40) angehören, wovon viele Exemplare in Italien gefunden sind, jedoch, wenigstens soweit mir bekannt ist, noch nicht in geschlossenen Funden mit anderen Gegenstanden zusammen. Der am meisten bekannte Fund durfte der Depotfund von Castione sein, nicht weit von der namhaften Terramare Castione dei Marchesi im Parmensischen; noch grosser war ein Depotfund von Loreto Aprutino in den Abruzzen, also im unteren Italien[2]). Von zwei Exemplaren in der Armeria Reale in Turin weiss man, dass eines „in den Abruzzen", das andere „im Neapolitanischen" gefunden worden ist. Eine ähnliche Dolchklinge ist in Apulien[3]), ein vollständiger Dolch auf Sicilien gefunden[4]). Ein ganzes Exemplar soll aus Griechenland stammen[5]). Im mittleren und nördlicheren Europa, wohin mehrere solche Dolche aus dem Süden importirt sind, gehören sie dem ersten Anfange der Bronzezeit an[6]). Diese uralten, kurzen, bronzenen Stosswaffen zeigen bei der Verbindung zwischen Griff und Klinge denselben halbrunden Ausschnitt, wie wir oben gesehen haben; auch scheinen sie stets volle Bronzegriffe zu haben. Ueber die Herkunft dieser alten Dolchform und ihre früheste Geschichte konnen wir uns noch nicht näher aussprechen. Mag auch der gedachte Fund aus Griechenland zweifelhaft sein, und können wir auch auf die S. 7 erwähnte Aehnlichkeit eines Dolchgriffes aus dem Kaukasus kein Gewicht legen, so beweisen doch die unteritalischen Funde, namentlich Funde ahnlicher Dolche in Spanien[7]), wie auch das häufige Vorkommen solcher Dolche in Depotfunden und vergrabenen Handelsvorräthen in Italien und noch weiter nördlich, dass man hier an eine gemeinsame Bezugsquelle und an ausgedehnte Handelsverbindungen denken muss. Mehr Licht über diesen Punkt konnen wir aber erst von der Zukunft erwarten.

Fig. 40.

1/6

1) Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal, 1886. pag. 223, Fig. 308.

2) Mariotti, Bullettino di palet., II. pag. 44 ff. Nach seiner gewiss richtigen Vermuthung stammen sowohl die in Paris im Musée d'artillerie befindlichen Exemplare „aus dem Königreiche Neapel" (wovon 3 bei Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I. XI. II. Fig 5—7, abgebildet sind), als das Exemplar im Museum von Neapel (Fiorelli, l. c. pag. 9, No. 92) aus diesem Funde von Loreto Aprutino

3) in der Sammlung Naue in München.

4) in dem obengenannten Museum in Paris (vergl. Lindenschmit, a. a. O. Fig. 8).

5) im Museum von St. Germain, nach Mariotti, l. c. pag. 52. In St. Germain habe ich jedoch diesen Dolch nicht gesehen.

6) Montelius, Om tidsbestämning inom Bronsåldern, Periode I.

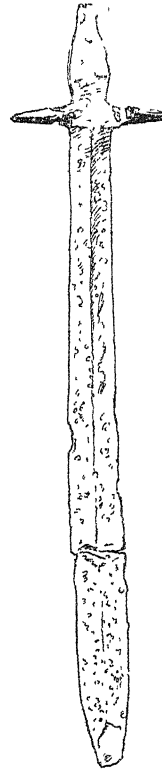
7) Cartailhac, l. c. pag. 224.

Wir kehren zu unserem eisernen Exemplar (Fig. 1) zurück. Wir sahen, dass es aus Gräbern bei Athen aus der sogenannten Dipylon-Epoche stammt. In Fig. 2 und 3 fanden wir aber ganz dieselbe Schwertform aus „griechisch-phönicischen“ Gräbern auf Cypern. Dass der Uebergang zur Eisenzeit auf Cypern, welche Insel den uralten Culturländern im Nilthale und in Westasien am nächsten lag, früher als in Griechenland vor sich gegangen ist, können wir kaum bezweifeln; es ist denn auch das wahrscheinlichste, dass die Reproducirung in Eisen von dieser Schwertform, die schon während der Bronzezeit nach Griechenland gebracht war, auf der genannten Insel stattgefunden hat; es kann dann auch sehr leicht möglich sein, dass die bei Athen gefundenen Exemplare von Phöniciern nach Griechenland gebracht worden sind, — mit den vielen anderen Zeugnissen ihres Handels und ihrer Einflüsse, die wir in der Dipylon-Civilisation antreffen. Wie dem auch sei, mehrere Beweise haben wir, dass diese Eisenform in der griechischen Welt sehr verbreitet war und dort auch andere, jüngere Formen erzeugt hat. Unsere Fig. 41 zeigt ein Eisenschwert aus dem Antiquitaten-Cabinet in Kopenhagen, das bei Potidäa in Macedonien gefunden wurde; die Handhabe war hier, wie die Figur zeigt, gegen die Klinge gerade abgeschnitten, die Griffzunge mit Bein oder Holz belegt, was aber wieder mit einer dünnen Eisenplatte überzogen war, wie aus den an den Enden der Parirstange noch erhaltenen Resten ersichtlich ist, und wie wir es an mehreren Hallstatt-Waffen, besonders an den kurzen, einschneidigen Hiebmessern, öfters wiederfinden. Die oben nach A. P. Cesnola erwähnten cyprischen Schwerter[1]) waren ganz ähnlich, ebenso auch ein Fragment von Rhodos (Fig. 42) im Britischen Museum. Eigenthümlich ist hier besonders die Parirstange, die sich gewiss aus den vorspringenden, hornartigen Stücken am Untertheil der Handhabe entwickelt hat, die wir oben z. B. an den Bronzeschwertern Figg. 16, 20 und 23 sahen.

Fig. 41.

1/6

Fig. 42.

Von dieser griechischen Form stammt auch ein in Italien in der etwas späteren Zeit sehr häufiger Schwerttypus. An der italischen Ostküste lebten in Apulien und in Picenum, wie auch in den inneren, bergigen Landestheilen mehr altertümliche und einfachere Cultur-

1) Alexander Palma di Cesnala, Salaminia, pl. V. Figg 1 und 2; vergl. auch Seite 8 oben.

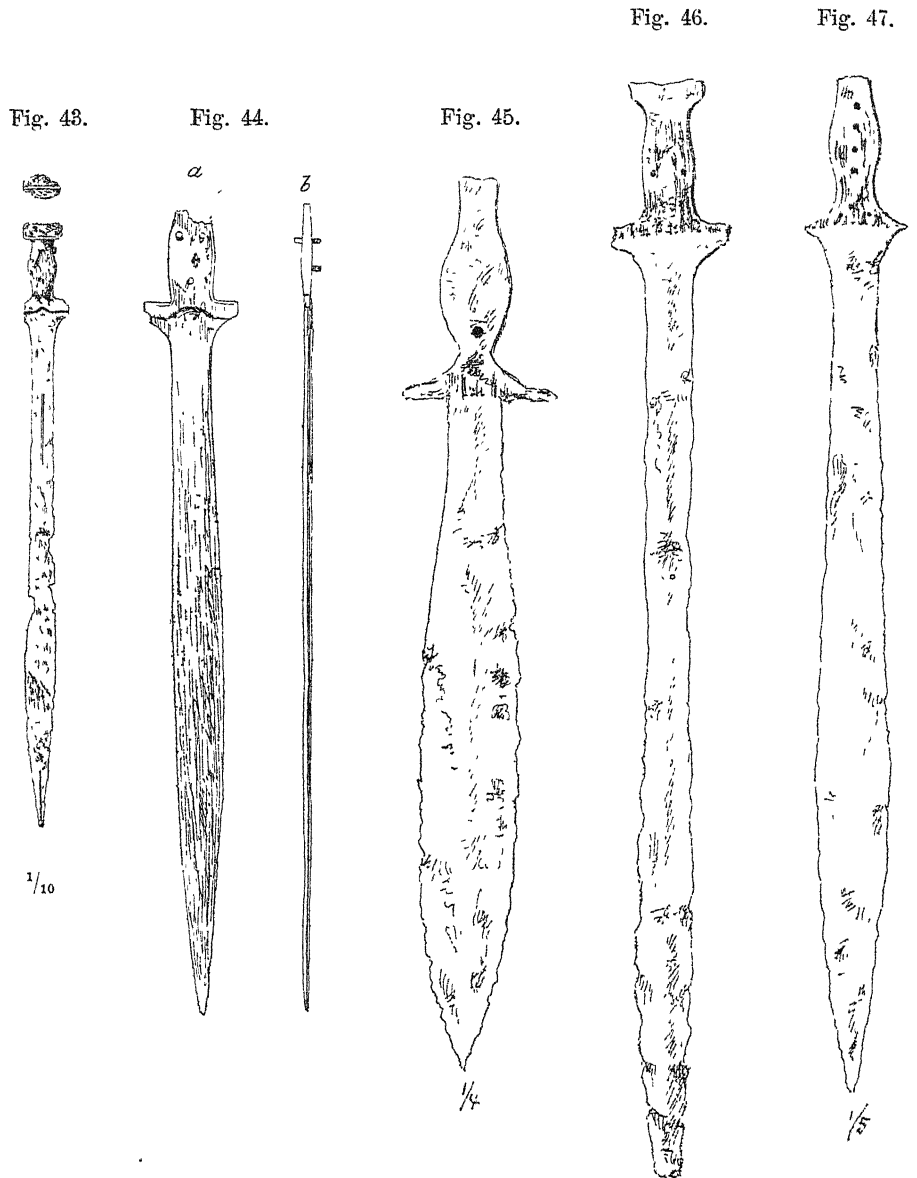
verhältnisse lange fort, nachdem an der tyrrhenischen Meeresküste die classischen Entwickelungen schon lange angefangen hatten. Zum grossen Theil aus diesen Jahrhunderten stammen die ausgedehnten Nekropolen der

Ostküste mit unverbrannten Leichen und mit reichlicher Ausstattung von Beigaben. Darunter finden sich auch Schwerter, wovon wir hier in Figg. 43—47 verschiedene Varietäten wiedergeben können.

Fig. 44 befindet sich im Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet; Figg. 46 und 47 stammen aus dem eigentlichen Picenum; die zwei letzten

sind in der Nekropole von Offida, in der Nähe der Stadt Ascoli-Piceno, gefunden. Fig. 46 befindet sich im Mus. preist. in Rom, Fig. 47 im Artillerie-Museum in Turin. Diese Gräber datiren meistens etwa aus dem 5. Jahrhundert v Chr. Die Scharfe der Klingen erstreckt sich auch über die abgerundeten Partien unter der Handhabe bis an den Anfang derselben, die meistens mit Holz bekleidet war; bisweilen sind auch Spuren eines Ueberzuges von Eisenblech vorhanden. Die meisten Klingen zeigen auch Spuren von Holzscheiden. Die Abschliessung des Griffes gegen die Klinge war meistens geradlinig; dann und wann findet sich jedoch auch ein runder Ausschnitt, wie die an Fig. 44 auf beiden Seiten wiedergegebenen Spuren zeigen. Die Klingen sind gewohnlich schwach gewölbt, einzelne zeigen auch eine Mittelrippe, etwa wie Fig. 43. Aus den Nekropolen von Offida, Spinetoli, Carpineto und Belvedere, im Picenum und in den Abruzzen finden sich zahlreiche solche Schwerter in verschiedenen italienischen Museen, namentlich in Rom, Turin und besonders Ascoli-Piceno, von welcher letzteren Stadt ich einige 20 Exemplare notirt habe. In den ähnlichen Nekropolen bei Tolentino hat man die gleichen Schwerter in Gräbern, die durch das anfangende Auftreten von Certosa-Fibeln datirt werden[1]); dort haben die Schwerter auch bisweilen eine kürzere, breitere, mehr ausgeschweifte Form mit mehr herausragender Parirstange, etwa wie wir in Fig. 45 sehen[2]). Das Exemplar Fig. 43 stammt aus der Gegend von Ordona, nördlich vom Monte Gargano: ein ganz ähnliches ist in einem Grabe bei Ruvo in Apulien gefunden[3]). Dieselbe picenische Form haben wir auch in Fig. 43; interessant ist hier die theilweise noch erhaltene Mittelrippe der Klinge und die ziemlich erhaltene Handhabe mit Ueberzug von Eisenblech und mit einem kleinen, runden Einschnitte unten am Griff; nebst einem anderen, fragmentirten Exemplare, das jedoch den runden Einschnitt am Griff noch deutlicher und grösser zeigt, ist es bei Lepsignano, nahe bei Baccano, nordlich von Rom, also auf dem rechten Tiberufer, gefunden[4]).

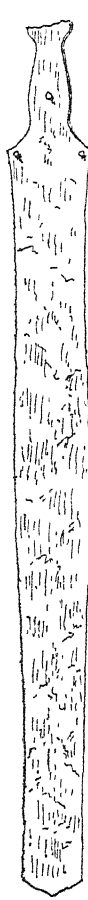
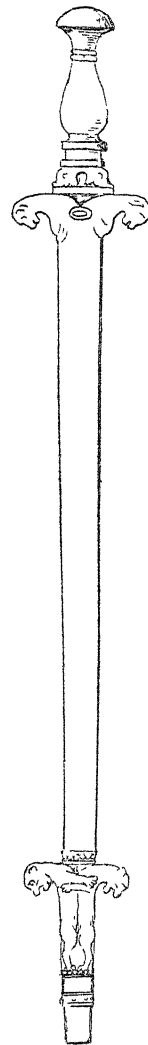
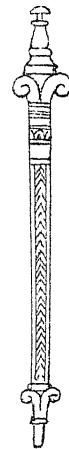
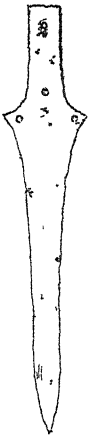
Es wurde oben darauf hingedeutet, dass die Grundform Fig. 12 mit der anfangenden Bronzezeit nach Mitteleuropa gekommen sei, und dass sie dort und noch nördlicher den Ausgangspunkt ganzer Reihen von bronzezeitlichen Schwertformen gebildet habe, mit Belegungen des Griffes aus vergänglichem Material oder mit vollen, in Bronze gegossenen Handgriffen. Auf diese Entwickelungen der mittel- und nordeuropäischen

1) A. Silveri-Gentiloni, Bullettino di palet., VI pag. 155, Tav VIII. XI.

2) A. Silveri-Gentiloni, l. c. Tav. IX. Fig. 26.

3) beide im Artillerie-Museum in Turin, vergl A. Angelucci, Ricerche preistoriche e storiche nella Italia meridionale, 1876. pag 33.

4) im Musée de St. Germain, Nr. 2992 und 2996, beide von Hrn Fabri, Comm. Rosa's Vorgänger als Napoleon's III. Commissar auf dem Palatin, eingesandt, bei „Castellani's Ausgrabungen“ gefunden.

Bronzeschwerter werde ich hier nicht näher eingehen; ich verweise auf meine frühere Behandlung dieses Stoffes[1]). Sobald die Eisenzeit in Mitteleuropa anfangt, finden wir eine Bronzeform, wie unsere Fig. 48, sehr verbreitet, so z. B. in dem berühmten Gräberfelde von Hallstatt. Dieselbe Form begegnet uns auch bald in Eisen wiederholt (Fig. 49), bisweilen

etwas kürzer und breiter (Fig. 50). Dass dieser Schwerttypus mit den oben genannten griechischen und italischen Eisenschwertern verwandt ist, sieht man sofort; die Handhabe ist auf dieselbe Weise mit Stücken aus vergänglichem Material belegt, welche wieder bisweilen einen Ueberzug

1) In meinen Etudes sur l'âge de bronze de la Hongrie, Christiania 1880.

aus Eisenblech, wie schon oben gesagt, haben. Eigenthümlich ist bei dieser Hallstatt-Form der grosse Knopf, der oben den Griff abschliesst, wie an unserer Fig. 49 angedeutet ist. Sonderbar sind die geflugelten Ortbänder, wovon ein Exemplar am unteren Ende des Schwertes (Fig. 48) abgebildet ist; es muss uns ja vorkommen, als ob so ein Schwertschuh mit ausstehenden Flügeln im höchsten Grade unzweckmässig und lästig sein müsste. Aber uber die Bestimmung dieser Stücke kann nach den Funden kaum ein Zweifel existiren[1]). Etwas Aehnliches kenne ich nur an assyrischen Schwertern, ohne dass ich jedoch behaupten will, dass ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Parallelen besteht (Fig. 51 und 52)[2]). Die assyrischen Schwerter hatten alle, wie die runden, an den Monumenten wiedergegebenen Griffe und das Fig. 53 abgebildete Exemplar (im Britischen Museum, aus Erech) zeigen, nicht Zungen, sondern schmale Angeln für die runden Griffe[3]).

Weiter werde ich auf die Entwickelung der Typen der europäischen eisenzeitlichen Schwerter hier nicht eingehen; wie früher angedeutet, glaube ich, dass ein fortwahrender Zusammenhang besteht zwischen den Typen der Hallstatt-, der La Tène- und der romischen Zeit, in welcher die Schwertformen der folgenden Perioden ihre Wurzeln haben. Hierauf näher einzugehen, wäre jedoch hier nicht am Platze.

Ich führe schliesslich hier nur noch einige spatere griechische Schwerttypen an, von denen ich Zeichnungen besitze, die ich bei dieser Gelegenheit ebenfalls veröffentliche.

An die Spitze stelle ich Fig. 55, dessen Fundort und Zeit so ziemlich bestimmt werden kann. Es ist der obere Theil eines Eisenschwertes, das mit Figg. 41 und 42 typisch verwandt ist; die Handhabe hat Holzbelegung, mit Eisen überzogen, und eine kurze Parirstange. Dieses Stück wurde bei der Ausgrabung des Mausoleums von Halikarnass in Kleinasien gefunden, bei einem Steinsarkophage und mit einer kleinen Terracotta-Vase, unter den Fundamenten des Mausoleums. Newton glaubt, dass die Vase (und also auch das Grab und das Schwertfragment) etwa aus derselben Zeit, wie das bekannte Alabaster-Gefäss mit Xerxes' Namen, stammt, also aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts v. Chr. (ein Jahrhundert vor der Erbauung des Mausoleums)[4]).

---

1) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, III. VI. II. im Texte.

2) nach Reliefplatten von Nimrud im Brit Mus. gezeichnet (vergl. A H. Layard, The Monuments of Ninive, 1849. pl. 18; S. Thompson, Photographs from the collections in the Brit. Mus. (bei Mansell & Co.), pl. 356, 368, 399 und 400).

3) Der Eisendolch mit flacher Griffzunge Fig 54 (ebenfalls im Britischen Museum) ist bei Dali auf Cypern gefunden, vergl das Schwert Figg 2 und 3 oben, vergl. auch S. 8.

4) C. T. Newton, A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae, 1862. I. pl. XII und II, 1, p. 123 f; I. pl. VII und II, 1, pag. 91.

Fig. 56 ist ein merkwürdiges griechisches Kurzschwert im Musée d'artillerie in Paris, mit eiserner Klinge und mit den Beschlägen der Scheide, die wohl aus Leder war. Der erhaltene Theil ist 49 *cm* lang, aber der oberste Theil fehlt. Die Handhabe ist mit Horn belegt, hat aber einen Ueberzug von einer Eisenplatte, wovon an der linken Seite noch

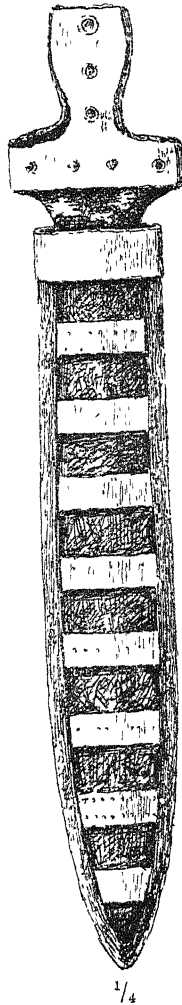
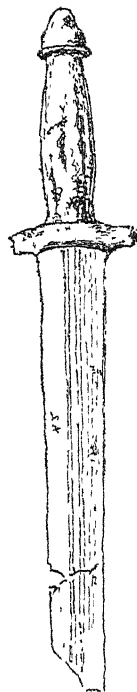
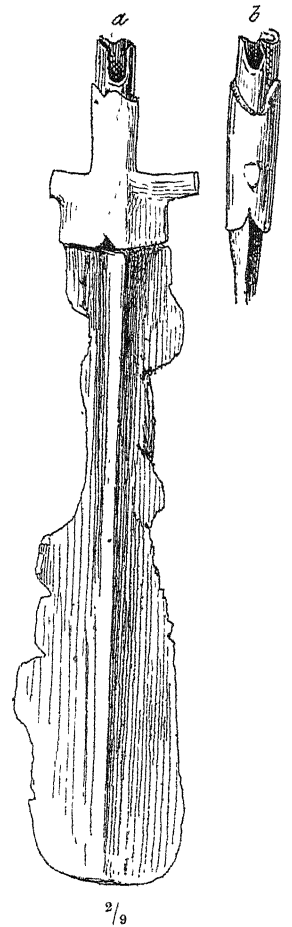
Fig. 55. Fig. 56. $^1/_4$ Fig. 57. $^2/_9$

ein Stückchen erhalten ist; der Randbeschlag ist ein zusammenhängender Eisenstreifen. Die Querbeschläge, deren Enden unter den Randbeschlag gehen, sind dünne Streifen Bronzeblech, zum Theil mit eingeschlagenen Punktreihen ornamentirt.

Fig. 57 mit eiserner Klinge von sonderbarer, kurzer, breiter Form und Bronzegriff befindet sich in der comparativ-archäologischen Samm-

lung in Kopenhagen. Dieses eigenthümliche Hiebmesser ist bei einem Antiquitäten-Händler in Athen gekauft; über seinen Fundort konnte man nichts erfahren.

Wie Figg. 56 und 57 mit Kurzschwertern und Hiebmessern auf antiken Denkmälern, z. B. Vasenbildern, Aehnlichkeit haben, werde ich hier nicht näher besprechen, ebensowenig, ob sie uns die Namen *φάσγανον, παραζώνιον* und *μαχαίρα* illustriren.

Besprechungen.

A. L. Lorange. Den yngre Jernalders Svaerd. Et Bidrag til Vikingetidens Historie og Teknologi. Efter Forfatterens Dod og ifölge hans Oenske udgivet ved Ch. Delgobe Bergen 1889. 4°. 80 S. Text und 17 S. Résumé in französischer Sprache vom Herausgeber. Mit Textabbildungen und 8 farbigen Tafeln mit Erklärungen. Eine Publication des Museums zu Bergen.

Seit lange schwebt zwischen den nordischen Gelehrten ein Streit bezüglich des Verhältnisses der letzten heidnischen Jahrhunderte, der Zeit der Wikingerzüge, zu dem vorhergehenden Abschnitte der Eisenzeit Während Einige Uebergänge in genügender Zahl zwischen den Geräthformen und der Verzierungsweise beider Perioden zu finden glauben, um eine ununterbrochene Entwickelung annehmen zu dürfen, leugnen Andere jeden Zusammenhang, da sie weder vermittelnde Altsachen, noch auch gemischte Funde, d. h. solche, die Gegenstände beider Zeitabschnitte zugleich enthalten, in irgend erheblicher Zahl anerkennen und die mangelnde Verbindung durch die zur Wikingerzeit plötzlich eintretende directe Berührung der nordischen Völker mit denen des Westens und Südens erklären (Rygh, Norske Oldsager, Christiania 1885, Einleitung zum jüngeren Eisenalter). A. Lorange, der am 26 September 1888 verstorbene Conservator des Bergener Museums, gehörte zu den Anhängern dieser letzteren Richtung. Um nun das plötzliche, unvermittelte Auftreten der höchst charakteristischen Formenreihe der Altsachen in der Wikingerzeit aufzuklären, beschloss er, dem Ursprunge eines einzelnen Geräthes an der Hand der Funde und der Literatur nachzuspüren, und wählte dazu das wichtigste von allen, — das Schwert, insbesondere das zweischneidige.

Das zweischneidige Wikingerschwert, Ende 1882 in Norwegen in 716 Exemplaren bekannt, hat eine etwa 80 *cm* lange, fast gleichbleibend breite Klinge mit abgerundetem Ende und einer breiten Hohlkehle auf jeder Seite. Das eiserne, sehr schwere Griffbeschläge bildet eine Art von kurzer Parirstange und einen grossen, mehr oder minder dreieckigen, meist zweitheiligen Knauf; es ist häufig durch Auf- oder Einlagen anderer Metalle gerifelt oder sonstwie verziert. Das Mittelstück des Griffes bestand gewöhnlich aus Holz

Diese Schwerter gelten vielfach für verschieden von den gleichzeitigen Schwertern der nichtnordischen Lande und ebenso, wie ein Theil der übrigen Waffen und die meisten Schmucksachen der Gräber, für einheimische, acht nationale Arbeit, namentlich wegen der Art ihrer Vertheilung innerhalb ihres Verbreitungsgebietes Denn über 800 Funde entstammen den nordischen Reichen; anderswo sind diese Waffen dagegen verhältnissmässig selten und werden deshalb als von den Wikingern dorthin gebracht angesehen. Lorange aber kommt zu dem Ergebniss. Die Wikingerschwerter sind ohne Ausnahme fränkisches Fabrikat, wie überhaupt zur fraglichen Zeit, von etwa 800 bis zu Olaf's Tod (1029), in Norwegen jede Waffe (Aexte und nach S 38 und 39 wohl auch Schilde ausgenommen) und jedes Geräth von einiger Vollendung fremden Ursprunges ist. — Noch 1875 äusserte sich hingegen derselbe Autor in Samlingen af Norske Oldsager i Bergens Museum, S. 185 Note, gelegentlich der Erwähnung einiger Skramasaxe (d. h. einschneidiger Schwerter, über die unten das Nähere), wie folgt: „Diese Schwerter, sowie die irischen Schmucksachen (S. 172 Note), die Bronzeschale von Moklebust (Rygh, Norske Olds.

727) und einzelne andere Gegenstände sind der einzige directe Beweis, den die Wikinger-Grabfunde der Westküste von der Verbindung der damaligen Bevölkerung mit der übrigen Welt geben. Von Wikingerbeute enthalten die Gräber merkwürdigerweise nur geringe und seltene Reste." Vollständiger kann der Umschwung in den Ansichten nicht wohl sein, indess ist derselbe kein ganz unvermittelter. Rygh, Norske Olds., Text S. 28, Sp. 2, sprach sich 1885 dahin aus: „Das gewöhnliche zweischneidige Schwert findet sich wohl nirgends in so grosser Zahl, wie in Norwegen; aber auch diese Form trifft man nicht so ganz selten in England und Deutschland und ist gewiss aus einem dieser Länder eingeführt, obgleich wahrscheinlich viele, ja wohl die meisten, der bei uns gefundenen Exemplare in Norwegen gearbeitet sind."

Weit bestimmter aber hat schon seit langer Zeit ein deutscher Forscher fast genau die Anschauungen vertreten, welche Lorange neuerdings zu den seinigen gemacht hat. L. Lindenschmit äusserte sich, ganz entsprechend seiner bekannten Auffassung der nordischen Funde aus der Bronzezeit, auch für den hier in Frage stehenden Zeitabschnitt wiederholt in diesem Sinne. So heisst es in Heidnische Vorzeit, III 11 zu Taf. 4: „Die vorliegenden Waffen (zweischneidige Schwerter des 8. und 9. Jahrhunderts von Strassburg und Speyer) und ihre so überraschende Uebereinstimmung mit den nordischen, sogenannten Wikingerschwertern bezeugen ihrerseits die auch von jeder anderen Seite der Forschung bestätigte Thatsache, dass wir jene nordischen Fundstücke ferner nicht mehr als ausschliesslich eigenthümliche Werke skandinavischer Schmiedekunst zu betrachten haben"; ferner im Handbuch der deutschen Alterthumskunde, I. S. 78, wo über die in nordischen Gräbern und ungarischen Schatzfunden zu Tage tretenden Alterthümer gehandelt wird: „Für die Erklärung dieser Verhältnisse ist weit mehr noch (als der Handel) der Umstand in Betracht zu ziehen, dass im 9. und 10. Jahrhundert Ungarn sowohl, als der skandinavische Norden bekannt sind als die Orte der Ablagerung einer massenhaften Beute von Raubzügen in die Länder einer vorgeschrittenen Cultur" (vergl. ebenda S. 428 Note ··). Endlich bemerkt Lindenschmit Heidn. Vorzeit, IV zu Taf. 29, 1, die Darstellung auf einer silbernen Scheide aus einem Grabe zu Gutenstein bei Sigmaringen mit der auf einer Bronzeplatte[1]) von Oeland vergleichend: „Die seltene Uebereinstimmung beider Darstellungen aus zwei so entfernten Fundorten giebt den unzweideutigen Nachweis über die Frage der Herkunft der auffallend mit Verzierungen dieser Art ausgestatteten Gegenstände der nordischen Gräber."

Lorange erwähnt diese grundsätzliche Uebereinstimmung mit Lindenschmit nirgends, obgleich er die Arbeiten dieses Autors behufs Erhärtung einzelner Thatsachen oft genug anführt. Dies muss um so mehr auffallen, als auch die Begründung der Ansichten beider Gelehrten sich häufig deckt. Die Selbständigkeit der Lorange'schen Forschung soll deshalb nicht angezweifelt werden, sie ging zum Theil ihre eigenen Wege, wie wir jetzt sehen werden.

Lorange stützt sich wesentlich auf 3 Gründe. Zunächst gelang es ihm, durch zweckmässige Reinigung auf einer verhältnissmässig grossen Anzahl von Klingen aus allen Theilen des Landes den Namen VLFBERHT in lateinischen Lettern zu lesen, den er trotz seines angelsächsischen Gepräges doch als fränkisch nachzuweisen sucht (S. 21) und dessen alterthümliche Form, mit beibehaltenem H, ihn veranlasst, solche Schwerter an den Beginn der Wikingerzeit, um 800, zu setzen. Der Name ist stets vorn und hinten

---

1) Montelius, Antiquités Suédoises, Fig. 520, und The national hist. Museum, 1887, Fig. 124. — Lindenschmit setzt die silberne Scheide ins 8. Jahrhundert, ebenso Naue in den Mittheil. der anthrop. Ges. in Wien, 19, 118—124. Die Oelander Platten hatte Montelius im Stockholmer Månadsblad, 1872, 89 ff. in die Wikingerzeit verwiesen, H. Hildebrand aber ebenda, 1876, 307, ins mittlere Eisenalter (450—700 n. Chr.). In Nat. hist. Mus. nimmt nun auch Montelius für dieselben das 5.—6. Jahrhundert an, vermuthlich theilweise wegen des Vorkommens gleichartiger (zur Helmverzierung benutzter) Platten im Grab I zu Vendel (Figg. 130 und 131), das ebenso wie die Gräber III, X, XI der „mittleren Eisenzeit" zugehört, während 7 weitere aus der jüngeren stammen (Antiq. Tidskr. f. Sverige, 8, No. 1). Diese erstgenannten 4 Vendelgräber verlegt aber Montelius in Nat. hist. Mus., S. 80, ins 7. Jahrhundert. Hier herrscht also noch ziemliche Ungleichheit.

begrenzt durch je ein gleicharmiges Kreuz ohne Querbalken an den Enden[1]). Verfasser nimmt an, dass es sich hier ursprünglich um den Namen des Verfertigers handelte, später vielleicht um den einer bestimmten Werkstatt, ja noch allgemeiner um eine weit bekannte Qualitätsbezeichnung, nicht aber um den Namen des Besitzers oder gar des Schwertes selbst, obgleich diesen Waffen oft genug Namen beigelegt wurden. Die Häufigkeit desselben Namens auf Schwertern sehr verschiedener Fundstätten spricht allerdings für eine fabrikmässige Herstellung und damit zusammenhängende Namengebung. Uebrigens zeigen die Ulfberht-Schwerter unter sich erhebliche Abweichungen, sowohl in Bezug auf die Grössenverhältnisse der Klinge, als die Einzelheiten der Griffbildung; nur in den Hauptzügen stimmen sie überein. — Ganz vereinzelte andere Inschriften, so eine mit Runen: „Thormuth besitzt mich", und eine angelsächsischen Aussehens, kommen nicht wesentlich in Betracht. Die früher nicht sicher lesbare Inschrift auf dem norwegischen Schwerte, Worsaae, Nord. Olds., 495 (scheinbar mit Inf beginnend), liest Lorange S. 16, 17 ebenfalls „Ulfberht"[2]). — Ausserhalb Norwegens und, wie es scheint, aus etwas späterer Zeit findet man übrigens öfters noch Namen, die mit Ingel beginnen, so Ingelbert, was nach Lorange auf die Rheingegend deutet. — Namen auf den Griffbeschlägen erklärt Verfasser als lediglich auf diese, nicht auf die Klinge, Bezug habend. Seine

---

1) Unter den mannichfachen Fehlern in den Inschriften findet sich jedoch ganz besonders häufig eine falsche Stellung des Schlusskreuzes vor dem T; S. 19. Undset liest übrigens nicht Ulfberht, sondern Ulfbern (Revue d'anthropologie, 1889, pag. 709). Die Begründung dieser Lesung dürfen wir wohl in einer demnächstigen ausführlicheren Besprechung von Lorange's Werk durch Hrn. Undset erwarten, vermuthlich aber ist es eben diese Unregelmässigkeit in der Stellung des Schlusskreuzes, welche hier von Einfluss war, sowie die mangelhafte Ausführung des H und namentlich des T. — Bei Besprechung der Kreuze auf den Schwertklingen macht Verfasser über die Form derselben einige nicht ganz klare Bemerkungen. Er erörtert zunächst die symbolische Bedeutung dieses Zeichens für die Christen im Allgemeinen, für die Heiden, insofern es, mit Querbalken an den Enden versehen, als sogen. Krückenkreuz, an Thor's Hammer erinnerte; er weist ferner darauf hin, dass das Kreuz auch als Interpunctionszeichen gebraucht sein kann, und fährt nun S. 13 fort: „doch war es, als solches, auf Karls des Grossen Siegel noch nicht mit Querstrichen an den Enden der Arme versehen. Sonst stimmt der Styl der Buchstaben dieses Siegels ausgezeichnet zu dem Styl der Ulfberht-Marken der Wikingerschwerter." S. 19 heisst es weiter: „Ihre (der Buchstaben) Form, sowie das gleicharmige Kreuz, womit die Inschriften beginnen und abschliessen, passen auch gut für die Zeit um 800. Dieses Kreuz ist bei den Ulfberht-Klingen stets ohne Querstrich, Taf. III. 5a hat Querstriche, aber dies ist auch keine Ulfberht-Klinge." Lorange setzt also auch hier die Ulfberht-Klingen um 800, ungewiss bleibt aber, ob die Worte „noch nicht" in der ersten Stelle sich lediglich auf „als solches" beziehen, also auf das Kreuz als Interpunctionszeichen, oder ob Verfasser meint, dass überhaupt Kreuze zu dieser Zeit noch nicht mit Querbalken vorkamen. Denn über die Zeitstellung jenes Schwertes (Taf. III. 5a) ohne Inschrift, aber mit Krückenkreuz, spricht Lorange sich nicht aus, ebensowenig über die von Taf. III. 4, dessen Zeichenreihe mit einem Krückenkreuz beginnt und an vierter Stelle den Buchstaben E enthält, wo aber trotzdem das Kreuz wohl auch nicht als Interpunctionszeichen aufzufassen ist.

Es sei deshalb hier, um jeden Zweifel auszuschliessen, bemerkt, dass das Krückenkreuz in Europa schon auf zahlreichen Gegenständen der Merovingerzeit erscheint (bisweilen mit ungleich langen Armen), so zu Andernach auf dem Riemenhalter einer Schnalle und auf einem anderen Riemenbeschläge (Lindenschmit, Handbuch I. S. 366, Fig. 342 und S. 377, Fig. 393c), desgleichen an einem Schildbuckel im Museum zu Karlsruhe (Lindenschmit, Heidn. Vorzeit, IV. 17, 2) und an einem Schnallenhalter aus der Gegend von Lyon (ebenda III. 3, VI. 6), endlich auf vielen Stücken aus dem Dép. Aisne, nach Frédéric Moreau's Prachtwerk: Collection (Album) Caranda, Saint-Quentin 1877—86, pl. XXVI. 2, pl. J, 21; pl. 45, 5; 55, 10 u. s. w. — Für Aegypten sei noch verwiesen auf die „koptischen" Gewebe der zweiten Epoche nach Forrer (4 Jahrhundert n. Chr.), Antiqua, 1889. XV. 9.

2) In gleicher Weise wäre dann, denke ich, auch das Wort Infbir auf einer Klinge aus dem Pinnausee in Ostpreussen zu deuten; Bujack, Prussia Museum II. 1885. Nr. 70 und 408 = Berliner Ausstellungs-Catalog 1880. S. 444, Nr. 1082; Copie unter Nr. 225 in der Sammlung Blell-Grosslichterfelde. Diese Vermuthung wird noch dadurch gestützt, dass die Sammlung des Frauenburger Domes in Ostpreussen ein Schwert enthält aus einem Gräberfelde auf den Sankauer Hohen, dessen Klinge nach einer Zeichnung des Hrn. Blell auf der einen Seite die Ulfberht-Marke trägt, während auf der anderen eine jetzt leider unleserliche Inschrift steht.

Behauptung, dass die Schwerter fränkische seien, gilt auch streng genommen nur den Klingen; für die Griffbeschläge lässt er irischen und angelsächsischen Ursprung zu.

Ausser dem Namen und oft mit diesem zugleich finden sich gewisse Zeichen auf den Klingen angebracht, theils wohl mit mystischer Bedeutung, theils als Fabrikmarken (und wohl auch als Verzierungen). Namen, wie die anderen Marken, sind vertieft gearbeitet (so auch an dem Pinnauer Schwert) und mögen theilweise mit Silber ausgelegt gewesen sein; häufig fand sich indess Eisendraht als Einlage (wie an dem Frauenburger), einmal sogar Damast (S. 12). Die Inschriftklingen selbst zeigen dagegen keinen Damast. Die meisten Klingen der Wikingerschwerter sind allerdings in der Mitte der Länge nach damascirt, doch haben sie dann nur ausnahmsweise eingelegte Zeichen. Die Schneiden wurden fast stets aus besonderem, meist härterem, nicht damascirtem Material angeschmiedet, in einigen Fällen bestehen sie nur aus weichem Eisen. —

Dieser durchweg höchst kunstvollen Arbeit der Klingen entnimmt Lorange den zweiten Einwand gegen eine heimische Herstellung; zu damaliger Zeit fehlte es in Norwegen an den Vorbedingungen für solche Technik. Zunächst konnten wirkliche Fabriken nicht existiren, so lange es im Lande keine Städte gab, aber auch die Hausindustrie konnte diese Klingen nicht erzeugen. Das bei der damals üblichen „Rennarbeit“ erfallende schmiedbare Produkt, die Luppe, war ein in seiner Zusammensetzung sehr wechselndes Gemisch aus Eisen und Stahl. Willkürlich entweder Eisen oder Stahl aus dem nordischen Raseneisenerz zu gewinnen, war nicht möglich; die anderen Erze des Landes waren aber noch nicht bekannt. Im Allgemeinen war der Stahlgehalt der Luppen ein niederer, das Material also weich. Die in norwegischen Gräbern häufig aufgefundenen Schmiedewerkzeuge (Taf 8) sind ausserdem nach Lorange's Ansicht zu unvollkommen und klein, als dass sich grössere, schwierigere Arbeiten damit ausführen liessen. Auch schweigen die Sagas gänzlich von einer einheimischen Schwertfabrikation, und in den zahlreichen Depotfunden von Vorräthen der Schmiede finden sich Schwerter nicht. In der Herstellung solchen Hausgeräthes dagegen, das nur weiches Eisen erforderte, erlangte man bisweilen eine ziemliche Geschicklichkeit, und es scheint, dass man sogar die Schildbuckel zu treiben verstand. Berühmt waren auch, selbst im Auslande, bei den Angelsachsen und in Irland, die Aexte, obgleich das gewonnene Eisen nur ausnahmsweise und an einzelnen Orten zu deren Herstellung sich eignete, und die Untersuchung ausgegrabener Wikinger-Aexte ergeben hat, dass ihre Schneiden nicht von Stahl waren.

In Mitteleuropa lagen die Verhältnisse anders. Die Erze in Steiermark und an der Sieg scheinen zur sicheren Erzeugung von Stahl geeigneter, und Lorange ist geneigt, die Ausführung der Damascirung den Germanen in Deutschland zuzuschreiben. Von den Vandalen hat man aus dem Anfange des 6. Jahrhunderts das älteste schriftliche Zeugniss für den Gebrauch des Damastes in Europa, und in fränkischen Gräbern finden sich damascirte Klingen, aber früher schon zeigt sich Damast auf zahlreichen Klingen zu Nydam, von den La Tène-Schwertern, sowie einer Dolchklinge und einer Lanzenspitze aus Hallstatt ganz zu schweigen, deren Damast vielleicht mehr zufällig entstand (L. Beck, Geschichte des Eisens, I. Braunschweig 1884, S. 612. „streifige Zeichnung“ auf der Mitte der La Tène-Schwerter; von Sacken, Hallstatt, S. 119 zu Taf VI. 5 und S. 36: „regelmässige wellenförmige Linien“, eine „Art Damast“) Die Nydamer, zum Theil mit römischen Stempeln versehenen Klingen können nach Lorange's Ansicht von den Barbaren in Noricum (Steiermark) verfertigt sein; er hält die römische Spatha für das norische Schwert und nicht für hervorgegangen aus den La Tène-Schwertern, die zwar Meisterwerke der Schmiedekunst sind, deren Klingen aber doch nur aus Eisen bestehen. Uebrigens haben sich auch die Nydamer Klingen als sehr verschieden hart herausgestellt. — Die Damascirung[1]) war erforderlich, um der auch in Deutschland immerhin noch mangelhaften Qualität des Materials entgegenzuarbeiten. —

---

1) In Bezug auf die Bezeichnung des Damast als „ächt“ oder „unächt“ u. s. w. herrscht eine ziemliche Verwirrung, welche zu beseitigen dringend nöthig erscheint. — Sofern man unter Damastklingen solche versteht, die in Damascus oder wenigstens in Asien geschmiedet sind, muss man im Gegensatz zu diesen „ächten“ Klingen die in Europa hergestellten Nachahmungen derselben als „unächte“ bezeichnen. Es wurden

Wenn nun die Wikinger-Klingen nicht im Norden verfertigt wurden, woher kamen sie dann? Lorange zeigt aus der Literatur, und dies ist sein drittes Argument, dass nicht allein wiederholt von „eingeführten" Schwertern die Rede ist, sondern dass dieselben geradezu als „walsche" oder fränkische bezeichnet werden (S. 22, 23) Selbst die Schwerter der Germanen (Russen), welche zu Handelszwecken die Wolga hinabfuhren, bezeichnet Ahmed ibn Fozzlan 922 als fränkische und beschreibt ihren künstlichen Damast. Diese Schwerter konnen nach dem Osten durch den Handel, besonders die Donau hinab, gekommen sein; das Waffen-Ausfuhrverbot Karls des Grossen beweist, dass solcher Handel in jener Richtung stattfand, andere Schwerter konnen aber von den Wikingern mitgebracht sein, wofür auch die Thatsache spricht, dass sie sich in Russland in Wikinger-Gräbern finden; nur waren sie darum nicht Erzeugnisse des Nordens. Denn auch von Frankreichs Kuste aus fand solch ein Waffenvertrieb statt, wie Karls Verbot von 811 in Boulogne und das Karls des Kahlen von 864 in Pistes bezeugen. Die Wikinger hatten anfangs keine Schwerter, sie mussten sie erst erobern oder sonstwie erwerben, ihre Waffe war das Beil, und sie siegten nicht durch Ueberlegenheit in der Bewaffnung, sondern durch Ueberrumpelung, begunstigt durch den Mangel einer Flotte bei Angelsachsen und Franken. Dagegen war das Schwert bei allen germanischen Stämmen Mitteleuropas im Gebrauch, seine Haupterzeugungsstatte das fränkische Reich in Frankreich und Westdeutschland. Auf den Bayeux-Tapeten des 11. Jahrhunderts sind die Schwerter der Angelsachsen genau so wiedergegeben, wie die der Normannen, und auf angelsachsischen Zeichnungen erscheinen sie, wie die der Wikinger. Man ist daher nicht berechtigt, die in Westeuropa einzeln, namentlich in Flussen gefundenen Klingen als von den Wikingern dorthin gebracht anzusehen; sie konnen einheimische sein, es ware auch zu merkwurdig, wenn zwar einige Waffen der Angreifer, aber keine der Vertheidiger gefunden würden. Nur die Schwerter aus den Gräbern[1]), namentlich Irlands und Schottlands, dürfen als

---

aber in Damascus 2 verschiedene Arten (achter) Klingen hergestellt: die einen, und zwar härteren, aber auch sproderen, durch Ausschmieden von persischem oder indischem Gussstahl, einem Stahl, der nicht homogen ist, vielmehr härtere Ausscheidungen innerhalb einer weicheren Grundmasse enthalt, immerhin aber doch nur eine Sorte Metall repräsentirt, die anderen, weniger harten, aber geschmeidigeren, durch Zusammenschweissen von Stahl — mit Eisenstreifen. Erstere zeigen auf der polirten Fläche eine Art Zeichnung (eben den „Damast") aus Punkten und Flecken in unregelmässiger Anordnung, die anderen lassen dagegen symmetrische Zeichnungen erkennen, erzeugt dadurch, dass man die aus Eisen und Stahl zusammengeschweissten Stabe drehte, zusammenflocht, spaltete, umklappte und verdoppelte und immer von Neuem zusammenschmiedete.

Den Damast jener Gussstahlklingen nannte L. Beck den „naturlichen", den der anderen, aus Metallen von ungleicher Harte zusammengeschweissten Klingen (welchen man bei uns gemeiniglich als Damast schlechthin zu bezeichnen pflegt) dagegen den „künstlichen", ohne indess diese zweckmassige Benennung schon vollstandig durchzufuhren (Geschichte des Eisens, I. Braunschweig 1884. S 143, 249, 556). Wir empfehlen dieselbe zu allgemeiner Annahme und folgen ausserdem einem brieflichen Vorschlage Beck's, eine dritte Art Damast, die in Europa durch einfache Aetzung auf Stahl hervorgerufen wird, als „falschen" Damast zu unterscheiden Mit diesem ist in der Regel auch eine falsche Tauschirung verbunden, da den geätzten Flachen meist durch Vergoldung, Versilberung oder Farbung durch andere Metalle das Ansehen wirklicher Tauschirung verliehen wird

Der uns hier allein interessirende Damast ist der kunstliche; er darf bei den älteren Waffen (der romischen und der La Tène-Zeit) nicht zugleich als „unächter" angesehen werden, insofern für ihn eine Nachahmung orientalischer Muster, zur Zeit wenigstens, nicht nachgewiesen werden kann, vielmehr hier vielleicht eine selbständige europaische Erfindung vorliegt. — Der künstliche Damast musste als Aushulfsmittel dienen bei dem Mangel eines gleichmässigen, Härte mit Geschmeidigkeit verbindenden Stahles, wie wir ihn jetzt in Europa besitzen, die orientalischen reinen Stahlklingen (so auch die der Japaner) sind nach europaischen Begriffen mangelhaft, insofern sie bei ubergrosser Härte der nöthigen Elasticität entbehren. Dass der kunstliche Damast den Klingen gleichzeitig eine schone Musterung gab, kommt nur nebensächlich in Betracht.

1) Als solche seien angeführt Schwerter aus dem „College Green" in, und von Kilmainham bei Dublin, vielleicht auch eines von einem anderen Begräbnissplatze ebenda, unter einem Bautastein mit norwegisch-irländischen Münzen gefunden (Worsaae, Dänen und Nordmanner in England u. s. w., Leipzig 1852, S. 204); eines am Ufer des Larne Lough bei Belfast bei einem Skelet gefunden (Antiquarisk Tidsskrift, Kopenhagen

zuverlässig früher Wikingern gehörig betrachtet werden. Allerdings kamen auch von England Schwerter nach Norwegen, aber vermuthlich waren auch diese meist fränkisches Erzeugniss, denn theils fehlt es an allen Nachrichten über die Herstellung von Klingen in England, theils zeigten sich die Fundstücke aus den angelsachsischen Gräbern der ersten Zeit als weiches Eisen und als Produkte einer Metallurgie, die der in Norwegen höchst ähnlich war. Endlich sind die Schwerter in angelsächsischen Gräbern äusserst sparsam, sie waren wohl nur die Waffe der Vornehmen, das Volk trug Lanzen, wie in Irland, und später norwegische Aexte. Griffbeschläge können dagegen in England unter irischem Einfluss gefertigt sein.

Die Thatsache nun, dass trotz alledem die weit überwiegende Zahl derartiger Schwerter in nordischen Landen, besonders in norwegischen Gräbern gefunden ist, erklärt Lorange genau so, wie es Lindenschmit bereits in Heidn. Vorzeit, III. 11 zu Taf. 4, gethan hat, wo es bezüglich der schon erwähnten Schwerter von Strassburg und Speyer, deren letzteres dem Rhein enthoben wurde, heisst: „Schwerter dieser Art stammen aus der Zeit, zu welcher in unserem Lande die Mitgabe von Waffen an Verstorbene, von der christlichen Bestattungsweise verdrängt, in raschem Erlöschen begriffen war, und es erklärt sich daher, weshalb gerade am Rheine der Nachweis des allmählichen Ueberganges der älteren Formen zu jenen des Mittelalters nicht in der Ausstattung der Gräber, sondern nur durch Zufallsfunde gegeben ist.' Auch Lorange hebt hervor, dass die alten religiösen Anschauungen sich am längsten im Norden erhielten; namentlich muss dies in Norwegen der Fall gewesen sein, denn aus Schweden und Dänemark hat man nur etwa 100 Schwerter, aus Jütland nur 2 oder 3. In Dänemark sind überhaupt, wie bekannt, aus dieser seiner Glanzzeit Altsachen selten; obgleich die Hauptmasse der Bevölkerung noch heidnisch war, hatte man doch schon die christlichen Grabgebräuche angenommen. In Schweden sind Gräber zwar häufig, aber Waffen darin ebenso rar, wie auf Island Auch in England und Frankreich gab man Waffen damals nicht mehr ins Grab, sie vererbten sich vielmehr [1]. —

Zu der Annahme, die zweischneidigen Schwerter seien sämmtlich eingeführt, stimmt ferner gut, dass auch die einschneidigen zu Beginn der Wikinger-Zeit plötzlich in grosser Zahl auftreten, während sie vorher in Norwegen fast unbekannt waren, unter 1004 Klingen kommen aber jetzt auf je 8 zweischneidige 3 einschneidige. — Man muss unter letzteren zunächst die notorisch fremden, nehmlich mitteleuropäischen Skramasaxe ausscheiden, deren eigenthümliche Kennzeichen sind: eine auffallend lange Griffzunge, eine durch gleichzeitige Biegung der Schneide und namentlich des Rückens erzeugte, also etwa in der Mittellinie der Klinge liegende Spitze, sowie Blutrinnen dicht unter dem Rücken (Lindenschmit, Handbuch I. Figg. 111 und 166; Rygh, Norske Olds., 497); sie

---

1846—48, 12,; ferner von den Orkney-Inseln, bei Tranaby in Westray, zusammen mit einer „dänischen" Axt (D. Wilson, Archaeology of Scotland, Edinburgh 1851, p. 551) und bei Pier-o-waal mit einem Skelet (ebenda p. 553, Grab Nr 1); endlich auf der Insel Islay, an der Westküste Schottlands (Thomas Pennant, Tour in Scotland, London 1776, vol. II. pl. 44) — Auch einige Schwerter aus den Niederlanden gehören wohl hierher, so Pleyte, Nederlandsche Oudheden, Afdeeling Drente, Leiden 1883, Taf. 66 7, nach S. 67 gefunden mit einer Urne in einem Grabhügel bei Ballo bei Assen, damascirt und, wenn die Reconstruction richtig ist, von der Form der Wikinger-Schwerter. Pleyte setzt es ins 9. Jahrhundert und nennt es einfach „fränkisch". Aehnliche Schwerter sind auch gefunden bei Heelsum in Gelderland, neben Urnen, und zu Saaxumhuizen bei unverbrannten Leichen. — Endlich sei angeführt ein Schwert mit einer Urne aus dem Upstallsboom-Hügel bei Aurich (Tergast, Die heidnischen Alterthümer Ostfrieslands, Emden 1879. S. 33 und Fig. 70).

1) Man könnte hier noch auf den Fund von Gutenstein bei Sigmaringen hinweisen (siehe oben S. 31), welcher darzuthun scheint, dass, wo sich einmal im Süden ein Grab dieser Zeit öffnet, es auch ganz identische Formen, wie im Norden, liefern kann (vergl. die Darstellung des Schwertes auf der Silberscheide). Allein die Beurtheilung dieses Fundes ist noch eine zu schwankende, und mit Recht bemerkt mir Dr. Tischler, dass die von Naue versuchte mythologische Erklärung jener bildlichen Darstellung schlecht zur Annahme südlichen Ursprunges der Schwertscheide und einer späten Zeitstellung (8. Jahrhundert) passe, da in jenen Gegenden um diese Zeit die Bevölkerung doch wohl schon christlich war.

sind nicht selten damascirt, und ihr eisernes Griffbeschläge ist häufig genau so gebildet und verziert, wie das der zweischneidigen Schwerter. Aber auch unter den weit zahlreicheren, in ihrer Grösse sehr schwankenden Klingen mit völlig geradem Rücken, deren Spitze also nur durch Krümmung der Schneide entsteht und am Rücken liegt, unter den Saxen, haben namentlich die grösseren öfters dieselbe Art der Griffbeschläge, und manche von ihnen sind damascirt und hohl geschliffen (Rygh, Norske Olds., Figg 491, 498—500; Worsaae, Nord. Olds, 493; die in Kopenhagen befindlichen Klingen dieser Form sind, wie ich vermuthete und Hr. Dr. Petersen mir bestätigte, sammtlich aus Norwegen dorthin gelangt). Auch finden sich die einschneidigen Schwerter selten allein, sondern fast stets neben einem zweischneidigen in den Gräbern.

Die Erörterungen Lorange's werden durch trefflich ausgeführte Tafeln unterstützt, deren 6 erste eine Reihe von Schwertern mit ihren Einlagen und Damascirungen bringen, während die 7. zum Vergleich eine Anzahl von Lanzen ähnlicher Tecknik vorführt, und die 8. eine Zusammenstellung von Schmiedegeräthen aus verschiedenen Grabhügeln enthält. Die Ausübung der Schmiedekunst und zum Theil die Bewaffnung im frühen Mittelalter endlich wird durch einige Vignetten veranschaulicht, welche Holzschnitzereien am Portal der Kirche zu Hyllestad wiedergeben, die etwa aus dem Jahre 1200 stammen und, wie der Herausgeber Delgobe wahrscheinlich zu machen sucht, auch die einheimische Technik um jene Zeit darstellen, obgleich Tracht und Rüstung im Allgemeinen auf Vorbilder aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts deuten und nur der Schild auf die letzte Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Wenn man nun Lorange in Bezug auf die Schwerter, die damascirten Lanzen und viele andere Fundstücke aus nordischen Gräbern[1]), so namentlich emaillirte Sachen und Metallarbeiten „irischen Styles", beistimmen kann, so dürfte doch der Satz, „dass jedes Geräth von einiger Vollendung fremden Ursprunges sei", in dieser Allgemeinheit stark anzufechten sein, und besonders auch die weitere Ausführung desselben S 58, welche also lautet: „Sollten nicht auch alle schalenförmigen Spangen, die durch ihre ganze archäologische Verbreitung eine so grosse Uebereinstimmung mit den fränkischen Waffen zeigen, sich eines Tages, ebenso wie andere Formen, die als bezeichnend für die „nordische Cultur" der Wikinger-Zeit angesehen worden, als entlehnt und ausser aller Verbindung mit nordischer Arbeit und nordischem Geiste erweisen?"

Die geographische Ausbreitung der ovalen (schalenförmigen) Fibeln stimmt zwar im Allgemeinen mit der der Schwerter überein; man findet sie häufig in Gräbern auf Island (Annaler for nord. Oldk., 1844/45. 313, Aarböger 1882. 80) und im nördlichen Schottland mit den Inseln (D. Wilson, Arch. of Sc., p. 522), dann in Irland bei Dublin, seltener auch an der französischen Küste, vereinzelt in England (Yorkshire und Lancashire). Aber innerhalb der nordischen Reiche stellt sich die Vertheilung doch wesentlich anders, denn während Dänemark und die ihm gegenüberliegende Küste Schwedens auch hier sehr zurückbleibt, ist das südöstliche Schweden und namentlich Oeland, aber nicht Gotland, stark betheiligt, ja die schwedischen Funde solcher Fibeln überwiegen vielleicht die norwegischen. Man sehe Montelius', jetzt allerdings veraltete, Zusammenstellung im Stockholmer Månadsblad 1873 S. 178 und 181. Die Zahl der norwegischen Fibeln hob sich zwar seitdem bis Ende 1882 von 400 auf 666 (Rygh, Norske Olds, Text S. 33), aber sicher stieg auch die der schwedischen beträchtlich; wuchs sie doch von 1872—1873 von 333 auf 412. Dazu kommt noch, dass die älteren Formen dieser Gattung von Fibeln in Norwegen vergleichsweise selten sind (Rygh, a. a. O.) und, so viel ich habe ermitteln können, in Grossbritannien, Irland, Frankreich gänzlich fehlen. Wir treffen sie dagegen hauptsächlich auf Bornholm, ferner auf Oeland (Montelius, Antiquités Suéd., 436) und auch in den russischen Ostsee-Provinzen (Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien,

---

1) Zu den um diese Zeit im Norden eingeführten, wenngleich selten in Gräbern gefundenen Sachen gehört bekanntlich auch der weit überwiegende Theil des Silberschmuckes. Es verdient daher hier besonders erwähnt zu werden, dass Lorange es war, welcher zuerst die einheimische Natur der sogenannten, meist silbernen Thorshammer anzweifelte (Bergens Museums Aarsberetning for 1885. S. 35), die nachher namentlich auch von Handelmann, und wohl mit Recht, bestritten wurde.

Helsingfors 1877—84, Fig. 1832 aus Kurland, 1234 von den Ålandsinseln); ein vereinzeltes Exemplar ist aus Schleswig-Holstein bekannt (Kieler Bericht 38, S. 9, Nr. 4333). Die Ausführungen Vedel's (Bornholms Oldtidsminder, Kjobenhavn 1886, S. 165—66, 180—81, 201—2 und 414 zu Figg. 340-44, 366—68 und 404) lehren, das während der Volkerwanderungs- und der Wikinger-Zeit eine ganz allmähliche Entwickelung der schalenformigen, ovalen Fibeln aus anderen, schwach gewolbten, länglichen, aber noch nicht regelrecht ovalen stattgefunden hat, die einen Frosch oder eine Krote[1]) darzustellen

---

1) Dass die ovalen Fibeln mit dem Bildniss eines Thieres in nahem Zusammenhang stunden, hatte schon früh Montelius bemerkt und wurde spater allgemein anerkannt, von Vedel in Aarboger, 1878. 156, von Hildebrand und Handelmann im Correspondenzblatt des Gesammtvereins, 1881 7 und 8. Dass aber gerade die Krote das Vorbild gewesen sei, behauptete zuerst Handelmann (Verhandl. d. Berliner anthrop Ges., 1882. 22), und zwar, weil die Thiergestalten der hier in Betracht kommenden naturalistisch gebildeten Thierfibeln keinen Schwanz zeigen (Das mit hierher gerechnete Stück in Aspelin, Nr. 568, ist übrigens keine Fibel, sondern nach gefalliger Mittheilung des Hrn. Aspelin eine Platte, wie sie im Permischen vorkommen, theils mit 1 oder 2 rectangularen Oehsen auf der Rückseite, theils ohne solche Vorrichtung.) In dem Resultate stimme ich Handelmann bei, nicht aber in den Einzelheiten seiner Beweisführung. Die von ihm herangezogenen romischen, gitterformigen Charnierfibeln mit einem Thierkopf an beiden Enden betrachtet er als Doppelthier, entstanden durch Zusammenfugen zweier Kroten mit ihrem schwanzlosen Hintertheil, sowie es allerdings für den norwegischen Silberschmuck (Rygh, Norske Olds, 312) wohl mit Recht anzunehmen ist. Wenn aber Handelmann in dem Gitter der Fibel vom Chiemsee (nicht von Regensburg; Verhandl. 1882 25, Fig 5) nicht die Täfelung des Rückens einer Schildkrote sieht (Verh. 1883 346), so gehe ich noch weiter. Denn vergleicht man eine grossere Zahl ahnlicher Fibeln mit Thierkopfen an beiden Enden und der entsprechenden mit Kopf nur an einem mit einander, so drängt sich die Vermuthung auf, dass bei ihnen allen der Rumpf des Thieres überhaupt nicht hat dargestellt werden sollen, aus der Gestaltung und Zeichnung des mittleren Theiles dieser Fibeln daher auch keine Schlüsse zu ziehen sind (Lindenschmit, Heidn. Vorzeit, II. 10, I. 5 und 4; II. 4, V. 3; Handbuch, I. Figg. 461 und 462; Aspelin, Nr. 1883). Der Kopf aber kann verschieden aufgefasst werden, betrachtete ihn doch von Cohausen an einem und demselben Stucke (Berliner photogr. Album, VII. 3, 102) einmal als Schlangen-, das andere Mal als Krotenkopf (Berliner Ausstellungs-Katalog 1880 S. 256, 102; Verhandl. 1882. 25, Note 3) Ich halte alle diese, nahezu gleichgeformten Kopfe, besonders die mit deutlichem Schnabel, eher fur Vogelköpfe. Die Fibel in Heidn Vorzeit, II 4, V. 3, zeigt auch am oberen Ende einen Vogelschwanz, und eine ähnliche Auffassung lasst vielleicht Lindenschmit, Handbuch, Fig 462, zu. Im Allgemeinen aber sind diese Fibeln mit Thierkopf uberhaupt keine eigentlichen Thierfibeln, wie wir sie im Norden in den Krotenfibeln (Vedel, Figg 340 und 404), aber auch in Vogelgestalt, von oben gesehen, kennen (Montelius, Ant. Suéd, 446, von Oeland, Vedel, Fig. 332 und 333; Norske Aarsberetning für 1879, Fig 31, von Hedemarken), wohl alle aus der „mittleren" Eisenzeit und entsprechend den etwa gleichzeitigen in Mitteleuropa, in Profilstellung (Lindenschmit, Handbuch, I. Taf. 23 zu S. 451), und den alteren romischen in zum Theil plastischer Ausführung (Heidn. Vorzeit, II. 7, IV.). Ich glaube nicht, dass die gitterformigen Charnierfibeln mit Thierkopf zu den ovalen Fibeln in Beziehung stehen. — Montelius deutete ubrigens die Umbildung wirklicher Thierfibeln mit selbstandiger Gliederung der einzelnen Korpertheile zu ovalen Fibeln wohl an (Månadsblad 1873 188—89), doch lässt seine ganze Darstellung sonst mehr den Schluss zu, als betrachte er das Thier nur als Ornamentsmotiv auf Fibeln anderen Ursprunges (ebenda 1877. 461—62). Er unterscheidet nehmlich 2 Reihen ovaler Fibeln, deren eine von einer kleinen, glatten, ovalen Schale ausging (Månadsblad 1877. 461, Fig. 13; Rygh, Norske Olds, 640; Aspelin, 1234) und Ornamente aufnahm, die anfangs an Thierbilder erinnern, während die zweite Reihe sich von einer mit 7 oder mehr Würfelaugen verzierten ovalen Schale ableiten soll (Manadsblad 1877. 472, Fig. 26, Aspelin, Nr. 1832) und vollstandig andere Muster aufweist. Da nun namentlich seit Vedel's letzter grosser Arbeit fur die erstere Reihe der directe Ausgang von der Thierfibel sicher nachgewiesen scheint, so bliebe die Entstehung der angeblich alteren, glatten, ovalen Fibeln immer noch aufzuklaren. Nach Hildebrand wurden diese nicht hierher gehoren (Scandinavian Arts, London 1883. p. 95—96); die ovalen Fibeln entstanden auch nach ihm aus der Thierfibel, indem die Extremitäten, die anfangs geschieden waren, spater durch Ornamente vereinigt wurden (Correspondenzblatt des Gesammtvereins 1881. S 7), wobei sich der Umriss des Geräthes mehr und mehr der Ellipse naherte. Es muss hier beachtet werden, dass die Thierfibeln selbst bereits mehr oder minder gewolbt sind, so Vedel, Fig. 340 und 404, welche letztere S. 414 geradezu als schalenformig bezeichnet wird; man vergleiche noch Månadsblad 1875. 65, Fig. 15. Wie also die ovalen Schalen ohne Ornament (und desgleichen die Anfangs-

scheinen; und da Waffen dieser Zeit auf Bornholm ziemlich selten sind, so konnte Vedel im Hinblick auf die genannten und andere Schmucksachen sich über das Verhältniss jener beiden Zeitabschnitte zu einander S 176 folgendermaassen äussern: „Das mittlere Eisenalter gleitet auf Bornholm so eben und beinahe unmerklich über in das jüngere, dass man für Bornholm kaum mit einigem Recht einen Hauptzeitabschnitt in diesen Uebergang verlegen darf. In Wahrheit ist es sehr schwer anzugeben, wo auf Bornholm die mittlere Eisenzeit aufhört und die jüngere beginnt, und wenn ein Grabfeld Gräber beider Perioden einschliesst, bleibt es meist der Willkür überlassen, wo man die Grenze ziehen will."

Die Möglichkeit, die ovalen Fibeln im Norden herzustellen, kann aber nicht ernstlich bestritten werden Der Sinn für Ornamentik, welcher gerade auf diesen Geräthen einen so weiten Spielraum fand, war im Norden frühzeitig entwickelt, wie die Holzschnitzereien an norwegischen Kirchen, namentlich aber die wohl um 300 Jahre älteren aus dem Schiffsfunde von Gokstad lehren, ganz zu schweigen von den Verzierungen der Lanzenschäfte aus dem Kragehul-Moorfunde im Anfange des 5 Jahrhunderts. (N. Nicolaysen, Mindesmerker af Middelalderens Kunst i Norge, Christiania 1853—55, und Norske Bygninger fra Fortiden, ebenda 1860 80; ferner Langskibet fra Gokstad, ebenda 1882)[1] Diese Kunstfertigkeit erkennt auch Lindenschmit, Handbuch, I. 510, an, aber freilich betont er andererseits (S. 423, 430, 510), dass es die Uebertragung der Ornamentation von leicht vergänglichem Material auf Metalle war, welche im Norden erst spät Fuss fasste (und ähnlich urtheilt Hostmann, Archiv für Anthropologie, 8, 309), während im Süden die eigenthümliche nationale Verzierungsweise, die ausser aller Verbindung mit der classischen steht, bereits im 5. Jahrhunderte auf Metall erscheint (Handbuch, I. 88, Figg. 9—13; 505 ff. und Fig 344). Man konnte daher zwar aus den Holzschnitzereien auf die Geschmacksrichtung der Bewohner des Nordens schliessen und dennoch ihnen die Fähigkeit bestreiten, Schmucksachen, wie die ovalen Fibeln, in Metall auszuführen. Aber Hostmann sagt doch a. a. O. S 314 selbst: „Auf Gotland haben wir es thatsächlich mit einer ganz eigenartigen Cultur und Industrie zu thun, deren Erzeugnisse dadurch besonders anziehend für den Archäologen sind, dass ursprünglich edle, aber in barbarischem Geschmack umgemodelte Formen durch eine ausserordentlich exacte Technik in Ausführung gebracht wurden" So dürfen wir denn den nordischen Künstlern wohl die Herstellung jener Fibeln zutrauen, und nicht allein dieser, sondern auch mancher anderen schönen Metallarbeit, wie dies auch Vedel, Bornh. Oldtidsm., p. 202, ausgesprochen hat, nur die schwieriger herzustellenden Klingen mit ihren Einlagen und ihrem Damast, sowie ähnliche Arbeiten wären im Allgemeinen auszuschliessen

Nach alle dem wird man schwerlich für die ovalen Fibeln an einen südwestlichen Ursprung denken, denselben vielmehr an den Küsten der Ostsee suchen müssen. Anders könnte es sich aber vielleicht mit den gleicharmigen, d. h. den an beiden Enden in gleicher Weise ausgebildeten Fibeln verhalten, von denen sich häufig eine einzelne neben einem Paare ovaler in den Gräbern des Nordens findet. — Gleicharmige Fibeln kennt man aus sehr verschiedenen Zeiten und weit von einander entfernten Gebieten; so erinnerte Hildebrand, Antiq. Tidskrift f. Sverige, 4, 149, an gewisse Fibeln der La Tène-Zeit mit Köpfen an beiden Enden (Fig. 98 und 116; Lindenschmit, Heidn. Vorzeit, I. 4, III.) und S. 174 ff. an römische (Figg. 164, 165) mit ebenfalls symmetrischer Ausbildung (Vedel,

---

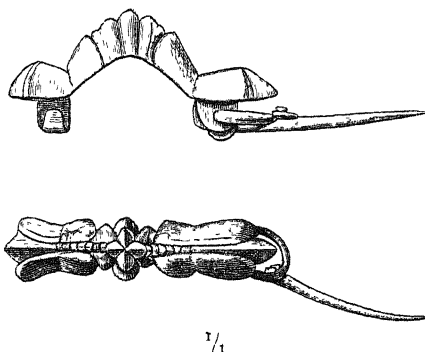
glieder der zweiten Reihe) entstanden, wissen wir noch nicht; aber wenn auch hier noch manches dunkel bleibt, so fehlt es doch andererseits an jedem Anhalt für einen südwestlichen Ursprung, und für eine grosse Reihe ovaler Fibeln ist der nordische sicher.

1) Für den Süden sind zu vergleichen die Schnitzereien aus den Gräbern von Oberflacht (von Dürrich und Menzel, Die Heidengräber am Lupfen, Stuttgart 1847, nebst Heft 3 des Wirtenbergischen Alterthumsvereins) und die von Lindenschmit vermutheten Holzmodelle für Fibeln (Ueber eine besondere Gattung von Gewandnadeln, Abbildungen von Mainzer Alterthümern, Heft 3, Mainz 1851, S. 6—7). An entsprechenden Lederarbeiten sei hingewiesen auf den Schuh der Moorleiche von Friedeburg (Ostfriesland), mit Ornamenten „in ausgesprochenster Eigenthümlichkeit der Zierweise merovingischer Zeit" (Lindenschmit, Heidn. Vorzeit, II. 7, V. 1; Handbuch, I. S. 348), und auf die Gürtel (Handbuch, S. 353—54).

Bornh. Oldtidsm., p 87, 161, 181 zu Fig. 149; Montelius, Remains from the iron age of Scandinavia [från Jernåldern], Stockholm 1869, pl. 4. Figg 5, 7, 20; pl 5. 4; hierher konnten auch die gitterformigen Charnierfibeln gerechnet werden). Diese älteren Formen lassen wir indess bei Seite: es treten aber in der mittleren Eisenzeit (der Volkerwanderungszeit) in Schweden sehr grosse Exemplare wesentlich anderer Art auf (Månadsbl. 1875. 65, Fig. 15, eine Thierfibel: dann Antiq Suéd., 443; Antiqv. Tidskr. f. Sverige, II. 300, Fig. 12, und pl. I Figg. 1 und 2), in denen Montelius die Vorläufer der kleinen gleicharmigen Spangen der Wikinger-Zeit zu erkennen glaubt (Månadsblad 1875. 67—68), ohne indess diese Ansicht bisher näher begründet zu haben. Hildebrand dagegen leugnet (Antiqv Tidskr. f. Sverige, II. 314, IV. 253—56; Scandinavian Arts, p. 97) jeden genetischen Zusammenhang zwischen beiden Gruppen und hält die Aehnlichkeit für eine rein zufällige Den Ursprung der alteren Fibeln glaubt er aus anderen, vom Suden gekommenen Formen ableiten zu konnen (Antiqv Tidskr, IV. 238—39), den der jungeren kennt er nicht, doch verlegt er auch ihn ausserhalb Schwedens. Man hat nun aber, wie Hildebrand selbst öfters hervorhob, auch im Suden, bei Franken und Burgundern, kleine gleicharmige Fibeln aus der Volkerwanderungszeit, ja sie sind sogar meist noch wesentlich kleiner, als die nordischen der Wikinger-Zeit. man sehe Lindenschmit, Handbuch, I. S. 435—36; Cochet, Normandie, Ie éd, XIII 15, Sépultures, p. 438; Troyon, Tombeaux de Bel-Air, Lausanne 1841, pl I. 10, endlich die zahlreichen Exemplare bei Moreau, Collection Caranda, Saint Quentin 1877—86, und bei Baudot, Sépultures découvertes en Bourgogne 1860; auch Antiqv Tidskr f. Sver., IV. Figg. 166, 167 Ihr Gesammteindruck ist allerdings recht verschieden von dem der späteren nordischen Geräthe (Antiquités Suéd, 564, 566, 567; Antiqv. Tidskr, IV Figg 235—41; Scandinavian Arts, Figg. 80—83)[1]), aber auch das nebenstehend abgebildete, reizende Exemplar aus Bronze, welches dem Hugel Nr. 81 eines Wikinger-Graberfeldes am Esenhugh auf Amrum entstammt, weicht von ihnen erheblich ab, und doch ist es unzweifelhaft fränkisches Fabrikat. Ein fast gleiches Exemplar (aus Silber) wurde nehmlich im Emmener Veen in der niederländischen Provinz Drente gefunden, zusammen mit 362, in einen wollenen Beutel eingeschlossenen, silbernen Münzen Karls des Grossen, Ludwigs des Frommen und Lothars I., so dass die Fibel mit grosser Wahrscheinlichkeit ins 9. Jahrhundert zu setzen ist. Ein zweites derartiges niederländisches Stück befindet sich in der Sammlung Heldring (Pleyte, Drente, Taf. 24, 6b und c zu S 23 und 24). Der Gedanke, dass es sich

1/1

hier um nordische, nach dem Süden verschleppte Stücke handle, kann aber um so weniger aufkommen, als die Fibeln in ihrer Gesammterscheinung immerhin den fränkischen der Merovinger-Zeit näher stehen, als den nordischen. Ich nehme daher umgekehrt an, das Amrumer Exemplar sei ein Beutestück aus dem Süden, und da ist es beachtenswerth, dass es bei seiner spateren Besitzerin ganz, wie so oft die gleicharmigen Fibeln des Nordens, Verwendung fand: als Complement eines Paares ovaler Fibeln (fast genau wie in Norske Aarsberetning f. 1887. 116, Nr. 64a und Fig 19), während jene Emmener Spange zum Schliessen des Geldbeutels diente, und nach Lindenschmit, Handbuch I. S. 436, zur Merovinger-Zeit die gleicharmigen Fibeln selbst sich paarweise in den Gräbern der Südgermanen finden[2]). — Das Vorkommen nun dieser fränkischen Fibel von eigen-

---

1) Die norwegischen scheinen im Allgemeinen erheblich grösser, als die schwedischen, so Rygh, 658—61; ganz vereinzelte kleine norwegische Exemplare zeigen so absonderliche Formen, dass ich sie für fremden Ursprunges halten mochte (Rygh, 662, Norske Aarsberetning f. 1884. Fig. 12, aus Eisen mit Bronze belegt).

2) Wittlock fand übrigens in der Gegend von Wexio in Südschweden die gleicharmigen Fibeln ebenfalls paarweise (Jord-Fynd från Warends for-historiska Tid, Stockholm 1874. S. 89—90).

thümlichem Habitus in einem Grabe aus dem Anfange der Wikinger-Zeit auf nordischem Gebiete, sowie ihre Verwendung nach nordischem Brauche lässt die Hoffnung nicht ganz unbegründet erscheinen, dereinst unzweifelhafte Uebergangsglieder zwischen den südlichen und nordischen gleicharmigen Fibeln aufzufinden.

Auch sei hier daran erinnert, dass Sophus Müller für die sogenannten kleeblattförmigen Fibeln, von denen ebenfalls häufig eine einzelne zusammen mit einem Paare ovaler vorkommt, Verbindungen mit dem Süden nachgewiesen hat (Aarbøger 1880 S 349 und 350). Von dem Prachtexemplare in Rygh, Norske Olds., 670, sagt dieser Forscher, dass es fremden Ursprunges sei, und dass seine, von der nordischen etwas abweichende Form vielleicht die Grundform sei, wovon letztere ausging. Das Ornament deutet auf spätkarolingische Zeit Man sehe noch den Fund von Kolin in Böhmen (Verhandl. d. Berliner anthropol. Ges. 1884. Taf. IV 4, 5 zu S. 207). O. Olshausen.

Krauss, Friedrich S. Orlović, der Burggraf von Raab. Ein mohamedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Herzegovina. Freiburg i. Br., 1889. 8 128 Seiten.

Der durch seine wichtigen Arbeiten über die Südslaven rühmlichst bekannte Verfasser ist bei Gelegenheit seiner im Auftrage des unglücklichen Kronprinzen Rudolf unternommenen Reisen in Serbien, Kroatien Bosnien und der Herzegovina bemüht gewesen, auch die Reste und Trümmer des dortigen Volksepos zu sammeln, wie sie in jenen Gegenden unter Begleitung der Gusla (eines Saiteninstrumentes) vorgetragen werden Auch das vorliegende Buch bietet uns solch ein Guslarenlied in der Ursprache mit daneben stehender Uebersetzung

Das sich an diese Erzeugnisse der Volkspoesie knüpfende Interesse ist keineswegs nur ein rein sprachliches und grammatikalisches, sondern ein in hohem Grade kulturgeschichtliches, da sie uns einen wichtigen Rückschluss gestatten auf die in früherer Zeit herrschenden Sitten und Gebräuche und auf mancherlei Beziehungen des täglichen Lebens. Meist behandeln die Guslarenlieder Mädchenentführungen oder Frauenraub, Preisrennen, Hochzeitszüge, Türken- oder Christenniedermetzelungen, Kriegsabenteuer und Befreiung von Kriegsgefangenen aus trauriger Kerkerhaft. Von letzterer Art ist das uns dargebotene Gedicht. Ein vornehmes Fräulein zieht mit ihrer reichen Mitgift und von nur einem Knappen begleitet im Lande umher, um einen Befreier für ihren heldenhaften Schwager zu finden, der hoffnungslos im Kerker von Aršan schmachtet, unter welchem Ort der Verfasser Ancona vermuthet. Nach langen, vergeblichen Fahrten wird sie endlich zum Beg Orlović auf der Burg Gjulija (worin Krauss Raab an der Donau erkennen will) gewiesen, der dann glücklich, als Malteserritter verkleidet, das Rettungswerk vollendet und dabei noch dem Burggrafen von Aršan die inzwischen zum Mohammedanismus übergetretene Tochter entführt. Eine 17 Seiten lange Einleitung und 54 Seiten Erläuterungen lassen uns erkennen, wie viel der Culturhistoriker, der Volkssittenforscher und der Ethnograph auch aus diesem interessanten Liede zu lernen vermag, und es ist sehr zu wünschen, dass der Verfasser mit der weiteren Bearbeitung und Veröffentlichung seines sicherlich noch sehr reichhaltigen Materials fortfahren möge Max Bartels.

Hermann Strebel. Alt-Mexiko. Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner. II. Theil. VI und 169 Seiten. 4. Mit 33 Lichtdrucktafeln, 1 chromolithographischen Tafel und 24 Abbildungen im Text. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1889.

Der I. Theil dieses Werkes ist schon im Jahre 1885 erschienen und den Lesern dieser Zeitschrift durch die eingehende Würdigung des Hrn. Rautenberg bekannt,

welche, allerdings etwas verspätet, in Bd. XVIII (1886), S 196—198, der Zeitschrift zum Abdruck gelangte.

Das Forschungsgebiet des Hrn. Strebel ist der Staat Vera Cruz, und zwar insbesondere der Theil desselben, welcher von den Totonaca, einem in Bezug auf seine ethnische Zugehörigkeit noch nicht genau definirten Stamme, bewohnt war. Im Süden grenzt an dieses Gebiet dasjenige der Olmeca Xicalauca, die von Sahagun auch Mixteca genannt werden, und deren ethnische Zugehörigkeit noch zweifelhafter ist, da wir nicht einmal ihre alte Sprache kennen Im Norden folgen die, eine Maya-Sprache redenden Huaxteca, während im Westen, von dem Hochlande aus, die Nahuatl-Stämme überall ihre Colonien gegen das warme, fruchtbare Niederland hin vorgeschoben hatten

Im I. Theil des Werkes waren insbesondere die Funde abgebildet und beschrieben worden, welche Hr. Strebel aus der Nähe von Cempoallan, der alten Totonaken-Hauptstadt, und aus zwei nicht weit davon gelegenen Fundstätten, dem Cerromontoso bei Otates und dem Ranchito de las animas bei Chicuasen zusammengebracht hat In dem vorliegenden Bande sind nun weiter die Gegenstände behandelt, welche in einer ganzen Reihe verschiedener Localitäten in der Misantla-Gegend — noch heute eines der Centren totonakisch redender Bevölkerung — gefunden worden sind, sowie diejenigen, welche Hr Strebel aus der Gegend von Jalapa und aus den Ortschaften erhalten hat, die an der alten Verkehrsstrasse, welche von Jalapa zwischen dem Pic de Orizaba und dem Cofre de Perote hindurch nach dem Hochlande führt, gelegen sind. Endlich sind noch eine Anzahl von Stücken beschrieben, die aus dem südlichen Theile des Staates Vera Cruz, der sogenannten Mistequilla, — dem ehemals von den Olmeca Xicalauca bewohnten Gebiete, — stammen, sowie ein Paar Stücke, die Hr Strebel aus der Gegend des Rio de la Pasion in Chiapas erhielt

Musste schon der I. Theil des Werkes als eines der hervorragendsten auf dem Gebiete der amerikanischen Archäologie, als bahnbrechend für die mexikanische Archäologie im engeren Sinne, bezeichnet werden, indem hier zum ersten Male das gesammte, einer Gegend entstammende Material — und zwar richtiges, wohlbestimmtes Material — in guten Abbildungen und mit allen Notizen über Ursprung, Beschaffenheit und muthmaasslichen Zweck veröffentlicht ward, so liegt der besondere Werth des vorliegenden II. Bandes darin, dass jetzt der Verfasser — auf Grund nachträglich von ihm an denselben beiden Localitäten Cerromontoso und Ranchito de las animas vorgenommener systematischer Ausgrabungen — im Stande ist, das Material dieser beiden Fundstätten schärfer gegen einander abzugrenzen, und dass die beiden Typen, welche das Material der genannten beiden Fundstätten uns vorführt, in einer ganzen Reihe anderer Localitäten als vorhanden nachgewiesen wird. Ein Blick auf die Tafeln 10 (Chalagüite bei Misantla) und 21 (Coatlatlan und Soncautla, westlich von Jalapa) genügt, um zu erkennen, dass wir hier dasselbe schöne Geschirr mit dem Deckweiss (kreidefreier Thon mit Spuren von Phosphat, wie Hr. Dr Wibel in dem Anfange des I. Bandes nachgewiesen hat) vor uns haben, wie in den charakteristischen Stücken von Cerromontoso und Chicuasen, die auf den Tafeln des ersten Bandes abgebildet sind. Hr. Strebel ist geneigt, die Erzeugnisse dieser „Culturgruppe“ den Chichimeken zuzuschreiben, d. h den Einwanderern nahuatlakischer Zunge, die nachweislich in den letzten Jahrhunderten des Totonakenreichs die führende Rolle in demselben gespielt haben· Von entscheidender Wichtigkeit ist hier der Umstand, dass Gegenstände dieses Typus in grosser Zahl in den Ortschaften gefunden worden sind, die in alter Zeit an der Strasse lagen, welche von Jalapa nach dem Hochlande führt, und die jedenfalls wohl, wie dieselbe Gegend noch heute, von nahuatlakisch redender Bevölkerung bewohnt waren. Und schwer fällt in die Waage, dass die Ornamentation dieser Stücke in der That eine entschiedene Verwandtschaft mit der Ornamentation der Gefässe zeigt, welche in der Gegend von Cholula und Tlaxcala ausgegraben worden sind. Ich verweise z. B. auf die Gefässfüsse mit menschlichem (oder Affen-?) Gesicht, die auf Blatt 10 und anderwärts abgebildet und frappant ähnlich sind den Gefässfüssen, die in Massen in Cholula gefunden werden Neben diesen Stücken fasst Strebel vorläufig noch als besondere Culturgruppe zusammen die Gegenstände, welche in den Ruinen von Cempoallan selbst und in den oberen Schichten von Ranchito de las animas gefunden worden sind, die aber, wie er meint, eher an den Cerro-montoso-Typus, den chichimekischen Typus,

sich anschliessen werden. Als besondere Facies möchte ich daneben die merkwürdigen Stücke von Pilon de azúcar in der Misantla-Gegend betrachten (Tafel 13), die durch besonderes Material und besondere Mache ausgezeichnet sind, und die sich, wie es scheint, sämmtlich auf den Cultus Tlaloc's, des Regengottes, beziehen. Diesen stehen nun, eine ganz besondere Eigenart vertretend, die Funde von Ranchito de las animas gegenüber. Die schönen Gefässe mit ihrer mannichfachen Ornamentirung von Mustern und Thierfiguren und der eigenthümlichen Bemalung, die in einer weissen Grundirung mit einer Art Kreidethon und nachherigem Auftragen der Farbe besteht, — „sei es, um die Farben der Bemalung reiner und lebhafter erscheinen zu lassen, sei es, um durch Einritzen und Wegschaben dieser Bemalung in bestimmten Mustern diese durch das hervortretende Weiss der Grundirung wirkungsvoller zu machen", — und die merkwürdigen Köpfe mit den flachen, zurückweichenden Stirnen, den freundlich lächelnden Zügen und der scharfen Markirung der beiden mittleren oberen Schneidezähne. Hr. Strebel ist wohl im Recht, wenn er diese Erzeugnisse als diejenigen anspricht, welche die besondere totonakische Eigenart, bezw. die Eigenart der ursprünglichen ersten Bewohner des Landes, zum Ausdruck bringen. Ich meine, dass diese Erzeugnisse gleichzeitig eine entschiedene Verwandtschaft zu den fein gearbeiteten Figuren des südlich vom Totonakengebiet gelegenen Olmeca-Xicalanca-Landes bekunden, von denen auf den Tafeln 32 und 33 des vorliegenden Bandes eine Anzahl von Typen abgebildet ist, und dass wir mit der Zeit wohl dahin kommen werden, eine zusammenhängende Maya-Bevölkerung längs der Golfküste von Yucatan bis herauf zum Pánuco anzunehmen. Als besondere Facies stehen neben dem Ranchito de las animas Typus, wie es scheint, die Funde von Sollacautla und vielleicht auch die von den Baños de Carrizal.

Ausser der Abbildung und Beschreibung der Funde selbst sind in dem vorliegenden Bande auch genaue Notizen über die Fundstätten gegeben, Pläne und Grundrisse, welche es gestatten, von dem Bau und der Anlage der alten Städte uns ein leidlich deutliches Bild zu machen.

Die Gegenstände, welche in den beiden Bänden des vorliegenden Werkes weiteren Kreisen von Fachgenossen zugänglich gemacht worden sind, befinden sich schon seit ein paar Jahren im Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde. Nachträglich hat nun der Verfasser aus denselben Localitäten noch eine grosse Zahl anderer Stücke erhalten, von denen zu hoffen steht, dass sie wenigstens zum Theil ebenfalls von dem Königl. Museum erworben werden, und die das Bild, welches wir uns von der gewerblichen und künstlerischen Thätigkeit dieser alten Indianer zu machen berechtigt sind, nach mehr als einer Richtung erweitern und vervollständigen. Möchte der Verfasser doch Mittel und Wege finden, auch dieses Material in angemessener Weise zur Veröffentlichung zu bringen. Doch schon für das Gegebene, das lange Jahre aufopfernder, selbstloser Thätigkeit, Aufwand von Zeit und Geld in sich schliesst, haben wir alle Ursache, dem Verfasser dankbar zu sein. Er hat ein Werk geschaffen, das sich dem Besten würdig an die Seite stellt, was anderwärts über ähnliche Gegenstände veröffentlicht worden ist, und seine Arbeit wird für jede weitere Arbeit in näherem oder entfernterem Gebiete sich als fruchtbringend erweisen.

Ed. Seler.

Eduard Seler. Reisebriefe aus Mexiko. Berlin, Ferd. Dümmler. 1889. 8. 268 S. mit 8 Tafeln und 11 in den Text gedruckten Abbildungen.

Der Verf., welcher den Winter 1887—88 zu einer archäologischen Bereisung Mexico's, in Gesellschaft seiner Gattin, benutzt hat, veröffentlicht in dem vorliegenden Bande die von beiden Gatten geschriebenen Briefe. Dieselben tragen den frischen Hauch der Reise selbst, aber sie unterscheiden sich von den Briefen eines gewöhnlichen Reisenden sehr vortheilhaft, insofern diese Reise von einem Manne unternommen ist, der nach jahrelangen und sehr ernsten Studien über mexikanische Alterthümer sich entschlossen hat, das Land seiner Studien selbst zu sehen und an Ort und Stelle die Wohn- und Begräbnissstätten der ehemaligen Bewohner zu mustern. Es begreift sich daher leicht, dass diese Mittheilungen an vielen Stellen lehrreiche Ausblicke auf die Geschichte und die Kultur der

alten Stämme bieten. Ref. glaubt hinzufügen zu dürfen, dass das Publikum dem Verf. gewiss sehr dankbar gewesen wäre, wenn er noch mehr derartiges gegeben hätte. Das Hauptziel der Reisenden war das bis jetzt wenig besuchte und noch weniger gekannte Land der Huaxteca, nordöstlich von der Stadt Mexico, in dem Küstengebirge nahe bei Tampico gelegen, ihm ist ein grosser Theil des Werkes (S. 98—211) gewidmet. Das VIII. Kapitel (S. 212—258) behandelt das Land der Zapoteken mit den Ruinen von Mitla, gleichwie in dem III. Kapitel (S. 62—87) der Besuch der Pyramide von Xochicalco geschildert wird. Natürlich giebt es zahlreiche andere Abschnitte, welche die Hauptstadt und andere Provinzen betreffen, da die Reisenden von Norden her, über Sa. Fé, in das Land eintraten und es über Texas wieder verliessen, so sind es namentlich die nördlichen Theile, welche ihre Aufmerksamkeit erregten. Da jedoch diese Route nach den heutigen Verkehrswegen die bequemste ist, so wird für künftige Reisende gerade dadurch eine sehr nutzbare Anleitung gegeben. Rud. Virchow.

Barr Ferree. The element of terror in primitive art. (From the American Antiquarian. Nov. 1889.) New-York. 8. 20 p.

Der Verf. bemüht sich in seiner kleinen, aber mit guter Sachkenntniss und grossem Enthusiasmus geschriebenen Abhandlung nachzuweisen, dass die menschliche Kunstthätigkeit wesentlich durch Gefühle des Schreckens hervorgerufen und gefördert worden sei. Den Hauptbeweis dafür findet er darin, dass die primitive Kunst sich überall an die Religion anlehne und dass gerade in den alten Religionen das Gemüth der Menschen durch die Erregung von Schrecken gefesselt worden sei. Ja, er geht noch über die Religionen hinaus, indem nach seiner Auffassung die primitiven Menschen überall die Vorstellung von der Belebtheit oder genauer der „Beseelung“ (animation) der ganzen Natur gehabt hätten und daher gewiss geneigt gewesen seien, jedes ihnen fremde oder gar jedes für sie äusserliche Ding als Träger eines eigenen Lebens oder Geistes mit Besorgniss zu betrachten. Es ist interessant, dem Verf. auf seinen Wegen zu folgen, selbst wenn man, wie Ref., dieselben nicht für allgemeingültig hält. In dieser Beziehung mag daran erinnert werden, dass gerade jene ersten Leistungen der darstellenden Kunst, wie sie uns bei den Troglodyten der alten Welt und bei den lebenden Eskimos der neuen Welt in so überraschender Weise entgegentreten, nichts erkennen lassen, was speciell als eine Wirkung der Furcht oder als ein Erzeugniss des Schreckens angesehen werden konnte. Auch ist in der Mehrzahl dieser eingeritzten oder skulpirten Darstellungen keine besondere religiöse Beziehung wahrzunehmen. Da jedoch bei weiterer Entwickelung des Stammeslebens öffentliche Festlichkeiten in immer grösserer Zahl und Ausstattung begangen werden, und bei solchen auch die Religion und die Priester eine bestimmte Rolle einzunehmen pflegen, so lässt sich nicht verkennen, dass in späterer Zeit die Betrachtungen des Hrn. Ferree recht oft zutreffen. Rud. Virchow.

A. Stübel, W. Reiss und B. Koppel. Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Text und Beschreibung von M. Uhle. Bd. I. Alte Zeit. Berlin, Asher & Co., 1889. Fol.

Diese umfassende Ikonographie schliesst sich in würdiger Weise an die grossen Prachtwerke an, welche die HHrn. Stübel und Reiss zur Illustration der amerikanischen Alterthümer herausgegeben haben. Zu den reichen und seltenen Fundstücken, welche sie selbst auf ihren langen Reisen durch die westlichen Gebiete von Südamerika gesammelt haben, sind hier noch Gegenstände hinzugefügt, welche Hr. Koppel, der viele Jahre hindurch das Generalconsulat in Bogotá verwaltet hat, in dieser, für die europäischen Museen noch so schwer zugänglichen Gegend zusammenbrachte. Alle diese Sammlungen sind gegenwärtig in den Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig übergegangen. Dabei wird es für ferner stehende Personen nicht ganz verständlich sein, warum, wie es in dem Vorworte heisst, Hr. Koppel „die Publikation des Werkes durch die Bestimmung

forderte, dass seine Sammlung in den bleibenden Besitz dieses Museums übergehen sollte. Die Ausführung der Tafeln ist mit jener Genauigkeit und Sauberkeit hergestellt worden, welche uns von dem Prachtwerke über Ancon bekannt sind. Auch die peinlichsten Anforderungen werden hier befriedigt sein. Die Länder, in welchen gesammelt wurde, sind Columbia, Ecuadór, Peru und Bolivia. Die dargestellten Gegenstände umfassen die Keramik (Taf. 1—12), die Steingeräthe und den Steinschmuck (Taf. 15—20), die Metallgeräthe (Taf. 21—25) und die Gewebe (Taf. 26—28), und zwar sämmtlich Reste aus der alten Zeit. Eingehende Beschreibungen der einzelnen Stücke sind durch Hrn. Uhle geliefert. Leider fehlt bis jetzt der in dem Titel versprochene Text, von dem es in dem Vorworte heisst, er sei ausführlich und werde doppelt werthvoll dadurch, dass er zugleich für weitere Arbeiten auf dem Gebiete der Archäologie Südamerika's die bleibende Grundlage schaffe. Wahrscheinlich darf in Kürze auf diesen Text gerechnet werden, der allerdings erst dem grossen Werke seine volle Brauchbarkeit sichern wird. Denn gegenwärtig wird ein genaues Studium der einzelnen Tafeln fast so viel Arbeit erfordern, als die Herstellung des Textes selbst. Für diesen Text dürfte es noch an der Zeit sein, Wünsche auszusprechen. Hier steht in erster Linie der Mangel einer naturwissenschaftlichen Untersuchung der Gegenstände. Die Bezeichnung „Kupfer oder Bronze", die sich ziemlich oft wiederholt, ist ebensowenig genügend, als die Angaben „hartes Gestein, weiches Gestein, grüner Stein". Privatsammler, die durch keine Rücksicht in der genauen Untersuchung ihrer Sammlungen behindert sind, sollten heutzutage alle Anstrengung daran setzen, die Natur der Gegenstände analytisch feststellen zu lassen, denn erst dadurch wird die Epoche der Kultur, die Provenienz des Materials, der Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung klargestellt. In wie weit sich dieses Desiderat noch nachholen lässt, muss dahingestellt bleiben. Der andere Mangel betrifft die Angaben über die Fundverhältnisse. Freilich ist der Fundort meist angegeben, aber nicht, ob es sich um Gräberfunde oder sonstige charakteristische Fundumstände handelt. Vielleicht bringt der Text darüber genauere Mittheilungen. Vorläufig wird den Geschenkgebern der Dank der gelehrten Welt dafür ausgesprochen werden müssen, dass sie so seltene Schätze nicht in der Verborgenheit des Privatbesitzes gelassen haben. Vom Standpunkte der Prähistorie aus ist es namentlich höchst erwünscht, hier zum ersten Male eine vergleichende Darstellung der südamerikanischen Steingeräthe zu sehen, ob der Geräthe aus der Steinzeit, das wird vielleicht der Text lehren, aber jedenfalls eine schöne Uebersicht der überhaupt gefundenen Formen. Und schon das ist ein wichtiger Fortschritt in der Kenntniss des alten Amerika, an den sich die Untersuchungen über die Metalltechnik und die Kunstformerei genetisch anreihen.

Rud. Virchow.

Martin Zimmer. Die bemalten Thongefässe Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Breslau 1889. Max Woywod. Kl. Folio. 32 S. mit 7 Bildertafeln und einer Fundkarte.

Der Verf. hat in sehr dankenswerther Weise eine vollständige Uebersicht der in Schlesien aufgefundenen, prähistorischen bemalten Thongefässe, namentlich der höchst merkwürdigen feinen Schalen, geliefert. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich im Wesentlichen auf eine ausführliche Beschreibung und bildliche Wiedergabe der Fundstücke, deren Treue und Objektivität Ref. nach seiner persönlichen Kenntniss einer grossen Zahl dieser Geräthe bezeugen kann. Die mit Unterstützung der Provinzial-Verwaltung Namens des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer erfolgte Herausgabe ist in jeder Beziehung vorzüglich ausgestattet, und die colorirten Abbildungen gewähren in der That ein recht anschauliches Bild dieser Industrie. Weitere Mittheilungen behält sich der Verf. für eine Fortsetzung vor, nehmlich eine Besprechung über Material, Ornamente, Herkunft u. s. w. Fast scheint es jedoch, als ob „eine Darstellung der einzelnen Fundgeschichten" nicht beabsichtigt sei; sollte Ref. die bezügliche Bemerkung in dem Vorwort nicht missverstanden haben, so möchte er hier bemerken, dass gerade diese Fundgeschichten für die wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes unentbehrlich sind. So z. B. lässt sich die Untersuchung über die bemalten Thongeräthe nicht trennen von der Vergleichung

der nicht bemalten, aber aus demselben Material hergestellten und auch im Styl nahe verwandten Gegenstände, auf welche Ref. in früheren Besprechungen, namentlich im Anschluss an seine Funde in Zaborowo, wiederholt hingewiesen hat. Nachdem neuerlich auch in der Nähe von Görlitz gerade solche Geräthe aus Gräbern zu Tage gekommen sind, haben dieselben eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Der Verf. würde dabei die betheiligten wissenschaftlichen Kreise gewiss noch mehr zu Danke verpflichten, wenn er auch in der bezeichneten Richtung seine Darstellung vervollständigen wollte.

Rud. Virchow.

J. S. Kubary. Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Karolinen-Archipels, veröffentlicht im Auftrage der Direktion des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin, unter Mitwirkung von J. D. E. Schmeltz. Leiden, P. W. M. Trap, 1889. Heft I. 115 S. mit 15 Tafeln.

Unter den lebenden Forschern ist wohl Niemand so sehr vorbereitet, eine authentische Darstellung der mikronesischen Verhältnisse zu liefern, als der Verf., der schon seit 1868 als Agent von Godeffroy zu sammeln begann und nachher längere Zeit als ein fast ansässiger Bewohner die Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung, auch in ihren intimsten Beziehungen, kennen zu lernen in der Lage war. Verschiedene seiner Arbeiten sind der gelehrten Welt schon früher geboten worden, es ist nur zu bedauern, dass das Ganze nicht in zusammenhängender Form veröffentlicht werden konnte. Gegenwärtig ist die Publikation der noch vorhandenen Manuskripte durch Hrn. Bastian dem opferwilligen Verleger des internationalen Archivs für Ethnographie, Hrn. Trap in Leiden, übertragen und die Redaktion in die Hand des langjährigen Custos des ehemaligen Museums Godeffroy, des gegenwärtigen Conservators des Leidener Reichsmuseums, Hrn. Schmeltz, gelegt worden. Beide haben in dem vorliegenden Heft ihre Aufgabe glänzend gelöst: die Ausstattung ist eine mustergültige und die Redaktion hat alle Unebenheiten des Manuskripts auf das Beste geglättet. Ref. will letzteres besonders bezeugen, da der Redakteur in seinem Vorwort, mit Rücksicht auf eine frühere, gewiss berechtigte Bemerkung des Ref., eine Erklärung darüber provocirt. Der einzige Mangel, der jetzt noch besteht, betrifft ein Inhaltsverzeichniss, dessen Bedeutung nicht besonders dargelegt zu werden braucht. Dieser Mangel mag hier kurz ergänzt werden: 1) S. 1. Das einheimische Geld auf der Insel Yap und auf den Pelau-Inseln (Taf. I), eine höchst interessante und wichtige Abhandlung, welche vorzugsweise jene sonderbaren, glas- oder porcellanartigen Stücke umfasst, welche manche Beziehungen zu den Agrie-Korallen Afrika's darbieten. 2) S. 27. Der Hausbau der Yap-Insulaner (Taf. II—VII). 3) S. 46. Industrie und Handel der Ruk-Insulaner (Taf. VIII—X). 4) S. 79. Ein Ausflug nach den westlichen Karolinen (Taf. XI—XV). Alle diese Abhandlungen bringen eine fast unerschöpfliche Fülle von Einzelheiten, welche die Feinheit und Genauigkeit der Beobachtung, den frischen und zugleich umfassenden Sinn, das durchgebildete Verständniss des Verf. in schönstem Lichte erscheinen lassen. Sicherlich werden diese Publikationen ein dauerndes Werthstück der ethnographischen Literatur bleiben, zumal da die ärmliche und an sich so spärliche Bevölkerung Mikronesiens dem europäischen Contakt wahrscheinlich nicht lange mehr Widerstand leisten wird.

Rud. Virchow.

L. Lindenschmit (Sohn). Das römisch-germanische Central-Museum in bildlichen Darstellungen aus seinen Sammlungen. Mainz, V. v. Zabern, 1889. 4. 50 Tafeln mit Erklärungen.

Das Mainzer Museum ist durch zahlreiche Veröffentlichungen seines Gründers, des hochverdienten Altmeisters Lindenschmit (Vater), in den weitesten Kreisen bekannt, und es giebt wohl keinen Forscher auf diesem Gebiete, der nicht bei persönlichem Besuch die reichen Schätze dieser, in ihrer Art einzigen Sammlung zum Gegenstande ernsten Studiums gemacht hätte. Trotzdem oder vielmehr deswegen wird die vorliegende Publi-

kation allerorts mit besonderer Freude aufgenommen werden. Sie wird in der That, wie es in dem Vorworte heisst, „als Nachschlagebuch für Fachgelehrte und Sammler dienen“. Das Museum ist seit seiner Gründung im Jahre 1852 zu erstaunlichem Umfange gewachsen, und seine Thätigkeit auf dem besonderen Gebiete der künstlerischen Nachbildung der Alterthümer hat sich, Dank der materiellen Unterstützung des Deutschen Reiches, immer weiter ausgedehnt. Die Zahl dieser Nachbildungen ist gegenwärtig auf 11 000 Nummern gestiegen, und in liberalster Weise werden dieselben anderen Museen und Lehranstalten käuflich überlassen. Der vorliegende Atlas bringt wesentlich Bilder der durch Nachbildung vervielfältigten Stücke, und den erläuternden Blättern sind überall Angaben der Preise beigefügt, um welche die Nachbildungen abgegeben werden.

Der Stoff ist in 3 grösseren Abtheilungen geordnet worden. Die erste Abtheilung bringt auf 16 Tafeln (I—XV, einschl. XIa) die Alterthümer der merovingischen Zeit, Mitte des 5. bis in das 8. Jahrhundert. Die zweite, 14 Tafeln (XVI—XXIX) umfassend, enthält die Alterthümer aus der Zeit der Römerherrschaft im Westen und Süden Deutschlands vom 5. Jahrh. n. Chr. bis zurück zu der Zeit um 50 v. Chr. Die dritte endlich mit 20 Tafeln (XXX—XLIX) zeigt die Alterthümer der frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit von dem letzten Jahrhunderte vor Chr. aufwärts bis in die unbestimmbare Zeit der ersten Besiedelung „unseres Landes“. Ein ungemein reiches und werthvolles Material, um so werthvoller, als ein so kritisches Auge, wie das des Direktors, dasselbe überwacht hat.

Für uns, Bewohner des Nordostens „unseres Landes“, tritt die starke Bevorzugung der westlichen und südlichen Gebiete fühlbar hervor. So natürlich sich dies aus der Lage von Mainz und der Entwickelung der prähistorischen Studien in Deutschland erklärt, so lässt sich doch nicht verkennen, dass die starke Arbeit der letzten Jahrzehnte auch in unseren Provinzen mehr des Werthvollen zu Tage gefordert hat, als die Sammlungen des Mainzer Museums und diesen entsprechend auch der vorliegende Atlas erkennen lassen. Es mag hier nur an die zahlreichen und höchst wichtigen Funde aus der neolithischen Zeit und an die bedeutenden Schätze aus römischer Zeit erinnert werden, welche unsere Nord- und Ostprovinzen zu Tage gefördert haben. Vielleicht bedarf es nur dieser Andeutung, um die Aufmerksamkeit der Leiter des Mainzer Museums auch diesen Gebieten mehr zuzuwenden.

Jeder der 3 Abtheilungen ist eine kurze und lichtvolle, orientirende Einleitung vorangeschickt worden, in welchen die Stellung des Hrn. L. Lindenschmit (Vater) noch einmal in die Erinnerung zurückgerufen wird. Ref. begegnet sich mit dem Altmeister in dem Bedenken wegen der ungemessenen Anwendung des Wortes „La-Tène“, zumal wenn dasselbe mehr, als einen klassifikatorischen Werth, beansprucht. Dagegen möchte Ref. nicht ganz ohne Einrede dasjenige zulassen, was über den Styl der Völkerwanderungszeit (ein Ausdruck, der übrigens von dem Verf. nicht gebraucht wird) geschrieben ist. Wenn es heisst: „Der übereinstimmende Verzierungsstyl, welchen zu jener Zeit die Hinterlassenschaft aller germanischen Stämme kundgiebt, muss als die Aeusserung einer ureigenen Geschmacksrichtung betrachtet werden“, so darf doch wohl nicht gesagt werden, dass alle diese Stämme, auch die am weitesten von einander getrennten, z. B. Angelsachsen und Langobarden, jeder für sich, diesen Styl als einen ureigenen hervorgebracht haben. Irgendwo muss doch der Ausgangspunkt für diesen „übereinstimmenden Verzierungsstyl“ gewesen sein, und wenn man auch die schnelle Verbreitung desselben auf alle germanischen Stämme nicht blos den häufigeren Beziehungen dieser Stämme unter einander, sondern auch einer ihnen allen eigenthümlichen, identischen Geschmacksrichtung zuschreiben mag, so ist damit gewiss nicht ausgeschlossen, dass die Vorbilder ausserhalb der germanischen Stämme zu suchen sind.

Rud. Virchow.

Gustav Nachtigal. Sahara und Sudan. Theil III. Herausgegeben von E. Groddeck. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8. 548 S. mit Portrait, Karte, 2 Schrifttafeln und Generalregister zu Th. I—III.

Was wir kaum noch gehofft hatten, die Vollendung von Nachtigal's grossem Reise-

werk, das liegt jetzt durch die Energie einer Dame abgeschlossen, vor uns. Die Herausgeberin hat mit der zarten Rücksicht, welche dem weiblichen Geschlechte eigen ist, das aus den Diktaten und mannichfachen Aufzeichnungen des Reisenden herstammende Manuskript einer Redaktion unterworfen, welche alles Besondere, auch manche sprachliche Eigenthümlichkeit, schonend erhalten und die ganze Arbeit im Wesentlichen unverändert, nur gereinigt, wiedergegeben hat. So können wir denn in der That sagen, dass uns der Abschluss des schönen Werkes, wie aus der Hand des Reisenden selbst, nun fertig geboten ist. Der vorliegende, in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattete Band umfasst die Reisen von Bornu nach Wadai, Dar-For und Kordofan, und schliesst mit der Ankunft in El Obeid (10. August 1874), wo der Reisende nach 6jähriger Abwesenheit zuerst wieder auf Europäer stiess und zugleich die ägyptischen Truppen gesammelt fand, welchen die Eroberung von Dar-For aufgetragen war. Alle die vortrefflichen Eigenschaften, welche Nachtigal zierten und welche sowohl die glückliche Durchführung seines schwierigen Reiseplanes, als auch den seltenen Reichthum seiner Beobachtungen erklären, treten uns hier in jener einfachen, bescheidenen und zugleich so klaren Sprache entgegen, welche ihm natürlich war. Neben der anschaulichen Schilderung der Reise selbst, der Natur der Gegenden, den hauptsächlich hervortretenden Persönlichkeiten eine Fülle der genauesten Nachrichten über die Geschichte jener Reiche, die zum ersten Male von einem Europäer erforscht wurde, und ebenso eine ausgiebige Aufzählung der zahlreichen Volksstämme, von denen uns bis dahin nicht einmal die Namen bekannt waren. Das Verhältniss der Araber zu den eingebornen, zum Theil auch eingewanderten, schwarzen Stämmen, das Hauptproblem der neueren Geschichte Inner-Afrika's, entrollt sich in der Darstellung eines so unterrichteten und mit einem so scharfen Blick für die Gesammtheit der politischen und ethnologischen Verhältnisse begabten Mannes in einer Klarheit, welche jedem, der sich die Mühe eines eingehenden Studiums nimmt, das Verständniss dieser so bunten und in ihren Einzelheiten so mannichfaltigen Gestaltungen sichern wird. Die Erinnerung an den verlorenen Freund wird bei dem Lesen wieder lebendig: wir sehen ihn, wie in jenen guten Tagen, da er nach glücklicher Rückkehr in die Heimath, hergestellt von den schweren Folgen zahlreicher Anfälle des Malariafiebers, unter uns und mit uns an dem Aufbau der Ethnologie und Anthropologie thätig war. Mit herzlichem Danke an die Herausgeberin stellen wir den stattlichen Band zu seinen Vorgängern, eines jener Ruhmeszeichen deutscher Forschung, welche unserem Volke auch von den Fremden neidlos zuerkannt werden.

Rud. Virchow.

J. Schneider. Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Nach örtlichen Untersuchungen. Heft VII. Die ältesten Wege mit ihren Denkmälern im Kreise Düsseldorf. Düsseldorf 1889. 8. 12 S. mit 1 Karte.

Die kleine Schrift, ein Sonderabdruck aus dem IV. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins, bildet die Fortsetzung und Vervollständigung zahlreicher früherer Publikationen des Verfassers; zugleich stellt sie sich nach der eigenen Angabe desselben (S. 11) als der erste Versuch zu einer archäologischen Karte des Kreises Düsseldorf dar. In letzterer Beziehung dürfte wohl der Wunsch ausgesprochen werden, dass der Verf. bei der in Aussicht gestellten, weiteren Verfolgung dieser Aufgabe eine schärfere Sonderung der prähistorischen Funde eintreten lassen möchte. Gegenüber den römischen und fränkischen Alterthümern fasst er alle übrigen als „vorgeschichtliche und spätere germanische Alterthümer" zusammen, ja in den Einzelangaben, die für die territoriale Lage der Fundstellen von grossem Werthe sind, gebraucht er meist nur die Bezeichnung „germanisch". Damit ist dem heutigen Bedürfniss nach einem Verständniss der vorrömischen Zeit nicht Genüge geleistet. Auch bei der Aufstellung der alten Wege ist es schwer, den Angaben des Verf. zu folgen. Er nimmt an, dass schon Jahrhunderte vor den Römern in dem rechtsrheinischen Gebiete Strassen bestanden haben, welche aus Gallien nach dem Norden führten und welche eine „durchaus planmässige Anlage und Führung" aufwiesen. Aber

es dürfte einige Schwierigkeit haben, auch nur vermuthungsweise herauszubringen, welches Volk derartige Strassen angelegt haben konnte. Dazu gehört eine obere Leitung oder doch wenigstens ein beständiges Verhältniss, welches eine Dauerhaftigkeit der Völkerbeziehungen voraussetzt, für welches die vorhistorische Zeit wenig Anhaltspunkte bietet. Immerhin ist es ein grosses Verdienst, wenigstens einen Versuch einer Gesammtdarstellung gemacht zu haben, zumal an einer Stelle, die nach den Mittheilungen des Verf. einen alten Knotenpunkt des Verkehrs gebildet zu haben scheint. Rud. Virchow.

Engelhardt Kühn. Der Spreewald und seine Bewohner. Cottbus, E. Kühn, 1889. 8. 143 S.

Der Verf., dem Anschein nach auch der Verleger des vorliegenden Werkes, beschränkt in dem Vorwort seine Aufgabe in sehr bescheidener Weise. „Nicht wissenschaftliche Forschungen und Abhandlungen soll das Buch bieten, nicht über ethnologische und anthropologische Studien berichten, sondern einfach und schlicht soll es Sitten und Gebräuche, Leben und Treiben der Wenden bis auf den heutigen Tag beschreiben.“ Das ist nun auch in recht geschickter Weise und mit Berücksichtigung der hervortretenden Eigenthümlichkeiten geschehen, und insofern kann der Darstellung sogar ein gewisser ethnographischer Werth zugestanden werden. Durch die Hinzufügung zahlreicher, gut ausgewählter Ansichten und Abbildungen wird die Anschaulichkeit der Schilderungen sehr erhöht. Vielleicht würden dieselben eine noch bessere Wirkung thun, wenn sie etwas weniger schwarz gehalten wären. Ausserdem hat Hr. Alex. Rabenau, der vieljährige Kenner des Spreewaldes, in einem umfassenden Anhange (S. 65—143) „Originalmärchen der Wenden“ gegeben, welche den schon recht reichen Sagen- und Märchenschatz der Wenden nicht unerheblich erweitern. Für uns, die wir dem Spreewalde und seinen Bewohnern seit langer Zeit ein besonderes Interesse entgegenbringen, wäre es allerdings eine Genugthuung gewesen, wenn der Verf. wenigstens ein übersichtliches Bild auch von den thatsächlichen Ermittelungen gegeben hätte, welche sowohl die prähistorischen, als auch die gegenwärtigen Verhältnisse zum Gegenstande gehabt haben. Denn gerade solche, für das grosse Publikum bestimmte Bücher sollten eine Vermittelung bilden zwischen der wissenschaftlichen Forschung und dem Volksverständniss: sie sollten zu der Ueberzeugung führen, dass das Leben eines solchen Stammes sich in dem sehr zerstückelten Rückstande von Sagen und Märchen doch nur unvollständig ausdrückt, ja dass die gedankenlose Tradition dann oft genug ein Zerrbild von dem geistigen Zustande der Bevölkerung liefert. Aber derartige Fortschritte in der literarischen Behandlung eines so reichen Stoffes geschehen erfahrungsgemäss sehr langsam, und wir können dem reisenden Publikum nur Glück wünschen, dass ihm in dem gut ausgestatteten Buche eine in ihrer Art einheitliche Darstellung geliefert wird, welche die örtliche Orientirung in hohem Maasse erleichtern wird. Rud. Virchow.

Emil Carthaus. Führer durch die Bilsteins-Höhlen bei Warstein in Westfalen. Warstein, O. Senftleben, 1889. kl. 8. 48 S. mit einem Profil-Täfelchen.

Das kleine, allerdings nicht für ein wissenschaftliches Studium berechnete Büchlein kommt gerade zur rechten Zeit, um den Besuchern der nächsten anthropologischen Generalversammlung in Münster im Voraus die Verhältnisse dieser neuesten, Knochen führenden Höhle Westfalens übersichtlich vorzuführen. Die Fragen über die Coexistenz des Menschen mit den Thieren, deren Ueberreste in grosser Zahl in den Höhlen zu Tage gekommen sind, werden voraussichtlich auf dem Congresse aufgenommen und an der Hand des im Museum zu Münster gesammelten Materials besprochen werden. Der Verf., welcher das Verdienst hat, die Ausgrabungen angeregt und geleitet zu haben, vertheidigt die Ansicht von der Gleichalterigkeit des Menschen mit den Thieren der Glacialzeit; Ref. hat seine Bedenken in früheren Vorträgen niedergelegt. Rud. Virchow.

II.

Archäologische Aufsätze über südeuropäische Fundstücke

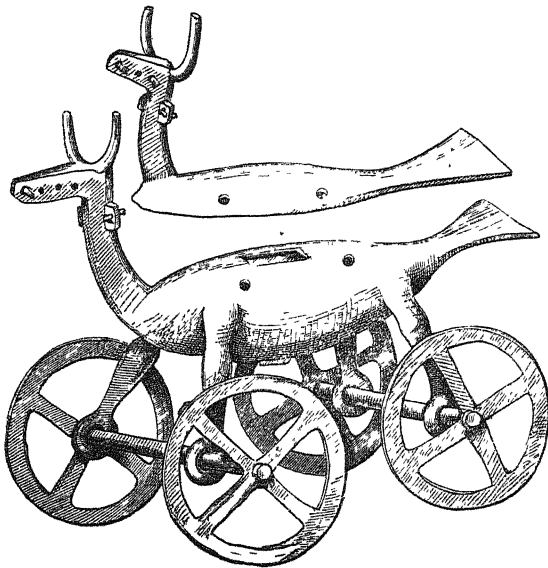
von

Dr. INGVALD UNDSET in Christiania.

(Fortsetzung von S. 29.)

IV. Antike Wagen-Gebilde.

In den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1883. S. 197—201, habe ich einen kleinen Bronzewagen veroffentlicht, der damals vor kurzer Zeit in einem Grabe bei Corneto in Etrurien gefunden war; ich wiederhole hier die damals gegebene Abbildung (Fig. 1).

Fig. 1.

Der Wagen war im älteren Theile der Nekropole gefunden und in einer tomba a pozzo, wo das Ossuarium mit den verbrannten Knochen und den Beigaben (d. h. ausser dem Wagen 3 halbkreisförmige Fibeln, 1 Fibel mit Spiralscheibe vorn am Fusse, 2 Bronzespiralen für Haarlocken und 1 Spinnwirtel) in einem Behälter aus nenfro (Tufstein) eingeschlossen war. Das Grab lässt sich etwa ins 8. Jahrhundert v. Chr. zurückführen. Auf 4, durch 2 Achsen verbundenen, vierspeichigen Rädern ruht ein Thier, dessen Hals, Leib und Schwanz einen Vogel bekunden, das jedoch 4 Füsse

und einen (etwa Ochsen-?) Kopf mit Hörnern hat. Mitten im Rücken ist eine viereckige Oeffnung, und der hohle Korper bildet somit ein kleines Gefäss; die Oeffnung wird von einem Deckel geschlossen, der wie das Rückenstück eines ähnlichen Thieres gebildet ist, mit demselben Vogelschwanz und -hals und gehorntem Thierkopf. Der Deckel wurde gewiss durch 4 Nägel festgehalten: für diese sieht man die Löcher sowohl im Rücken des Gefasses, wie im Deckel. An beiden Hälsen finden sich kleine Oehsen, worin Reste von Bronzeketten, die wohl Gefass und Deckel vereinigten. Beide Kopfe sind durchbohrt, der des Gefässes mit 4, der des Deckels mit 3 Lochern, in welchen auch Reste von Bronzeketten zu sehen sind, durch die wahrscheinlich der kleine Wagen gezogen werden konnte. Grössere Reste solcher Ketten fanden sich neben dem Wagen und der Urne im steinernen Behälter.

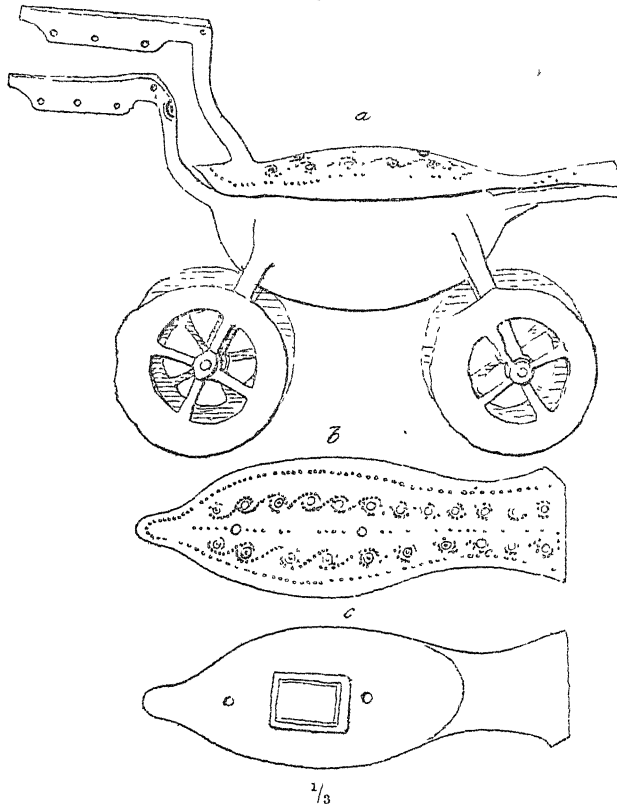
Wie ich schon bei der ersten Veröffentlichung dieses Cornetaner Wagens erwahnte, befindet sich ein ahnliches Stück in Brussel im Museum Ravestein; Virchow hat damals eine kurze Beschreibung dieses Brüsseler Exemplares meinem Aufsatze beigefügt. Ich gebe hier eine genauere Beschreibung dieses Exemplares, das ich seitdem in Brüssel genau untersucht habe; eine Zeichnung kann ich jedoch nicht liefern. Es steht jetzt im öffentlichen Museum in der Porte de Hal unter Nr 1169; es wurde 1853 in einem Grabe bei Salerno in Unteritalien gefunden[1]. In der Hauptform stimmt es mit unserem von Corneto vollig uberein: ein Thier mit Vogelleib und Vogelschwanz ruht mit 4 Beinen auf 2 Achsen, die je 2 vierspeichige Räder haben. Der Kopf ist wie an unserem Cornetaner geformt, hat jedoch solche Locher nicht. Unter den Hörnern sitzen am Halse 2 durchbohrte Ohren oder Oehsen; da die Löcher dieser Oehsen ausgebrochen sind, hat man die zum Ziehen des Wagens bestimmten, zum Theil noch erhaltenen Ketten, die ursprünglich gewiss in diesen Löchern angebracht waren, an den Hornern eingehangt. Wie an jenem Cornetaner, sieht man auch im Rücken dieses Thieres 4 kleine Löcher um die grosse Oeffnung; diesen Löchern entsprechen ähnliche im Deckel. Verschieden vom Cornetaner ist jedoch dies Salernitaner Exemplar darin, dass 2 kleine Oehsen, denen am Halse ganz ähnlich, hier auch an den Seiten des Körpers angebracht sind, dazu noch eine unter dem Schwanze. Der Deckel ist wie der obere Theil des Hauptthieres geformt; im Kopfe sind am unteren Rande 2 Löcher, worin kleine Bronzeringe; in den Oehsen an beiden Seiten des Halses hängen kleine Bronzeketten, die in Bommeln endigen. Von den gebrochenen Hornern des Deckels sind nur kleine Reste am Kopfe. Oben auf diesem Kopfe sitzen 2 kleine Vogelfiguren, ebenso auf dem des Hauptthieres; an unserem Cornetaner Exemplare waren solche nie. Ebenso wenig hat dies Stück etwas, welches dem entspricht, was

1) Musée de Ravestein, Catalogue descriptif, I. Liège 1871, pag. 490 f., No. 732.

sich auf dem Deckel des Salernitaner Exemplares befindet. Hier steht nehmlich eine Vogelfigur, etwas grösser, als die schon erwähnten, auf den Thier- und Deckelkopfen angebrachten; auf dem Rücken dieser Vogelfigur ist eine Oehse, in welcher 2 kleine Ketten, in Ringen endigend; in diesen Ringen hängen in einem 4 Bommeln, im anderen 2 anders geformte solche Diese 4 Vogelfiguren haben meistens den Charakter von Wasservögeln, etwa von Mowen.

Unter derselben Nr. 1169 findet sich ebenda auch ein Fragment eines ähnlichen Gegenstandes, nehmlich ein Vogelleib auf 4 Beinen, deren Enden jedoch abgebrochen sind; im Rücken ist eine ähnliche, grosse, viereckige Oeffnung, der Kopf hat Hörner gehabt und am unteren Rande mehrere Löcher, wie der Deckelkopf des vorigen Stuckes; am Halse sind dieselben Oehsen, die jedoch, wie am Cornetaner, an den Seiten des Leibes und unter dem Schwanze fehlen. Dies Fragment wurde 1859 dem Musée Ravestein einverleibt, es stammt aus einem Grabe bei Viterbo in Etrurien[1]).

Fig. 2.

Später erfuhr ich, dass auch im Museum in der Kais. Eremitage in St. Petersburg ein ähnliches Exemplar sich befinden sollte. Der Freundlichkeit des Herrn Kieseritzky, Custos am genannten Museum, verdanke ich die hier gegebene Abbildung (Fig. 2) und einige Mittheilungen über dieses Exemplar. Es stimmt in der Hauptform und Grösse so ziemlich mit dem Cornetaner überein: ein vierbeiniges Thier mit Vogelleib ruht auf 2 von vierspeichigen Rädern getragenen Achsen; Thier und Deckel haben 3 Locher in den Köpfen; im 4. Loche am Nacken waren wohl ursprünglich Hörner. Unter diesem 4. Loche sieht man am Thierhalse

1) Musée de Ravestein, I. pag. 491.

kleine Ohren oder Oehsen. Der Deckel ist auf der Aussenseite mit eingeschlagenen Punkten ornamentirt, in Reihen und durch Tangenten verbundenen Kreisen angeordnet. Auf der unteren Seite des Deckels giebt ein durch erhabene Leisten dargestelltes Viereck Grösse und Platz der Oeffnung im Rücken des hohlen Hauptthieres an. Vor und hinter dieser Oeffnung ist sowohl im Deckel, wie im Rücken des Thieres ein Loch, wohl für Stifte bestimmt, die den Deckel befestigten, wie die 4 ähnlichen Löcher an den Exemplaren von Corneto und Salerno. Wo dies Petersburger Exemplar gefunden ist, kann nicht angegeben werden, allerdings wohl in Italien, da es aus der Sammlung Campana stammt[1]).

In meinem Aufsatze von 1883 habe ich auch einen verwandten Bronzewagen im Wiener Museum erwähnt, der 1880 in einem Grabhügel bei Glasinac in Bosnien gefunden war[2]). Dieser Wagen ist etwas verschieden, indem sowohl Gefäss wie Deckel vollständige Vogelform, mit Vogelkopf und -schnabel, haben. Zudem ruht das Gefäss nicht auf 4 Beinen und nicht auf den Achsen, sondern diese, mit je 2 achtspeichigen Rädern, tragen ein Gestell, worauf eine Säule, auf welcher das Vogelgefäss drehbar ist. Dies Exemplar ist auch ein wenig kleiner, als die erwähnten italischen. Das Grab, in dem auch eine Bronzekanne mit kleeblattförmiger Mündung gefunden wurde, wird etwa aus dem 6. oder 7. Jahrh. v. Chr. stammen.

Eine vermittelnde Form zwischen diesem bosnischen und jenen italischen Exemplaren zeigt uns ein kleiner Terracotta-Wagen von Este in Norditalien[3]). Mit dem bosnischen stimmt dieser darin überein, dass Gefäss und Deckel sowohl Leib als Kopf eines Vogels haben; der Kopf des Gefässes ist jedoch abgebrochen. Mit den italischen dagegen stimmt er insofern überein, dass das Gefäss auf 4 Beinen ruht, die mit den ringförmigen Enden gewiss um 2 jetzt fehlende (hölzerne?) Achsen gegriffen haben, welche die Räder verbanden. Die Räder sind als volle Scheiben gebildet; an einem Paare sind auf der Aussenseite 10 Speichen ornamental angegeben, die anderen haben Sterne mit 8 Spitzen. Ueber die Ornamente schrieb ich: „Gefäss, Deckel und Räder sind mit Linear-Ornamenten decorirt, welche besonders als mit Strichen ausgefüllte Dreiecke angeordnet sind, wie an vielen Urnen vom Villanova-Typus und wie sie ganz besonders für die Ossuarien der ersten Golasecca-Periode charakteristisch sind. Die Linien sind mit einem gezackten Stempel oder Rade eingedrückt, so dass sie das Aussehen etwa wie „imitirte Schnur“ haben (bei den genannten Urnengruppen auch sehr häufig). Das Grab mit diesem

1) In den gedruckten Cataloghi del museo Campana finde ich es nicht erwähnt.

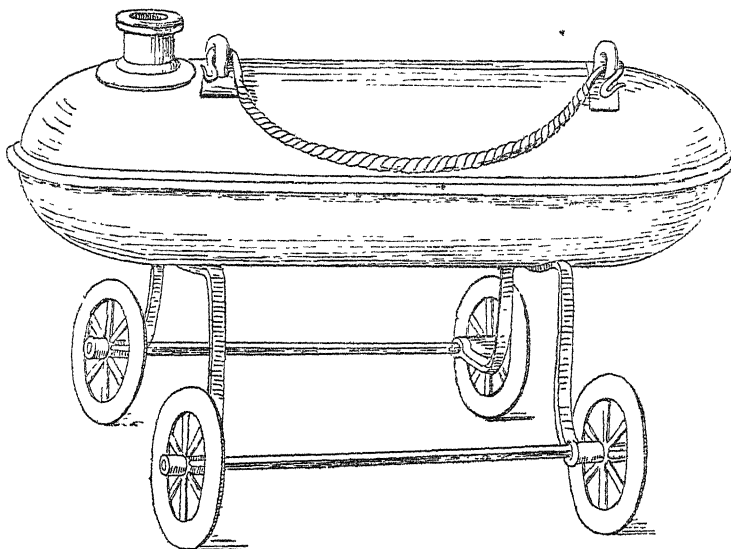
2) v. Hochstetter in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, X. S. 289 ff.

3) Prosdocimi in den Notizie degli Scavi, 1882. tav. III. Fig. 1.

Wagen gehört der „ersten Periode“ von Este an und wird etwa aus dem Jahre 700 stammen. — Fragmente eines ähnlichen, kleinen Vogelwagens sind auch in einem Grabe der folgenden estensischen Periode in der Nekropole von Villa Benvenuti gefunden.

Hier müssen auch 2 in Ungarn gefundene Stücke genannt werden, nehmlich kleine Gefässe in Vogelform, beide jedoch etwas defekt. Das erste, aus der Sammlung des Grafen Kegelvich stammend, steht im National-Museum unter Nr. 865/83 und wurde in Ungarn gefunden. Es soll offenbar eine Ente darstellen; das Innere ist hohl, und es hat im Rücken eine runde Oeffnung; der Deckel war gewiss flach und durch einen Riegel befestigt, von dem 2 Oehsen im Rücken des Thieres erhalten sind. Der Vogel ist durch gegossene Linien ornamentirt; das Ganze hat den Charakter der Gussarbeiten der ungarischen Bronzezeit. Die Füsse des Vogels sind breit und flach, so dass er gut steht; sie zeigen jedoch keine Löcher, durch die er an einem (vierräderigen?) Gestelle möglicherweise befestigt war[1]).

Das andere Exemplar gehört der Sammlung Lehóczky in Munkacs an und stammt aus einem bronzezeitlichen Schatzfunde von Csicser, Komitat Ung; es ist dem vorigen in der Hauptsache gleich, jedoch hat der Vogelkopf hier auch 2 Stierhörner; statt Oehsen für einen Riegel zum Deckel der runden Oeffnung finden sich hier 4 kleine Löcher; die 2 Beine sind mehr nach hinten angebracht, ihre vorderen Theile, die gewiss ziemlich lang waren, sind abgebrochen. Auch an diesem Exemplare sind einige Ornamentlinien am Rücken mitgegossen[2]).

Fig. 3.

1/2

In Verbindung mit den Vogelwagen nenne ich auch das Fig. 3 ab-

1) Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, Taf. LXVIII. Fig. 5.

2) Hampel, a. a. O. Taf. LXVII. Fig. 2.

gebildete Bronzegefäss: 4 achtspeichige Rader sind an 2 quadratischen Achsen befestigt; auf den Achsen stehen 2 hohe Bügel, die ein langes, abgerundetes Gefass tragen, welches aus Bronzeblech hergestellt zu sein scheint. Auf dem einen Ende des Gefasses, das etwas an einen Vogelleib erinnert, steht ein kleiner, mit Wulsten decorirter, wohl gegossener Cylinder, der sowohl Aus- wie Einguss ist; oben auf dem Rücken ist ein grosser, aus einem tordirten Bronzeband hergestellter Traghenkel, in 2 Oehsen beweglich. Eigenthümlich ist, dass die Achsen mit dem Längsdurchschnitt des Gefässes parallel laufen, so dass das ganze Geräth nur senkrecht auf seinen Längsachsen gerollt werden konnte. Das Geräth, dessen Grösse ich nicht angeben kann (vielleicht in voller Grosse gezeichnet?), wurde 1865 bei dem Kunsthandler Depoletti in Rom gezeichnet; wohin es jetzt gekommen, ist mir unbekannt; ebenso wenig kann über die Provenienz etwas ausgesagt werden[1])

Obschon dieser Gegenstand im Ganzen einen eigenen (etwa spätetruskischen?) Charakter zu haben scheint, wird er doch wohl in Verbindung mit den alten Vogelwagen zu setzen sein.

Hier mussen auch einige eigenthümliche, wenigstens zum Theil spätzeitliche Vogelwagen erwahnt werden. Fig. 4 stellt eine kleine, ovale Bronzedose dar, die sich auf 4 Rädern bewegt. Der Deckel läuft nach hinten in einen etwas in die Höhe gehobenen Vogelschwanz aus; die Mittellinie ist durch einige parallele, erhabene Leisten hervorgehoben. Vorn endigt der Deckel in einen Vogelkopf mit nach oben gebogenem Schnabel. Unter der Dose sind Oehsen „für die kleinen Ketten, mittelst welchen der Gegenstand aufzuhängen oder zu ziehen war" (Mus. Borbon. im Texte). Die Räder sind als volle Scheiben gegossen, mit nach innen und aussen vorspringenden Hülsen für die Achsen. Es befindet sich dies Stück im Nationalmuseum in Neapel unter Nr. 75 480, es ist dem Museum mit der Sammlung Borgia aus Velletri zugekommen; die Provenienz desselben ist unbekannt, wird aber wahrscheinlich Unter-

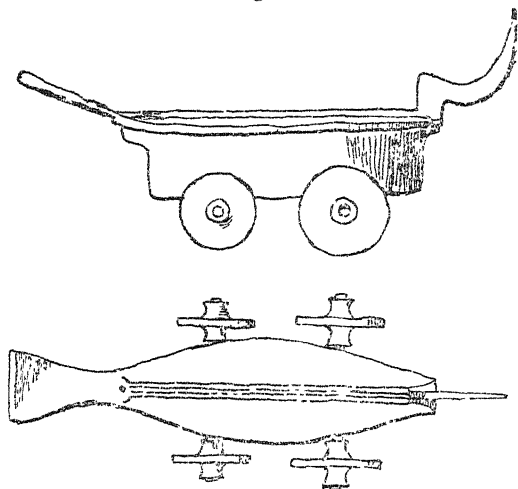
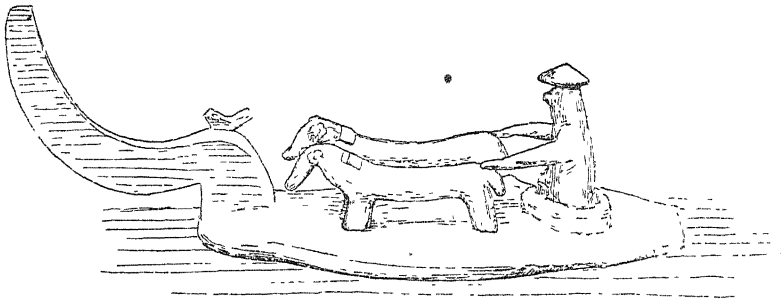



Fig. 4.

1) Die Zeichnung wurde mir 1882 vom deutschen archaologischen Institut in Rom für diese Publication gütigst überlassen.

italien sein[1]). — Eine ganz ähnliche ovale Dose mit Deckel und ebensolchem, nur mehr rundem Vogelkopf und -Schwanz befindet sich im Britischen Museum zu London in The Christian Collection; diese ist ein wenig grosser, als die im Neapeler Museum, hat aber keine Achsen und Räder; ob solche e vorhanden waren, kann ich auch nicht angeben. Es wurde dies Stück im Jahre 1881 dem Museum von Hrn. Alessandro Castellani in Rom geschenkt; es soll in einem altchristlichen Coemiterium in Calabrien gefunden sein, d. h. wohl in einer Katakomben-Anlage.

Das dritte, hierher gehorige Stuck, das ich vorführen kann, ist als Fig. 5 abgebildet; es ist nur der hinten etwas defekte Deckel einer ähn-

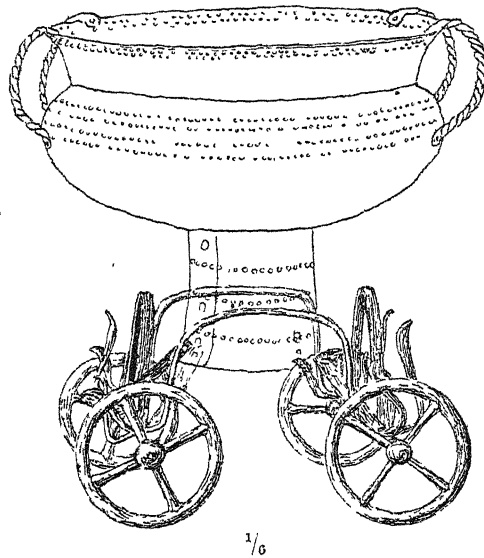
Fig. 5.

lichen Dose. Dass dies Stück zu einer solchen gehort hat, scheint mir jedoch unzweifelhaft: die oblonge Form mit den etwas nach aussen gewölbten Rändern ist den Deckeln an den 2 vorher besprochenen Dosen vollständig gleich, zudem der Kopf mit dem aufwärts gebogenen Schnabel. Der Vogelkopf ist hier sehr gross, darauf sitzt noch eine kleine Vogelfigur. Auf der Deckelplatte befindet sich eine rohe Darstellung einer Biga: 2 Pferde und die obere Hälfte eines Mannes, der die Hände auf die Pferde legt. Der Mann ist von einer Rundung umgeben, die wohl den Wagenstuhl darstellen soll Das Stück befindet sich im Museum von St. Germain-en-Laye unter Nr. 8547 und stammt aus der von Kaiser Napoleon III. geschenkten Sammlung Oppermann; es soll in Frankreich an der Saône gefunden sein. Diese Fundangabe kann jedoch kaum als ganz zuverlässig betrachtet werden.

Wenn man das vollständige Exemplar Fig. 4 sieht, so muss man, glaube ich, zugeben, dass auch diese 3 letzten Stucke ohne Zweifel mit dem vorher besprochenen Vogelwagen zusammen zu betrachten sind, — als ein späterer Ausläufer desselben Geräthtypus. An allen 3 Stücken spricht der Gesammtcharakter der Arbeit für eine spätere Periode des Alterthums; wenn der Fundnotiz des Londoner Exemplares zu glauben ist, stammt jene Dose sogar aus der ältesten christlichen Zeit. Von christ-

1) Abgebildet in Museo Borbonico, vol. XV. pl. XLIX; vergl. auch den Text dazu.

lichen Gefässen solcher Form kenne ich sonst kein Beispiel; wenn Ciborien in Vogelform später häufig sind, können diese auf eine Urform, wie die unserige, kaum zurückgehen: während jene christlichen Vogel-Gefasse stets Tauben darstellen, müssen unsere eher etwa als Enten aufgefasst werden, trotz der sonderbaren Schnabelform; aber dass die Ente in der christlichen Symbolik eine specielle Bedeutung gehabt hat, ist mir nicht bekannt.

Ich muss von diesen Vogelwagen annehmen, dass sie eine Art von heiligen Geräthen gewesen sind; ich vermuthe auch, dass sie zu orientalischen Vorbildern in Beziehung stehen, aber naher kann man sich darüber vorläufig kaum äussern, weil direkte Vorbilder noch nicht bekannt sind. Auch vermag ich nicht anzugeben, an welche Art von Vögeln wir bei den erstgenannten altitalischen zu denken haben; bei den letzten muss man, wie gesagt, wie bei den ungarischen Vogel-Gefassen, am ehesten an Enten denken; ich weiss jedoch nicht, ob davon etwas abgeleitet werden kann. Ebenso wenig weiss ich, woher die Idee von dem vierbeinigen Thiere mit Vogelleib und die Combination von Vogelkopf und Stierhornern kommt[1]). Vergl. auch das ungarische Entengefass mit Hörnern und die unten zu besprechenden mitteleuropaischen ähnlichen Thierformen.

Fig. 6.

1/6

Während die orientalischen Beziehungen jener italischen Vogelwagen noch ganz unklar sind, verhält es sich mit anderen kleinen Wagen-Darstellungen ganz anders. Ich meine die in Nordeuropa gefundenen Kesselwagen, wovon Fig. 6 das im Jahre 1855 bei Ystad im südlichen Schweden gefundene, fragmentarische Exemplar darstellt[2]), restaurirt in Uebereinstimmung mit dem fast identischen Exemplare, das im Jahre 1843 in einem Hügelgrabe von Peccatel in Meklenburg gefunden wurde[3]). Eine genauere Beschreibung

1) Auch in altitalischen Thongebilden finden wir dieselbe Idee, Vogelleiber mit gehornten Kopfen, wieder; ich verweise nur auf Zannoni, Gli Scavi della Certosa, pl. XXXV. Fig. 42.

2) Montelius, Antiquités Suédoises, Fig. 155, Månadsblad 1873, wo er nach genauen Ermittelungen den vollständigen Fundbericht giebt, ausserdem auch Notizen über die anderen, damals bekannten Bronzewagen gesammelt hat.

3) Lisch, Meklenburgische Jahrbücher, IX. (1844) S. 369—378; XXV. S. 215—240.

dieser wohlbekannten Stücke werde ich hier nicht geben, sondern nur bemerken, dass auf beiden Exemplaren Bronzevasen ruhten, auf 2 gebogenen Achsen, mit je 2 vierspeichigen Rädern, die durch gebogene Streifen, „Langbäume", verbunden sind; die Vase war mittelst 4 Beinen an die Wagenachsen genietet; sowohl Achsen wie Langbäume bilden ganz analoge Bogen; die Vasenbeine und die Langbäume laufen an den Enden des Wagens als Schlangen- oder Schwanenköpfe aus und gehen etwas in die Höhe. Die Vase selbst ist als eine offene, halbrunde Schale geformt und mit Reihen von getriebenen Punkten ornamentirt; der Fuss ist ein hohler, genieteter Cylinder, der unten an die 4, auf den Achsen befestigten Beine genietet ist. Die ganze Metalltechnik weist auf südlichen Import hin und stimmt am meisten mit Metallarbeiten der frühen italischen Eisenzeit, der sogenannten Villanova-Cultur, überein. Merkwürdiger und wichtiger ist jedoch die Uebereinstimmung mit der im alten Testament im 1. Buche der Könige, VII. 27—39 gegebenen Beschreibung der grossen ehernen Wagenbecken, die der „erz-arbeitende" phönikische Künstler Hiram von Tyrus für den Salomonischen Tempel arbeitete. Prof. Piper in Berlin hat im Jahre 1858 zuerst auf diese Aehnlichkeit aufmerksam gemacht; später beleuchtete der bekannte Semitolog, Prof. Ewald in Göttingen, speciell diese Aehnlichkeit, indem er eine genaue Uebersetzung des hebräischen Grundtextes der betreffenden Stelle lieferte[1]). Aus jener alttestamentlichen Beschreibung, die gewiss auf Autopsie der grossen Bronze-Geräthe im Salomonischen Tempel zurückgeht, erhellt es nun, dass grosse Kessel, die zum Reinigen des zu Opfernden dienten, auf runden „Hälsen" oder „Mundstücken" mit 4 Beinen angebracht waren; ausserdem wurden diese grossen Kessel durch 4 Stützen aufrecht gehalten. Das Ganze ruhte auf einem Gestell, das auf einem vierräderigen Wagen befestigt war. An diesen grossen Exemplaren waren, was bei unserem kleinen Exemplare von Peccatel fehlt, an den die Kessel tragenden Theilen Ornamente von Cherubim, Stieren, Löwen und Palmen, — wohl an getriebenen Bronzeplatten, ähnlich denen, die wir aus altetruskischen Metallarbeiten so gut kennen. Die ganze Construction stimmt in der auffallendsten Weise: der „Hals" oder das „Mundstück", worauf der Salomonische Kessel ruhte und der auf dem Gestell des Wagens befestigt war, wird durch den cylindrischen Kesselfuss des Peccateler Exemplares illustrirt u. s. w. In den römischen Annali 1885 habe ich schon ausgesprochen, wie wir diese auffallende Uebereinstimmung erklären müssen: jene Salomonischen Tempelwagen waren phönikische Arbeiten; aber wie jenes Volk seine Cultur-Einflüsse allenthalben an den Gestaden des Mittelmeeres ausübte, ist ja bekannt, und in der citirten Abhandlung habe ich nachgewiesen, wie gerade die Metall-

1) Meklenburgische Jahrbücher, XXV S. 229 ff.; Ewald, Nachrichten von der Universität und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1859. S. 131—146, Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, S. 258 ff.

arbeiten der italischen alteren Eisenzeit von starken phönikischen Einflüssen Zeugniss ablegen. Aber, wie schon oben gesagt, bekunden diese nordeuropaischen Kesselwagen durch ihre Metalltechnik und ihren ganzen Charakter offenbar ihren Zusammenhang mit jener altitalischen Cultur; die formellen Uebereinstimmungen mit den Salomonischen werden also somit auch wohl begreiflich. Auch chronologisch werden diese nordischen nicht so weit von den Salomonischen Kesselwagen fallen: gehoren die letzteren dem 11. Jahrhunderte v. Chr. an, so zeigen die mit dem Peccateler Wagen zusammen gefundenen Alterthumer, dass dieser Fund aus der 3. Montelius'schen Periode datirt, d. h. etwa aus dem 10. Jahrh. v. Chr.[1]). Der Wagen von Ystad bekundet in chronologischer Beziehung nichts, da er vereinzelt in einem Moore gefunden wurde. — Ob ein kleiner Wagen, wovon die Fragmente im Jahre 1840 in einem Grabhügel bei Pennewit in Meklenburg gefunden wurden, auch eine Vase trug, oder ob er mehr den unten zu besprechenden Platten-Wagen zuzurechnen war, scheint unsicher: es ist von 4 Radern, 2 Pferden und einer auf dem Wagen stehenden Figur die Rede; leider wurde jedoch dieses in einem Brandgrabe gefundene Exemplar nicht erhalten und aufbewahrt[2]).

Dass auch diese kleinen Kesselwagen, wie der Peccateler, zum sacralen Gebrauch gedient haben, wird wohl kaum bezweifelt werden konnen. Auch für die vorher besprochenen vogelförmigen muss ich etwas Aehnliches annehmen; für diese kennen wir indessen nicht, ich möchte sagen noch nicht, orientalische Vorbilder.

Innerhalb unseres archäologischen Materials kennen wir auch andere Kesselwagen, als die genannten nordischen. Fig. 7 stellt ein vor nicht langer Zeit in Bohmen gefundenes Stück aus dem Museum in Prag dar[3]); es ist in einem bronzezeitlichen Grabhügel bei Milaveč bei Taus gefunden worden, mit verbrannten Gebeinen und mehreren anderen Alterthümern, worunter von besonderem Interesse ein Bronzeschwert von meinem (ziemlich frühen) Typus E[4]). Es wird dieser Fund kaum jünger, als der Fund von Peccatel sein. Fig. 8 giebt uns den bekannten Judenburger Wagen wieder, jetzt im Museum von Graz, bei Strettweg in Steiermark in einem Grabe unter flacher Erde mit verbrannten Knochen gefunden[5]); auf 4

---

1) Montelius, Om Tidsbestämning innom Bronsålderen.

2) Meklenburgische Jahrbücher, XV. S. 276.

3) Mohyly u Milaveč, Pamatky Archaeol., XII pl. 17, Wiener anthropol. Mittheil., XIV. S. 153 f. Meine Fig. 7 ist nach dieser Abbildung angefertigt; meine Aufzeichnungen nach dem Original scheinen mir jedoch zu beweisen, dass sie kaum ganz glücklich ist: die Unterplatte ist aus einem Stück mit den nach unten gebogenen Ecken, welche die Achsen für die vierspeichigen Räder bilden, gemacht, und sie ist nicht durchbrochen, wie es auf der Abbildung scheint, sondern nur mit erhabenen Leisten decorirt; ubrigens sagen meine Notizen, dass „ein Kesselfuss in einer Vertiefung in der Mitte der Gestellplatte befestigt war".

4) Undset, Etudes sur l'âge de bronce, pag. 122 f, pl. XV. 1 und 2.

5) Mittheil. d. hist. Ver. f. Steiermark, III und IV; Kemble, Archaeologia, 36, pl. XXXVI; Horae ferales, pag. 237 ff, pl. XXXIII; u. a. St.

achtspeichigen Rädern ruht eine (hölzerne, mit Bronze überzogene?) Platte („Plattenwagen“), worauf mehrere kleine Bronzefiguren stehen, in der Mitte eine hohere weibliche Figur, die auf dem Kopfe und auf den gehobenen, mit Nagellochern versehenen Handen eine Bronzeschale getragen hat, die

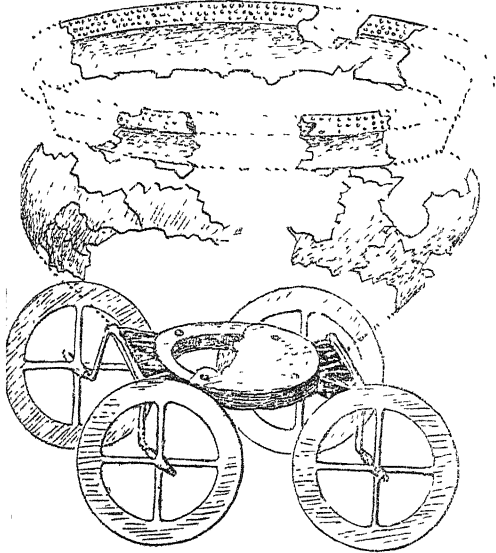



Fig. 7. $^1/_6$

Fig. 8.

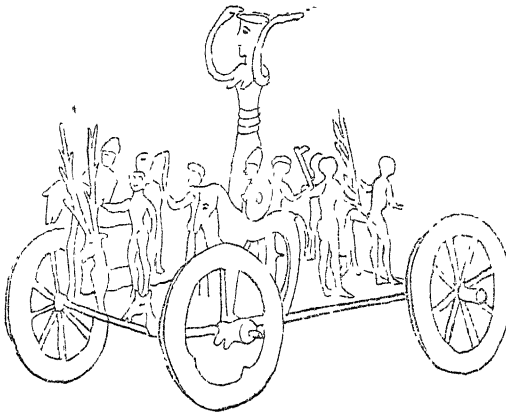
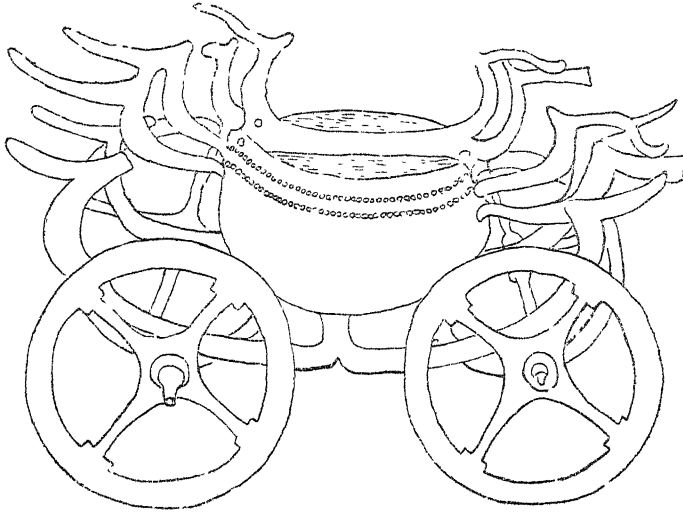



Fig. 9.

übrigens auch durch mehrere, jetzt fehlende, gewundene Säulchen gestützt gewesen sein soll. Ein Paar grössere, flachere Bronzeschalen mit 2 Traghenkeln am Rande waren auch im Funde; ob eine von diesen dem Wagen angehört hat, lässt sich nicht bestimmen; beide sind im Boden etwas defekt. Der Fund wird wohl etwas jünger, als die eben gedachten sein

und aus der frühesten Eisenzeit stammen. — Fig. 9 zeigt einen kleinen Kesselwagen aus dem K. K. Antiken-Cabinet in Wien, der im Jahre 1834 bei Szászwárosscék in Siebenburgen gefunden wurde[1]). Auf 4 durch 2 Achsen verbundenen vierspeichigen Rädern ruhen 2 Langbäume; auf einem von der Mitte dieser Balken ausgehenden Stück steht ein am Rande mit 2 Reihen von getriebenen Punkten decorirter, kleiner Kessel, der übrigens mit nach vorn und hinten vorspringenden, stylisirten Vogelköpfen geschmückt ist; die Langbaume laufen als ebensolche Kopfe nach beiden Enden aus. Das kleine Geräth ist somit mit nicht weniger als 12 Vogelkopfen ausgestattet. Das Ganze hat in der Hauptsache den Charakter der Metallarbeiten der ungarischen Bronzezeit, so dass der Wagen möglicherweise einheimische Arbeit ist. Haupt- und Detailformen, wie die Vogelköpfe, sind jedoch unzweifelhaft von aussen entlehnt. Man findet ja innerhalb der ungarischen Bronzegruppe zahlreiche Beweise, dass sie, wie auch die nordische Bronzezeit in ihren mehr vorgeschrittenen Theilen, mit der ältesten Eisenzeit in Italien und im Alpengebiete gleichzeitig gewesen und von solchen Quellen aus beeinflusst worden ist[2]).

Von einem in Italien bei Perugia im Jahre 1812 gefundenen Kesselwagen, wovon ein sechsspeichiges Rad bei Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, III. IV. II. Fig. 4, abgebildet ist, kann ich leider genauere Auskunft nicht geben: es sind Fragmente vom Kessel und 3 der Räder erhalten, aber nichts vom Untergestell, so dass man die genauere Construction nicht kennt; an Grosse hat dies Exemplar die anderen kleinen Kesselwagen überragt. — Ehe ich diese Kesselwagen verlasse, muss ich erwähnen, dass in Steiermark noch ein zweites Exemplar im Jahre 1830 gefunden sein soll, nehmlich bei Radkersburg, mit anderen bronzenen und eisernen Alterthümern zusammen[3]), u. a. Schwert und Paalstab von Bronze, von Formen, welche die Uebergangszeit zum Eisenalter bekunden. Dieser Wagen, im Besitze des Grafen v. Platz auf Schloss Freudenau in Steiermark, ist jedoch so fragmentirt. dass über Form und Grösse nichts Näheres gesagt werden kann[4]).

Alle diese Kesselwagen von verschiedenen Constructionen und Formen müssen sicherlich, wie der Peccateler, heilige Geräthe gewesen sein und zu

1) Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, pl LVIII. Die beste Abbildung ist wohl die in Archaeologia, 42, pl. XXXII. pag. 488.

2) An der citirten Stelle in Archaeologia heisst es, dass die Achsen von Eisen sind, was ich jedoch sonst in der Literatur, wo der Wagen besprochen ist, nicht erwähnt finden kann; auch nicht in meinen eigenen, vor dem Original gemachten Notizen.

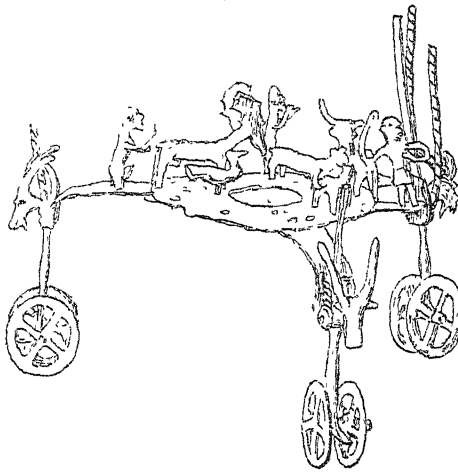
3) Pratobevera, Mittheil. d. hist. Vereins f. Steiermark, IV. (1853) S. 235—239, mit Tafel; Kemble, Archaeologia, 36, pag. 357 f., pl. 26, Fig. 12 und 13; Horae ferales, pag. 239 f., pl. XXXIII. Fig. 12 und 13.

4) In Antiqua 1885. S. 167, wird ein ähnlicher Wagen-Fund in einem Tumulus in Frankreich beim Flusse Charente erwähnt. Näheres weiss ich darüber jedoch noch nicht; es heisst, dass der Wagen „den in Scandinavien und Meklenburg gefundenen ähnlich ist", wohl also den von Peccatel und Ystad.

11846

orientalischen Cultur-Einflüssen in Beziehung gesetzt worden; fernere Entdeckungen werden hoffentlich diesen Punkt näher beleuchten. Zu den Kesselwagen will ich nur noch erwähnen, dass wir auf Münzen der thessalischen Stadt Krannon aus dem 3 und 2. Jahrhunderte v. Chr. als Reverspragung einen Kesselwagen sehen: auf den Langbäumen eines vierräderigen Wagens ist eine Amphora befestigt und auf jedem Rad steht ein Vogel. Haym erklärt aus Antigoni Mirabil. Narrat. Lat., Ed. Basil 1568, Cap. 15, p. 123, das Bild so, „dass die Bewohner von Krannon bei anhaltender Dürre einen ehernen Kessel auf einen Wagen gesetzt, im Pomp umhergeführt und wie eine Glocke geschlagen haben, um Regen von den Göttern zu erflehen“ [1]). Wie dem auch sei, es scheint dies Münzbild zu beweisen, dass man einst auch in der griechischen Welt sacrale Kesselwagen gehabt hat, gewiss Dank denselben phönikischen Einwirkungen, denen das nordische Bronzealter die gedachten Kesselwagen, via Italien, zu verdanken hat.

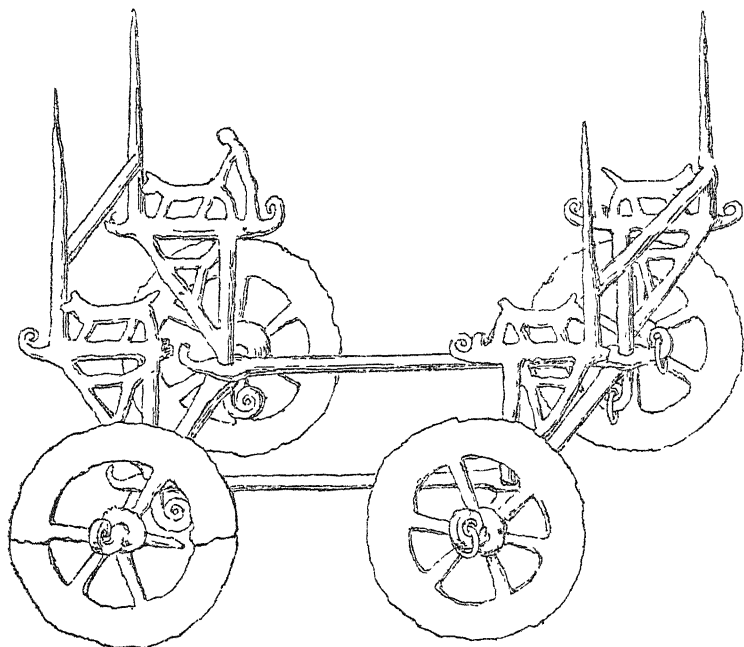
Der Judenburger Wagen mit seinen vielen, auf einer Platte stehenden Figuren, die eine grössere, eine Schale tragende Figur umgeben, führt uns von den Kesselwagen zu einer anderen Gruppe dieser kleinen Wagen-Darstellungen über, nehmlich zu den von Virchow sogenannten Platten-Wagen, welche Figuren tragen, ohne dass man Spuren sieht, dass einst auch ein Gefäss dabei war [2]). Fig. 10 zeigt uns ein merkwürdiges Exemplar dieser Art, im Jahre 1800 bei Lucera in Apulien gefunden und jetzt im Ashmolean-Museum der Oxforder Universität aufbewahrt [3]). Von einer runden Platte mit einer runden Oeffnung in der Mitte gehen 3 gebogene Arme aus, die als menschliche Unterschenkel senkrecht auslaufen; jeder von diesen Füssen steht auf einer kleinen Achse, die 2 sechsspeichige Räder verbindet. Mit 3 Beinen steht also das kleine Geräth auf 3 Paar Rädern; alle 3 Achsen haben aber die Richtung von Tangenten

Fig. 10.

1) Nach Meklenb. Jahrb., XXV pag. 225, citirt. Mionnet, Descriptions des médailles antiques, Paris 1807, II. pag. 10, No. 76 und 77; Supplém. Tom. III. pag. 281, No. 132; Sestini, Lettere e dissertazioni numismatiche, Firenze 1821, VI. pag. 29. Münzen von Krannon besitzt das hiesige (zu Christiania) Münzcabinet nicht, wohl aber die citirten Bücher mit den Beschreibungen.

2) Die genaueren Literatur-Nachweise bei Undset, Das erste Auftreten des Eisens, S. 195 f.

3) Garrucci and Wylie, Archaeologia 41, pag. 275 ff., pl. XIV; Gerhard, Bullettino dell' inst. 1830, pag. 15.

zum grossen Umkreis der Platte, so dass also das Geräth auf seinen 3 Paar Rädern kaum gerollt werden kann. Auf der Platte und auf von dieser ausgehenden Blechstucken stehen und standen kleine Figuren von Menschen und Thieren. Das Ganze wurde gedeutet als die Darstellung des Anfalles eines Wolfes auf eine Heerde und deren Vertheidigung durch die Hirten, — als ein Votivstuck für den Faunus Lupercus. Auf den Beinen stehen die Ueberreste einiger gewundener Stützen, wie solche am Judenburger Wagen zu sehen sind; möglich ist es, dass diese eine Vase unterstutzten, so dass also auch dieser Wagen eigentlich eine solche getragen hat und somit ein Kesselwagen war. — Fig. 11 zeigt einen Platten-

Fig 11.

1/2

wagen aus Rom, wahrscheinlich in Unteritalien gefunden. Auf 4 sechsspeichigen Rädern liegen auf den 2 Achsen als Langbäume 2 Metallstangen, die mit den Achsen ein viereckiges Untergestell bilden, worauf gewiss eine Platte angebracht war; an den Ecken stehen emporragende Pfosten, in den Kreuzungen der Langbäume und der Achsen, welche unter den letzteren umgebogen sind und oberhalb derselben Dreiecke bilden, auf welchen je eine Thier- und eine Mannesfigur stehen; von diesen Dreiecken gehen wieder spitz zulaufende Pfosten in die Hohe, welche paarweise durch Querbalken, parallel mit den Achsen, verbunden sind. Die innere Ausstattung, wahrscheinlich eine Platte mit darauf befindlichen Figuren, fehlt gänzlich. — Endlich erwähne ich hier auch den merkwürdigen Bleiwagen, von dem eine Menge von Fragmenten in einem Tumulus der Hallstätter

Zeit bei Rosegg in Kärnthen gefunden wurde[1]). Es wird sich hier gewiss um einen „Plattenwagen“, kaum um eine Darstellung eines einfachen Nutzwagens handeln. Auf 4 zehnspeichigen Rädern ruhte eine viereckige Platte von Holz mit Bleistreifen an den Kanten; die von den Achsen emporragenden „Leichsen“ und „Spornen“ standen wohl auf der inneren Seite der Räder und trugen vielleicht eben die Platte. Ob die kleinen Figuren von Thieren und Menschen, die mit dem Wagen gefunden wurden, zu diesem gehörten und ursprünglich auf der Platte angebracht waren, scheint vor der Hand nicht ganz ausgemacht.

Wie es sich übrigens mit den Figuren-Gruppen auf diesen Plattenwagen (Judenburg, Lucera, Rosegg) verhält, was sie darstellen sollen, können wir kaum genauer angeben; hoffentlich werden künftige Entdeckungen uns über diesen Punkt näher aufklären[2]).

In Verbindung mit den hier erwähnten Wagen müssen auch die norddeutschen „Deichselwagen“ erwähnt werden, auf die namentlich Virchow zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit gelenkt hat und die er eingehend beleuchtet[3]) Es sind von dieser Art 4 vollständige Exemplare bekannt, ausserdem Fragmente von anderen; alle diese sind in Norddeutschland, zwischen der Oder und Elbe, gefunden, z. Th. in Brandgräbern etwa der jüngeren Bronzezeit, bis jetzt jedoch kein Exemplar in einem geschlossenen Funde mit anderen erhaltenen charakteristischen Alterthümern zusammen. Alle haben nur 1 Achse, gewöhnlich mit 3 Rädern; von einer Gabel vorn an der Achse geht die Deichsel aus, als eine Dülle für einen Holzstab geformt. Auf der Achse sind sie mit kleinen Vögeln und mit schlangenartig emporsteigenden Figuren mit Stierhörnern geschmückt. Das Vorkommen von Vogelfiguren und gehörnten Thierköpfen macht den Zusammen-

1) F. Kanitz, Mittheil. d. Wiener anthropol Ges., XIV. S. 141 ff., Taf. III

2) In den Verh. d. Berliner anthropol. Ges 1883, pag. 416 ff., hat Hr. Dr. M. Bartels einen Aufsatz mit Abbildung über einen Bronzewagen von Cortona veröffentlicht Bei mir wird man hier dies Stück nicht besprochen finden ich glaube nehmlich, dass es mit Unrecht als „Wagen“ bezeichnet worden ist. Auch bei meinem letzten Besuche im Museum von Cortona habe ich es als den Henkel einer Bronze-Kanne (Oinochoe) aufgefasst: der Halbmond griff um den hinteren Theil der Mündung, das „Pflugeisen“ war der untere, am Körper der Kanne angebrachte Ansatz, das Thier stieg wie aus dem Innern hervor; dies alles zeigt uns ein wohlbekanntes, häufig vorkommendes Ensemble Die runden Scheiben, die Hr. Bartels als Räder aufgefasst hat, kommen an Bronze-Kannen seltener vor, es ist mir jedoch unzweifelhaft, dass diese Scheiben nur mit den ähnlichen zusammenzustellen sind, die in Terracotta an apulischen Vasen so häufig und charakteristisch als Ornamente an den Henkeln vorkommen (torselle) Von Abbildungen solcher Gefässe citire ich nur Archaeologische Zeitung 1847 Taf VII; Genick-Furtwängler, Keramik, Taf. VIII und IX. — Ein kleines, siebenspeichiges Bronzerad im Museum von Forli scheint wirklich von einem kleinen, norditalischen Bronzewagen herzurühren.

3) Undset, Das erste Auftreten des Eisens, S. 195 ff, wo die Literaturnachweise: siehe auch unter „Nachweise“ ebendaselbst S. 521. Ueber ein vereinzeltes, in einem Grabe in der Lausitz gefundenes, kleines, vierspeichiges Bronzerad vergl. Verhandl. d. Berliner anthropol. Ges. 1886. S. 653.

hang mit den vorher besprochenen südlichen Vogelwagen u. s. w. offenbar. Gewiss hat Virchow das Richtige getroffen, wenn er meint, dass auch diese zu religiösen Cultuszwecken gedient haben und in Beziehung stehend mit Import aus südlicheren Gegenden zu betrachten sind[1]).

Es mag hier der Ort sein, auf einige grosse Bronzeräder hinzuweisen, die in nordalpinen Funden vorkommen und Theile von wirklichen Wagen waren, welche wahrscheinlich nicht so sehr Cultuszwecken gedient haben, als dem wirklichen Gebrauche, wohl etwa für Bigae, weil diese Räder, wie es scheint, immer paarweise vorkommen. Solche grosse Bronzeräder, mit 4 oder 6 Speichen, sind an verschiedenen Orten in Mitteleuropa (Ungarn, Deutschland, Frankreich, Norditalien) gefunden, nie jedoch unter Umständen, die eine sichere Datirung geben; ihr Charakter und ihre Metalltechnik deuten jedoch auf eine frühe Zeit und machen ihre Herkunft aus dem Gebiete einer hohen Cultur wahrscheinlich. Das Fragment eines solchen Rades aus dem berühmten Funde von Perugia wurde mit figurirten Bronzeblechen in archaischem Style, etwa aus dem 7. Jahrhunderte, gefunden. Die meisten der hier erwähnten grossen Räder scheinen eine hölzerne Einfassung gehabt zu haben; sie rühren, wie gesagt, sicherlich von Bigae her, von einer Form, die mit einer von assyrischen Monumenten bekannten verwandt ist und auch im alten Griechenland vorkam[2]).

Hier können auch verschiedene Beschlagstücke, die gewiss zu Wagen gehörten, erwähnt werden, weil sie Vogel- und vogelähnliche Köpfe, z. Th. mit Stierhörnern, zeigen, ähnlich denen, die wir an den oben besprochenen Miniaturwagen gesehen haben: ich erinnere an gewisse Endbeschläge für Deichsel-Enden, die z. B. in Ungarn, Böhmen und Dänemark gefunden sind[3]), ferner an Stücke für Achsen-Enden (Naben) mit Vogelköpfen aus Ungarn[4]). Mit den so eben genannten Beschlägen, wahrscheinlich für Wagen-Deichseln, muss auch zusammengestellt werden ein ähnliches Beschlagstück, das in der Schweiz gefunden sein soll, welches jedoch nicht einen Vogelkopf, sondern einen Greifenkopf im altgriechischen

---

1) Die von Montelius, Månadsblad 1873 pag. 52 (nach Matériaux, VI. pag. 531 ff, pl. XX), erwähnten 2 Räder aus der caverne du Four in der Westschweiz sind kaum von einem Wagen; die 2 Räder waren auch verschieden: das eine sechsspeichig, das andere achtspeichig. Das ebendaselbst pag 53 aus einem Pfahlbau im Neuenburger See erwähnte Bronzerad mit grossem Zapfen war gewiss die Bekronung einer Haarnadel von der namentlich aus Italien wohlbekannten Art (s. unten).

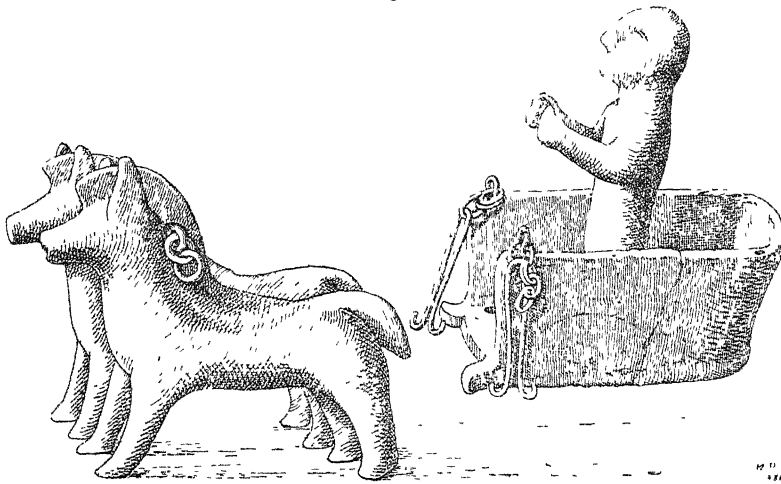
2) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, III. IV. Taf II; Helbig, Das homerische Epos, Cap. IX: Die Wagen, Figg. 12, 13 und 18 (altgriechisch). — Hier muss auch genannt werden ein bei Cortaillod am Neuenburger See gefundenes, kleines (nur 12 *cm* im Durchmesser), massives Bronzerad; ob von einer kleinen Biga oder von einem Geräth? vergl. Chantre, L'âge du bronze, I. Fig. 169, pag 229.

3) Undset, Das erste Auftreten des Eisens, Taf V 4, S. 363 f., Taf. XXX. 1; Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, Taf. LVII.

4) Hampel, a. a O Taf. LVI; ein verwandtes Paar aus Ungarn auch im K. K. naturhist. Hofmuseum in Wien, jedoch ohne die Vogelkopf-Nägel; 2 ähnliche Stücke mit zahlreichen Vogelfiguren in der Salle des bronzes antiques im Louvre, von unbekannter Provenienz.

Style darstellt[1]). Von wirklichen Wagen hat man aus späteren Zeiten auch Miniatur-Darstellungen, die wohl als Votive oder z. Th. als Kinderspielzeug gedient haben[2]).

In alten italischen Gräbern der Zeit der Villanova-Cultur und besonders in etruskischen tombe a ziro (in der Gegend von Chiusi) kommen öfters kleine Wagen-Darstellungen ganz anderer Art vor. Es sind nehmlich aus Thon geformte Pferdefiguren mit einem kleinen Wagen, dessen Achse und Räder aus Holz oder vergänglichem Material waren, mit einer Menschenfigur; das Ganze war die Darstellung eines Mannes auf einem Zweigespann. Fig. 12 stellt ein solches Ensemble aus dem Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet dar: die Wagenachse war wohl aus Holz, die Räder von Terracotta sind hier nicht erhalten; die Pferde waren mit dem Wagen

Fig. 12.

durch bronzene Ketten verbunden; am Wagen und an einem Pferde sind noch Reste dieser Bronzeketten erhalten; von Deichsel und Joch sind keine Reste vorhanden. Dies Exemplar ist nahe bei Chiusi, in einem Grabe bei Ponte Cucchiajo, gefunden. Das Grab war in einem grossen

1) In der Sammlung Traboud in Marseille, Undset, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, V. S. 238, Note 2

2) So z. B. kleine Bigae von Bronze: 2 Exemplare im Museo nazionale in Neapel, No. 5478 und 5479, das eine aus der Sammlung Borgia, das andere aus Pompeji (Museo Borbonico, XV. pl. 49); ein ähnliches im Antiquarium in Berlin Nr. 1773 (Friedrichs, Kleinere Kunst und Industrie im Alterthum, S. 367); speciell interessant ist ein Stuck im Museum zu Leyden, wo die ähnliche, kleine Biga einen Mann tragt, der mit dem Lenken der Pferde beschaftigt ist, er hat keine Waffen, war also der Kutscher. Die Pferde waren wohl besonders verfertigt; am vorderen Ende der Deichsel ist das Joch befestigt (abgebildet in Micali, Monumenti per servire alla storia etc., pl. XLVII. 3, Micali, Storia degli antichi popoli italiani, III. pag. 81 f.

ziro (dolium) eingeschlossen: auf einem Stuhl aus Thon stand eine Kanopus-Vase, ebenfalls Terracotta, mit den verbrannten Knochen; ausserdem enthielt das Grab auch andere Vasen und mehrere Sachen (Alles im Antiquitaten-Cabinet in Kopenhagen). Im etruskischen Museum zu Florenz befindet sich unter Nr. 28 auch ein ähnliches Exemplar, das in einem Grabe bei Orvieto gefunden worden ist. Achse, Räder und Deichsel waren gewiss aus Holz, das Joch dagegen ist hier Terracotta und erhalten. Auch bei Corneto sind in Gräbern ein paar Mal ganz ähnliche Gebilde gefunden worden: einmal 2 kleine Pferde mit 2 Thon-Rädern und mit einem Joch, das andere Mal 4 Pferde und 4 kleine Räder; Menschenfiguren fanden sich in diesen Gräbern, wie es scheint, nicht[1]). Im letzteren Falle handelt es sich gewiss um eine Quadriga; die 4 Räder deuten auf ein Ensemble, wie unsere Fig. 13. — Aus den Gräbern bei Este in Norditalien, von welchen schon oben die Rede war, muss hier auch ein in einem Grabe der Nekropole von Villa Benvenuti, 2. Periode, gefundenes, eigenthümliches Stück erwähnt werden: eine Fibula, deren Bügel von 3 Pferden, 2 davon mit Reitern, gebildet wird; die Pferde sind durch 2 Querachsen verbunden, die in runden Disken endigen, welche wohl als Räder aufzufassen sind. Das Ganze ist somit sehr complicirt. Wagen, Pferde und Reiter sind in und neben einander zusammengedrängt. Es beweist uns gewiss dies Stück, dass die Idee von solchen Gebilden, wie oben behandelt, auch den alten Einwohnern von Este nicht fremd war[2]).

Auch in den mit der italischen Villanova-Gruppe parallelen Gräbern von Dipylon bei Athen ist etwas ganz Aehnliches gefunden. Unsere Fig. 13 stellt ein solches Gebilde dar Auf einer Platte, die auf 4 Rädern sich bewegt, stehen 4 Pferde, von denen die 2 mittleren durch ein Joch vereinigt sind, das äussere linke und rechte laufen nebenher; ferner ein Wagenstuhl, worin die Figur eines Kriegers steht, der einen Helm hat und einen Schild trug. Das Ganze bildet ein interessantes Supplement zu dem, was Helbig über die, auf den Dipylon-Vasen abgebildeten Streitwagen entwickelt hat[3]). Dass die Räder, statt nur den Wagen, eine Platte mit Pferden und Wagen bewegen, ist, wie wir sehen werden, an den orientalischen Vorbildern ganz gewöhnlich und war, wie schon gesagt, bei einem Cornetaner Exemplare gewiss auch der Fall. Der ganze Wagen war mit einer dunklen Farbe überzogen, ausserdem waren mehrere Details besonders bemalt, wie die Abbildung und die folgende genauere Beschreibung zeigen. Der Custos am Wiener Münz- und Antiquitäten-Cabinet, Hr. Dr. Robert Schneider, der mir gütigst die Abbildung besorgt hat, theilte mir folgende Bemerkungen über das Stück mit: „Der Herr,

---

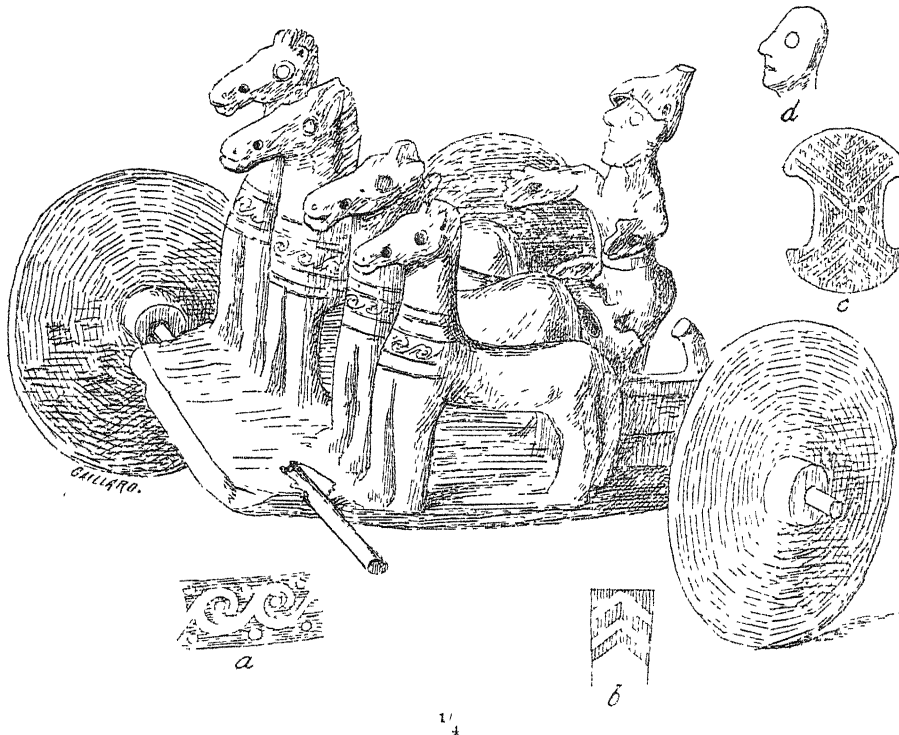
1) Undset, Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1883. S. 201.

2) Prosdocimi, Notizie degli scavi 1882. p. 20 f., pl. IV 15 Bei Montelius, Spannen, Fig. 139, wiedergegeben.

3) Helbig, Das homerische Epos, S. 99 ff

der im Jahre 1873 den Ankauf von 2 sogenannten Dipylon-Vasen, eines grösseren Gefass-Fragmentes mit Krieger-Figuren gleichen Styls und unseres Plattenwagens vermittelte, hat auf meine Anfrage, ob er uber die Fundumstande dieses letzteren seiner Zeit etwas Naheres erfahren hätte, erwidert: „„Auch die nach Wien gekommenen Vasen sind an der bekannten Stelle (an der jetzigen Piraus-Strasse, gegenuber dem neuen Waisenhause in Athen; vergl G. Hirschfeld, Annali 1872. 131—181) gefunden.““ Ob der Wagen gerade mit den nach Wien gekommenen Exemplaren von

Fig. 13

1/4

Vasen in demselben Grabe gefunden worden ist, weiss ich nicht; aber dass er in einem Grabe mit solchen Vasen zusammen gefunden wurde, darf ich nach den mir gemachten Angaben als sicher bezeichnen.“ — Die an den Ecken abgestumpfte, annahernd rechteckige Platte ist in der Mitte 0,19 *m* breit, 0,25 *m* lang, 0,018 *m* dick. Die scheibenformigen Räder haben 0,16 *m* im Durchmesser. Die Naben ragen 0,014—0,018 *m* heraus. Pferde und Wagenlenker sind 0,13 *m* hoch, der Wagenlenker etwa 0,05 *m*(?). Der Schild ist 0,078 *m* lang, der Helm 0,024 *m* hoch. Erhaltene Fragmente wurden angefügt; Fehlendes, wo es nöthig schien, erganzt. Eines der Räder ist zum grösseren Theile neu; neu ist auch an dem 2. Pferde, von rechts aus gezählt, ein Theil des Kopfes mit dem Auge. Von den

auf dem Boden aufstehenden Schwänzen der 2 Pferde links sind nur die Ansätze erhalten. Ebenso fehlt ein Ohr des 3. Pferdes und ein Bügel des Kampfwagens. Die Spitze des Helms ist abgebrochen. Der Thon ist von gleicher Beschaffenheit, wie der der Dipylon-Vasen. Die mattschwarze Farbe ist stellenweise abgefallen. Unbemalt blieb die Unterseite der Platte und der Boden zwischen den Pferdebeinen. Der Brustzierrath der Pferde ist unter *a*, die Dachsparren (chevrons), welche die Schwanzhaare derselben andeuten, unter *b* gegeben. Die Naben zeigen ringsum laufende Streifen. Dunkel waren Plinthe, Wagenkasten, Hals, Leib und Beine der Pferde. An dem Kopfe des letzten Pferdes links sieht man 2 gemalte, sich kreuzende Riemen und um die Augen einen gleichfalls gemalten Ring. Der Wagenlenker hat einen schwarzen Gurt um den Leib; schwarz war auch dessen Haar, Bart und Geschlechtstheil. Wie der Mund des Wagenlenkers, wurden auch die kreisrunden Augen desselben und der Pferde in den noch weichen Thon eingeschnitten. Nur das linke Auge des ersten Pferdes rechts ist hohl. Ohren und Nüstern der Pferde sind durchbohrt, ebenso gehen über den Maulern derselben Bohrgänge für die Zügel, für deren Aufnahme auch die Hände des Wagenlenkers durchlöchert sind. Kleine Locher sind auch im Joch, Schild und Helm (für das Sturmband). Helm und Schild sind jetzt lose; der Schild ist unter *c* abgebildet. Ueber die Bespannung vergl. Annali, XLIV. (1872) p. 170. Die äusseren Pferde sind schlanker, als die unter dem Joche stehenden mittleren. Der Wagenlenker steht in vorgebeugter Haltung, mit erhobenen, ausgebreiteten Armen. Nase, Augen, Mund, Finger, Glied und Glutaeen in rohen Andeutungen Kurz erwähnt ist das Stück von v. Sacken im Repertorium für Kunstwissenschaft, I. (1876) S. 107 f."

Auch andere kleine Wagen-Darstellungen aus Terracotta finden sich aus Attika im Britischen Museum. So ein Exemplar auf 2 Rädern, wo jedoch Mann und Pferde fehlen; es ist dies Stück bemalt. In meinen Notizen aus dem Britischen Museum finde ich die Bemerkung „im Dipylon-Styl". Panofka hat es seiner Zeit als Kinderspielzeug aufgefasst; ich meine doch, dass es in diesem Zusammenhange gesehen werden muss[1]). Ebenso soll etwas Aehnliches aus Gräbern in Boeotien dort existiren[2]); ich habe jedoch die letzteren im Britischen Museum nicht gesehen.

Der orientalische Ursprung der Idee solcher Darstellungen wird durch das nicht seltene Vorkommen ganz ähnlicher Gebilde in orientalischen Funden bewiesen. Die Museen in Paris und London bewahren nicht wenige solcher Terracotten. Ich nenne aus dem Louvre-Museum Terracotta Nr. 187, hier als Fig. 14 abgebildet: eine zusammengedrängte Gruppe von 4 Pferden vor einem kleinen Streitwagen mit Kriegern, wovon nur eine Figur erhalten ist. Die 2 vorderen, der Herr des Wagens und der

1) Guide to the first vase-room, London 1883. p. 4.
2) Chantre, L'âge du bronze, I. p. 228.

Kutscher, sind, wie der Kopf des einen Dieners, abgebrochen; nur der andere Diener ist ganz erhalten. Diese Figuren, ursprünglich also 4, haben ein ganz assyrisches Aussehen, mit dem langen, geflochtenen Bart, dem konischen Helme mit festen Ohrlappen und dem Dolche im Gürtel. Am Wagen ist eine, das Rad darstellende Thonscheibe erhalten, die 2., auf der anderen Seite, ist weggebrochen. Löcher gehen durch die Platte unter diesen Rädern und unter den Vorderbeinen der Pferde; in diesen Löchern waren gewiss hölzerne Achsen für wirkliche Thonräder, so dass die ganze Gruppe, wie Fig. 13, sich auf 4 Rädern bewegen konnte — Nr 188 ibid. ist eine kleine Gruppe, einen zweiräderigen Wagen mit einer halbliegenden Figur und von 2 Pferden gezogen, darstellend; zwischen den Pferden ist noch ein Mann, der sie an den Zügeln führt. Auch unter dieser Gruppe sind durchgehende Löcher, die zeigen, dass sie einst auf 4 Rädern bewegt wurde[1]). Diese Gruppen stammen aus der Nekropole von Marathus im nördlichen Phönikien. Im Cabinet des medailles in Paris befinden sich 2 ähnliche Gruppen (Nr. 5912 und 5913) aus Terracotta: die eine mit 4 Pferden und 4 Personen auf dem Wagen[2]), die andere mit nur 2 Pferden und 2 Personen, wie die zweite der oben besprochenen Gruppen. Ueber die Herkunft dieser 2 Gebilde können genauere Angaben nicht gemacht werden; im Cabinet des medailles theilte man mir jedoch als wahrscheinlich mit, dass sie von Hrn. Botta mit niniveischen Terracotten gebracht seien. Noch ein Exemplar wird von Hrn. Heuzey aus einer französischen Privatsammlung citirt. Was die Zeitstellung betrifft, bemerkt derselbe, dass Wagen mit 4 Männern auf den Reliefs von Kujundjik vor dem Jahre 650 v. Chr. nicht vorkommen. Unsere ähnlichen Terracotten werden daher wahrscheinlich erst nach dieser Zeit fallen.

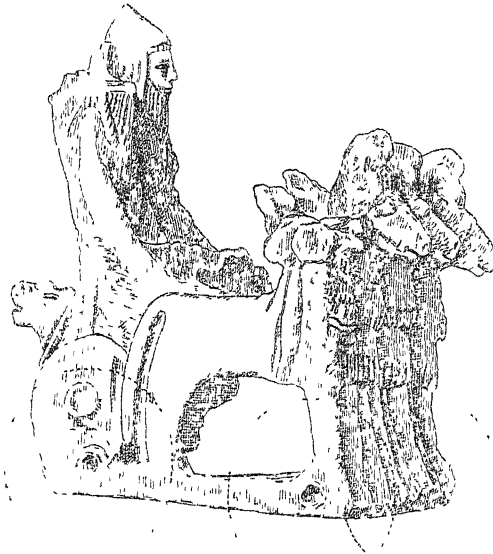



Fig. 14

2/3

1) A. de Longpérier, Musée Napoléon, III. pl. XX. Fig 2 et 1. Léon Heuzey, Catalogue des figurines antiques de terre cuite au musée du Louvre, I. p. 66 f. Heuzey, Les figurines antiques etc., pl. V. Fig. 1 und 2. Perrot-Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, p. 203, Fig. 145; p. 582 f., Fig. 393.

2) de Witte, Bulletin de l'Athéneum français 1855. p. 4.

Auch von der Insel Cypern finden sich im Museum des Louvre ähnliche Gruppen von Terracotta, Bigae und Quadrigae mit Menschenfiguren, z. Th. aus späterer Zeit; einige der Krieger tragen am linken Arme einen kleinen Schild, ganz wie an unserer Fig. 13[1]). Sie stammen aus Gräbern bei Hagia Barbara und Amathus. Im Britischen Museum in London sah ich ähnliche Terracotten von Dali auf Cypern, wo z. Th. die Pferde nicht auf die Platte gestellt, sondern lose, für sich modellirt gewesen sind. Ebenso (Nr. S. 2312) einen kleinen Wagenlenker, der wohl auch einst zu einer solchen Gruppe gehörte und für welchen Kujundjik als Fundort angegeben ist. Zu nennen ist hier auch eine kleine Biga aus Kalkstein, die bei Curium in einem Grabe gefunden wurde[2]). Auch von der Nekropole von Ialyssos auf Rhodos sah ich im Britischen Museum eine solche Terracotta-Gruppe, die jedoch sehr zusammengedrängt und verkürzt ist: der Wagenstuhl mit dem Manne steht auf dem Rücken der 2 Pferde, aber es ist nicht zweifelhaft, dass die Gruppe, die im alterthümlichsten (etwa mykenischen) Style bemalt ist, eine Biga darstellen soll[3]). Auch im Museum von Florenz befindet sich eine kleine Terracotta-Biga von Cypern.

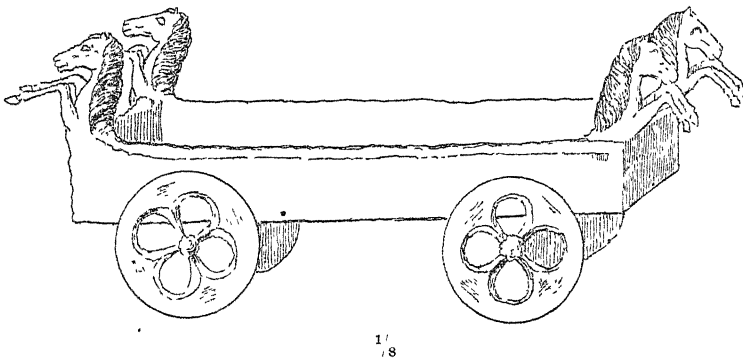
Diese in Gräbern vorkommenden Gruppen von Streitwagen mit Männern und Vorgespann von Pferden müssen gewiss als Darstellungen der Verstorbenen selbst aufgefasst werden, ganz in derselben Art, wie die ähnlichen Gebilde von Wagen und Wagenlenkern, Reitern und Kriegern aus Bronze und Terracotta, die z. B. in Olympia in älterer Zeit dem höchsten Gotte so allgemein geweiht wurden[4]). Wie man dort eine Abbildung des opfer- oder bittespendenden Menschen, als beständige Mahnung zur Wiedervergeltung oder Erfüllung, dem Gotte weihte, — nach semitischer Sitte, die ganz dem Geiste und der Anschauungsweise des späteren Hellenismus widerstritt, — so wurden auch in Gräber der ältesten Zeit Abbildungen des verstorbenen Mannes hineingelegt, als Wagenkrieger dargestellt; a. a. O. nennt Furtwängler aus Olympia viele Fragmente ähnlicher kleiner Wagen und führt aus anderen cyprischen und auch aus boeotischen Gräbern ähnliche Beispiele an (s. oben S. 68). Heuzey und Perrot fassen diese Terracotten etwas anders auf; sie meinen, dass sie als Allusionen erklärt werden müssen zu der Art von Escorten, die den Verstorbenen während seines Lebens umgeben hatten und die dann auch bei seiner letzten Reise als ihn begleitend gedacht wurden[5]). — Aus dem hier angeführten Material geht also hervor, dass solche Vorkommnisse uns in assyrischen, phönikischen, cyprischen und anderen Gräbern begegnen;

1) Heuzey, Catalogue, p. 151 f., No. 201; Idem, Figurines, pl. X. Fig. 2 et 6.
2) Cesnola-Stern, Cypern, S. 273, pl. LXVII.
3) Guide to the first vase-room, p. 2, unter Case 5 genannt.
4) Furtwängler, Die Bronzefunde aus Olympia, S. 29 ff.
5) Heuzey, Catalogue des figurines de terre cuite du Musée du Louvre, p. 6[illegible] f. Perrot, Histoire de l'art dans l'antiquité, III. p. 202.

wenn wir sie in griechischen und altitalischen Gräbern wiederfinden, müssen wir sie auf dieselben orientalischen Einflüsse zurückführen, die auch sonst die Culturen von Dipylon und Villanova so sehr ausgeprägt haben.

Von diesen Wagen-Darstellungen verschieden, aber doch in Verbindung mit ihnen zu nennen sind die in der älteren Zeit nicht selten vorkommenden Geräthe, die mit Rädern versehen sind. Aus Homer erinnern wir uns, wie Hephaistos mit der Anfertigung von Dreifussen, die sich auf goldenen Rädern bewegen konnten, beschäftigt war[1]), und aus einer anderen Stelle, wie Helena von Olkandra, der Frau des Aegypters Polybos in Thebai, einen auf Rädern gehenden silbernen Arbeitskorb erhalten hatte[2]). Im archäologischen Material haben wir besonders innerhalb der Funde der altitalischen, sogenannten Regulini-Galassi-Gruppe mehrere wagenähnliche Geräthe, wie die (etwas älteren?) oben besprochenen Vogelwagen, welche wohl zum sacralen Gebrauche dienten. So stellt unsere Fig. 15 ein bronzenes Feuerbecken (braciere, focolare) dar, welches sich im Britischen

Fig. 15.

1/8

Museum befindet und in dem bekannten Polledrara-Grab (Grotta dell' Iside) bei Vulci in Etrurien gefunden wurde[3]); oben an den Ecken ist es mit Pferde-Protomen ornamentirt, und auf 4 vierspeichigen Rädern kann es gerollt werden. 2 solche Exemplare befinden sich in jenem reichen Grabfunde, ausserdem 2 andere ähnliche Geräthe, wovon die Skizze Fig. 16 die Hälfte der Vorderseite des einen Exemplares zeigt; vom 4. Exemplare sind nur die Beine erhalten, mit einem Seepferde (wie das auf der Mitte von Fig. 16) auf jedem Beine und mit festen, nicht beweglichen, vierspeichigen Rädern unten (ein Bein Fig. 17). Diese Geräthe, sowie kleine, vierbeinige Kästen, in welchen oft Feuerschaufeln und -zangen liegen, sind in etruskischen Gräberfunden nicht gerade selten. Exemplare oder

---

1) Il. XVIII. 373—376.

2) Od. IV. 126—132.

3) Micali, Monumenti inediti, p. 37 ff., pl. 4—8; das abgebildete braciere, pl. 8 1, Textband, p. 66—68; er meint, dass diese Feuerbecken gebraucht wurden, um bei Opferfesten und Grabceremonien wohlriechendes Holz darauf zu verbrennen.

Fragmente von solchen finden sich in vielen Museen, mit beweglichen oder festen Rädern unter den Füssen[1]). Verwandt sind auch die ähnlichen (öfters jüngeren?) Stücke aus Terracotta, die gewöhnlich Thongeschirr tragen und keine Räder haben[2]). Feuerbecken waren alle diese nicht, sondern wohl nur Aufsätze.

Fig. 18 ist ein Stück aus dem Regulini-Galassi-Grabe von Caere im vatikanischen Museo Gregoriano[3]). Dies schöne Stück, dessen Platte aus

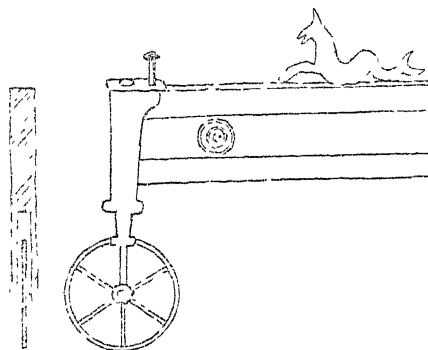
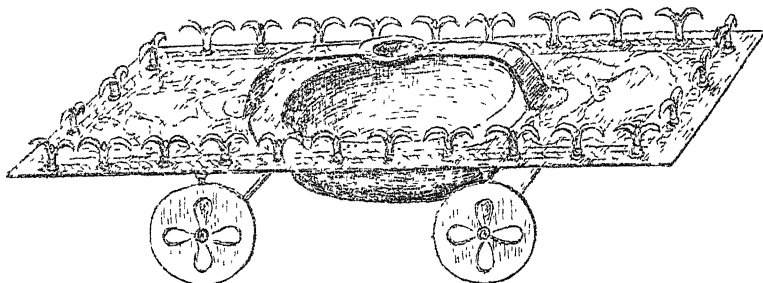



Fig. 16. Fig. 17.

Fig. 18.

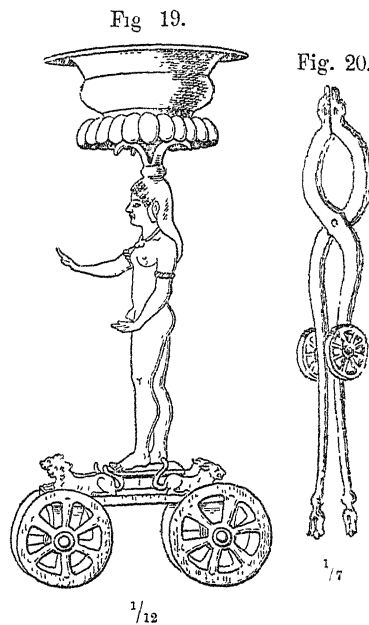
---

1) Z. B. im Antiquarium in Berlin ein Fuss eines solchen Geräthes mit sechsspeichigem, beweglichem Rad (Friederichs, Kleine Kunst und Industrie im Alterthum, S. 315, Nr. 1494), im Antiquitäten-Cabinet in Wien ein Exemplar mit festen Rädern; in Paris im Louvre (Salle des bronzes, No. 6842) 4 Räder, wie die an Fig. 14, aus Etrurien; in Brüssel im Museum Ravestein ein Exemplar, wie Fig. 16, und die 4 Räder von einem anderen (Mus.-Nr. 1206 und 1203), das eine besprochen im Catalogue des Musée Ravestein, I. p. 502, Nr. 765; im Museum in Lausanne ein vortreffliches Exemplar auf 4 beweglichen Rädern, dem Museum von Hrn. Morel-Fatio geschenkt, der es durch Hrn. Nöel des Vergers aus Etrurien erworben hatte. Ein Exemplar aus Bronze und Eisen mit 4 beweglichen Rädern befand sich auch in dem Museum Campana (Cataloghi del museo Campana, cl. II. sezione 7, p. 18, No. 83). Ueber 2 solche aus Bronze und Eisen mit beweglichen Bronzerädern, die neuerdings bei Capodimonte in Gräbern gefunden wurden, vergl. Helbig, Mittheil. d. deutsch. arch. Inst., röm. Abth., I. (1886), S. 33.

2) So ein Stück aus schwarzer Terracotta (Bucchero) von Chiusi, abgebildet z. B. bei Nöel des Vergers, L'Etrurie et les Etrusques, III. pl. XVII. 1.

3) Ueber die Literatur vergl. Undset, Annali 1885. p. 26; die hier erwähnte Raucherpfanne ist abgebildet in Musei etrusci Monumenta, I. pl. 15, 5.

getriebenem Bronzeblech mit Darstellungen von 2 Löwenpaaren und mit an den Randern aufgesetzten Lilienkelchen dekorirt ist, darf wohl nicht als Feuerpfanne, sondern eher als Rauchergefass bezeichnet werden: wenn Gluth in der Pfanne war, lag vielleicht Raucherwerk in der gefässahnlichen Versenkung auf der Mitte des über die Pfanne gehenden Bügels Die Platte wird von 4 auf den Achsen stehenden, kleinen Mannesfiguren auf den Köpfen getragen. Aehnliche Räucherpfannen mit getriebenen, geometrischen Ornamenten und mit kleinen, aufgesetzten Vogelfiguren um die Ränder und auf 4 achtspeichigen Radern wurden in Gräbern derselben Art bei Veji und Praeneste gefunden[1]). Dass Aufsatze fur Kleingeräth (ἐγγυϑῆκαι) im Alterthum öfters auf Rollen beweglich waren, wissen wir[2]).

Von anderen auf Radern beweglichen Geräthen in unserem Monumentenvorrathe kann Fig. 19 vorgeführt werden: Auf 4 sechsspeichigen Rädern ruht eine Platte mit an den Ecken liegenden Löwen; in der Mitte steht auf einer Plattform ein nackter, hermaphroditischer Jüngling mit vorgestreckter rechter Hand, mit Armbändern und Halsband mit Bullae; auf seinem Haupte ist ein Lilienkelch, der ein rundes Becken trägt, worin wohl Weihrauch gebrannt wurde. Dies Thymiatherion, dessen Fundort nicht bekannt ist, kam aus der Sammlung des Fürsten von Canino an das Museum des Louvre[3]). — Ich nenne auch die auf Rädern beweglichen Feuerzangen, wovon ein Exemplar in Fig. 20 abgebildet ist[4]), bei Vulci in Etrurien auf einem schönen, runden Kohlenbecken gefunden, die Spitzen als Schwanenköpfe geformt. Aehnliche Feuerzangen finden sich in mehreren europäischen Museen[5]). Wenn Heuzey meint, dass ein kleines, in

Fig 19. 1/12 — Fig. 20. 1/7

Dodone gefundenes Bronzerad mit Weihinschrift an Aphrodite ursprünglich von einem Geräth herrührt, so wird das kaum so sein, weil es in der

1) Garrucci-Wylie, Archeologia 41, I p. 187 ff., besonders p. 197 und 201, pl. IV. Fig. 2.

2) E. Curtius, Das archaische Bronzerelief aus Olympia, 1879 p 17.

3) Micali, Storia degli antichi popoli italiani, III. p 58, dazu Monumenti, pl. XL. Fig. 4. A. de Longpérier, Notices des bronces antiques du Louvre, p 15, No. 65.

4) Musei etrusci Monumenta, I. pl. XIV No 1.

5) Z. B. im Antiquarium in Berlin 1 Exemplar (Friederichs, a. a. O. Nr. 763); in der Salle des bronzes des Louvre 1 Exemplar, No. 3895; im Museum zu Leiden 1 Exemplar; im Museum des Fürsten von Canino war 1 Exemplar (Micali, Storia degli antichi popoli italiani, III. p. 280 f., dazu Monumenti, pl. CXIII. Fig. 2; ob dasselbe jetzt im Louvre?).

Mitte kein Loch für eine Achse hat[1]). Ein kleines Thongefäss (guttus), auf 4 Rädern beweglich, wurde neuerdings in einem Grabe aus der Villanova-Zeit bei Capodimonte in Etrurien gefunden[2]).

Diese Sitte, Räder unter Geräthe anzubringen, scheint auch auf orientalischen Einflüssen zu beruhen. Es ist schon erwähnt, wie der phönikische Erzkünstler Hiram aus Tyrus Räder unter den grossen Kupferbecken des Salomonischen Tempels anbringen liess. Aus Aegypten haben wir ein noch älteres Beispiel in einem im Grabe der ägyptischen Königin Aah-Hotep (18.—17. Jahrhundert v. Chr.) gefundenen kleinen Wagen aus Gold und Silber mit 4 vierspeichigen Rädern, der ein Boot mit mehreren Männern trägt: ein sacrales oder funerares Stück[3]).

Von Kameiros auf Rhodos besitzt das Britische Museum ein eigenthümliches Stück aus Terracotta: ein in einem Grabe gefundener, nicht ganz kleiner Wagen mit 4 vierspeichigen Rädern; 2 langgestreckte Leiber, die vorn als Pferdeköpfe enden, bilden die Langbäume des Wagens; das Stück ist bemalt, scheinbar mit Firnissfarben, etwa „mykenischer Art", und wird daher wohl einer sehr frühen Zeit angehören. Weil keine Spur bekundet, dass eine menschliche Figur da war, habe ich dies Stück oben S. 70 nicht genannt; als Geräth wird es eigentlich auch nicht angesprochen werden können: im Museum wurde es als „Spielzeug aus einem Kindergrabe" bezeichnet[4]). Ich führe es hier an als eine frühe und östliche kleine Wagen-Darstellung.

Uebrigens kommen kleine Räder aus Bronze, Terracotta oder Knochen in den alten archäologischen Funden nicht gerade selten vor; als Reste kleiner Wagen-Darstellungen oder von mit Rädern versehenen Geräthen können sie alle jedoch nicht angesehen werden. Radförmiger Hängeschmuck der verschiedensten Art findet sich in allen Perioden; oft sind es auch Theile von anderen Alterthümern. So sind unzweifelhaft viele Räder mit nach der einen Seite vorspringender durchbohrter Nabe Bekrönungen von Haarnadeln gewesen, der Art wie Taf. I. Fig. 6 und 7 in Helbig's „Italiker in der Po-Ebene". Solche Stücke kommen in den ältesten Fundschichten sowohl in Griechenland und Italien, wie in den

1) Carapanos, Dodone et ses ruines, p. 230, pl. 6, 1.

2) Helbig, Mittheil. d. arch. Inst., Röm. Abth., I. 1886. S. 36.

3) Im Museum in Bulaq, cfr Revue d'architecture, XXI. (1860); Chantre, L'âge du bronze, I. p. 227. — Mit jener Darstellung kann es kaum verglichen werden, wenn wir über 1000 Jahre später auf griechischen schwarzfigurigen Vasen ein Schiff auf 4 vierspeichigen Rädern beweglich finden (Inghirami, Vasi fittili, tav. XXXIII; Brizio, Museo italiano per le antichità classiche, II. tav. I. No. 4).

4) Mansell & Co., Photographs from the Collections of the Brit. Mus., pl. 746.

mitteleuropäischen Pfahlbauten u. s. w. häufig vor, sowohl aus Bronze, als aus Knochen[1])

Ich habe im Vorstehenden die aus italischen Funden bekannten kleinen Wagenfiguren behandelt, d h. Kesselwagen und vogelförmige Gefässe, sowie kleine Terracotta-Gebilde, die Manner auf Bigae und Quadrigae darstellen; zugleich habe ich die ähnlichen Vorkommnisse im nördlicheren Europa, wo die Culturentwickelung durch Einflusse aus dem europäischen Suden bestimmt wurde, wie auch in den ostlicheren Gebieten am Mittelmeere, so weit sie bisher bekannt sind, berucksichtigt.

Auch in diesen kleineren Monumenten haben wir erkennen konnen, wie Berührungen mit und Einwirkungen von den alten Culturvölkern am innersten Mittelmeere, speciell den Phonikern, das hervorgebracht haben, was wir an solchem Material auf europäischem Boden treffen. Die Ideen, die solche Vorkommnisse erzeugt haben, und den Ursprung derselben können wir aber bis jetzt nur theilweise beleuchten. In einem folgenden Kapitel werde ich den Versuch machen, das zusammenzustellen, was wir von Zügen, die auf orientalischen Einflüssen beruhen, innerhalb der griechischen Dipylon- und der italischen Villanova-Gruppen bisher erkennen konnten, — Gruppen, welche die grossten Einflusse auf die gleichzeitigen und folgenden Entwickelungen in Mitteleuropa und noch weiter gehabt haben und im Süden die nachsten Voraussetzungen fur die Bluthe der classischen Civilisationen gewesen sind.

1) Pigorini, Delle piccole ruote, ecc. (Bullettino di paletn., III. [1877] p 57 f). Ueber einen neuen Fund aus der Nähe von Perugia, der beweist, dass die Etrusker Haarnadeln mit solcher radformigen Bekronung, wie wir sie schon bei den Terramare-Bewohnern finden, noch im 3 Jahrhunderte v Chr. gebraucht haben, s Helbig, Mittheil d deutsch. arch. Inst, Röm. Abth, I (1886) S 226 ff. — Solche Rader aus den Pfahlbauten liegen in mehreren Sammlungen der Westschweiz aus Bronze, Knochen und Terracotta; vergl. z. B ein schones Exemplar aus Bronze von der Station Cortaillod, Neuenburger See, in der Sammlung Ghibert in Concise, bei Chantre, L'âge du bronze, I. p 226, abgebildet In den Sammlungen von Concise, Lausanne und Chambéry in Savoyen findet man auch Zinnrader, die wohl derselben Art sind Von den thonernen Radern, die ostlich bis in Ungarn vorkommen (vergl. Wosinski, Ung. Revue 1888. Taf XI), scheinen einige kaum von Nadeln herzurühren, sondern wirklich von kleinen Wagen, wie die oben S. 70 besprochenen, oder von thonernen Deichselwagen mit holzerner Achse und Deichsel (vergl. Verhandl d. Berl. Anthrop Gesellsch. 1883. S 515: Thonrad von Wollishofen am Züricher See, Chantre, L'âge du bronze, pl. LXVI. vom Lac de Bourget). Leider lasst sich gewohnlich nicht constatiren, ob mehrere neben einander lagen.

Besprechungen.

Deutsche Runeninschriften

von

ERIK BRATE[1]).

Rudolf Henning. Die deutschen Runendenkmäler. Mit 4 Tafeln und 20 Holzschnitten Mit Unterstutzung der Konigl. preuss. Akademie der Wissenschaften. Strassburg, Karl J. Trubner, 1889.

Es sind freilich keine schwedischen Alterthumsdenkmäler, mit welchen dieses Werk sich beschaftigt, aber die Kenntniss seines Inhaltes ist dessen ungeachtet fur ein richtiges Verstandniss unserer Vorzeit von Bedeutung Prof. L. Wimmer in Kopenhagen hat in seinem Werke „Die Runenschrift“ nachgewiesen, dass die Runen aus dem lateinischen Alphabet entnommen sind, und ihre weitere Entwickelung im Norden beleuchtet. Die Umwandlung des lateinischen Alphabets in Runen muss sich bei einem, in der Nachbarschaft der Romer ansässigen Stamme der Festlands-Germanen vollzogen haben, und bevor die Kenntniss der Runen den Norden erreichte, muss sie einen oder mehrere Stämme der Festlands-Germanen beruhrt haben Fänden sich nun bei den Germanen des Festlandes Runeninschriften von sehr hohem Alter, so würde man von diesen wichtige Fingerzeige hinsichtlich der Entstehung der Runenschrift erhoffen dürfen, und jungere Inschriften dieser Volkerschatten konnten möglicherweise die Fortdauer des Verkehrs mit den Volkern des Nordens bezeugen, welcher diesen die Runenschrift zugefuhrt hat. Prof. Henning glaubt nun in der That Resultate beider Art durch seine Arbeit gewonnen zu haben. Auch die Inschriften durften an und für sich von Interesse sein.

Verf. nimmt den Begriff „Deutsche Runeninschriften“ in etwas weiter Bedeutung; er umfasst damit die Runeninschriften der Germanen des Festlandes, also nicht nur der Vorfahren der heutigen Deutschen, sondern sämmtlicher Germanen, mit Ausnahme der Bewohner Englands und Skandinaviens.

Verf. ist sich der ihm vorliegenden Aufgabe voll bewusst gewesen, und er hat dieselbe auf verdienstvolle Weise gelost. Zunächst galt es den Inhalt und die Lesart der Inschriften festzustellen. Diese Aufgabe ruckt Verf. in erste Linie Er pruft zu dem Zwecke die Inschriften mehrmals; er berucksichtigt abweichende Auffassungen und beschreibt namentlich jedes einzelne Schriftzeichen, weil die gegenwärtigen Bewahrungsorte der Inschriften keine Gewähr fur ihre Sicherheit geben Was nun die Feststellung der Lesung der Inschriften betrifft, so scheint nach dieser Arbeit nichts mehr zu thun übrig zu sein. Mit der Deutung derselben wollte Verf. sich Anfangs nicht befassen: bei weiterem Nachdenken meinte er jedoch, dass auch diese zu seiner Aufgabe gehore, und nahm sie trotz ihrer Schwierigkeit in Angriff. Bevor Verf. das Resultat, bei dem er stehen geblieben ist, gewann, war es zu Gunsten der Deutung ab und zu nothig, Ausflüge auf das sprachliche und archaologische Gebiet zu machen, fruhere Auslegungen zu berucksichtigen, und auf denkbar mogliche Widerlegungen der seinigen hinzuweisen. Dies ganze complicirte Vorgehen scheint mir mit durchaus wissenschaftlicher Methode durchgeführt zu sein, und die erzielten Deutungen zeigen sonach, wie weit man mit methodischer Arbeit auf diesem Wege kommen kann. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass die Deutung der Inschriften hiermit abgeschlossen sei, aber dieser Ausspruch schmälert Prof. Henning's Verdienst in keiner Weise. Trotz der methodischen Deutung ist ja die Möglichkeit nicht aus-

---

1) Nach einem Separatabdrucke aus der Svenska Fornminnesforenings Tidskrift, Heft 21, Stockholm 1890, von J. Mestorf bearbeitet.

geschlossen, dass andere Forscher durch andere Gedankenverbindungen dahin kommen können, die Inschriften in einer anderen Beleuchtung zu sehen, dass ferner die Fortschritte der Sprachwissenschaft für die Auslegung von Bedeutung werden, und vor Allem, dass fernere Funde neues Licht auf die bisherigen werfen können.

Ich werde mich in Nachstehendem darauf beschränken, über die Hauptresultate, zu denen Prof. Henning gekommen ist, zu referiren, ohne in eine Diskussion einzugehen. Für die Motivirung der Resultate verweise ich auf die Arbeit selbst.

Die Frage, welchem germanischen Volksstamme die Sprache angehört, in welcher die Runenschriften abgefasst sind, wird theils durch die Sprachform, theils durch den Fundort des mit Schriftzeichen versehenen Gegenstandes bestimmt. In nachstehendem, kurzem Berichte dürfte es am zweckmässigsten sein, die Inschriften nach dieser Stammesangehörigkeit zusammen zu stellen, doch werde ich bei einer jeden die Reihenfolge in dem Henning'schen Werke durch eine eingeklammerte römische Zahl angeben.

Der Eintheilung der altgermanischen Sprachen in ostgermanische und westgermanische entsprechend, scheidet Verf. die Inschriften zunächst in eine östliche und eine westliche Gruppe, obwohl sie ausschliesslich den Germanen des Festlandes angehören. Die östliche Gruppe umfasst gothische, burgundische und rugische(?) Inschriften, die westliche fränkische, alamannische und langobardisch-sächsische(?). Dies ist zugleich eine Eintheilung in eine ältere und jüngere Gruppe, die Inschriften der östlichen Gruppe fallen in die Zeit von 200—500 n. Chr. (3.—6. Jahrhundert), diejenigen der westlichen Gruppe gehören der Zeit von 500—700 (6.–8. Jahrhundert) an.

I. Die östliche Gruppe.

A. Gothische Inschriften.

1. Die Speerspitze von Kowel (I).

Die Speerspitze wurde im Jahre 1858 auf dem Felde von Suszyczno, Kreis Kowel, Gouvernement Volhynien in Russland, auf ebenem Boden ausgepflügt. Die Inschrift lautet tilarids, von rechts nach links gelesen. Das Wort ist ein zusammengesetzter männlicher Eigenname im Nom. sing. Das erste Glied *tila-* findet sich in dem got. adj. *ga-tils*, „geeignet", „tüchtig zu etwas", in der schwed. prapos. *till*, die sonach eigentlich „passend für" bedeutet, und in dem deutschen *Ziel*. Der zweite Theil kommt nur in Zusammensetzungen vor und hängt zusammen mit dem Verbum „rida" (reiten). Bei Wulfila würde der Name **Tilareiþs* geschrieben sein. Verf. legt Gewicht auf die Verschiedenheit der Schreibart, *i* für *ei* und *ds* für *þs*, und sieht sogar in dem *ds* einen Beweis, dass das got. *d* nicht spirans, sondern explosiva war. Ref. findet in beiden nichts Auffallendes. Dass Wulfila's *ei* eine Bezeichnung für *ī* ist, steht wohl ausser Zweifel, und da ist es nicht auffällig, dass die Rune *i* zur Bezeichnung dieses Lautes angewendet wird; dass *ds* für *þs* geschrieben wurde, ist leicht erklärlich in einem Worte, das *d*, wenigstens vor einem Vocale, im Gen. und Dat. sing. hatte, und sonach scheint diese Schrift kaum als Beweis dagegen dienen zu können, dass das got. *d* spirans gewesen. Der Fundort liegt an der Scheide der Flussgebiete der Weichsel und des Dniepr, auf dem Wege der Gothen von der Ostsee nach dem Schwarzen Meere im 3. Jahrhunderte.

2. Der Goldring von Pietroassa (III).

Pietroassa ist ein Dorf auf dem Berge Istriza, einem südöstlichen Ausläufer der transsylvanischen Alpen in dem Distrikte Buzéo in Rumänien. Der Ring gehört zu einem aus vielen kostbaren Gegenständen bestehenden Schatze, der im Jahre 1837 unter einem Kalksteinblocke, dicht unter der Oberfläche des Bodens, entdeckt wurde. Der Fund kam an das Museum in Bukarest, wo er zweimal gestohlen wurde. Die Inschrift des Ringes ist verletzt, lässt sich aber auf Grund älterer Publikationen feststellen.

Die Inschrift läuft von links nach rechts, ohne Worttrennung, wird aber abgetheilt in gutanio wi hailag. *Gutanio* ist Nom. sing. neutr. schw. Declination eines Adject., das bei Wulfila **gutaneis* „gothisch" geschrieben sein würde. Für wi würde man wih erwarten; *h* wäre vielleicht zu ergänzen durch Wiederholung des *h* zu Anfang von hailag. Es fehlt übrigens in den gothischen Handschriften nicht an Beispielen, dass das auslautende *h*

weggelassen wird. Wir finden das Wort wieder im altengl. *weoh*, *weg*, *wih*, *wig* = „idolum sacrum", altsächs *weg*, *wih*, ahd. *wih*, isl *ve*. Die Bedeutungen des Wortes sind „heiliger Ort, Gegenstand, der unter dem Schutze der Götter steht". Hier trifft die letztgenannte Bedeutung zu, präcisirt als „Tempelgut" Das dritte Wort *hailag* ist Nom. sing. neutr. starke Declination des Wortes „heilig", welches derzeit noch seine ursprüngliche heidnische Bedeutung gehabt haben muss, „unverletzlich durch den Schutz der Götter". Die Inschrift wäre demnach zu übersetzen: „Das gothische heilige Tempelgut." Die Inschrift kann nicht wohl älter sein, als aus der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., weil die Gothen um 238 an der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres zuerst genannt werden, und nicht jünger, als aus der Mitte des 5. Jahrh., wo auch die Ostgothen diese Gegenden verliessen, nachdem die Westgothen schon um 412 gen Westen gezogen waren. Die Lage des Fundortes legt die Vermuthung nahe, dass der Schatz vergraben worden, als der Westgothe Athanarich um 376 mit seiner Gefolgschaft vor den Hunnen in das transsylvanische Gebirge entwich[1]). Die übrigen, zu dem Schatze gehörenden Gegenstände scheinen, nach ihrem Aussehen zu schliessen, an der Nordküste des Schwarzen Meeres von Barbaren oder pontischen Griechen angefertigt zu sein. Nachdem sie bei der Ankunft der Gothen diesen in die Hände fielen, wurden sie den Göttern geweiht. Als man den Schatz vor den Feinden verbarg, versah man vorher den Ring mit der Inschrift, welche dem Finder kund thun sollte, dass er einen Tempelraub begehe und die Berührung des Schatzes von den Göttern gerächt werden würde.

B. Burgundische Inschriften.

1. Die Speerspitze von Müncheberg (II).

Müncheberg liegt östlich von Berlin, im Kreise Lebus der Mark Brandenburg in Preussen. Die Speerspitze wurde im Jahre 1865 bei Abtragung einer Anhöhe behufs Anlage des Bahnhofes, einige Fuss unter der Oberfläche, mit einigen anderen Gegenständen zusammen gefunden und der Sammlung des Vereins für Heimathkunde in Müncheberg übergeben. Der Fundort scheint das Grab eines Kriegers gewesen zu sein. Die Ornamente der Speerspitze zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Speerspitze von Kowel. Die Inschrift ist von rechts nach links zu lesen und lautet ranña. Mit ñ bezeichne ich in Ermangelung einer anderen Type die Rune, welche den Lautwerth *ng* hat. Die Inschrift wird *raninga* gelesen. Ein besonderes Zeichen für *i* hat der Runenschneider für überflüssig erachtet, weil der Name der Rune ñ mit *ing-* beginnt. Die Inschrift bedeutet einen Namen mit der patronymischen Ableitung -ing-. Am Nächsten läge es nun, anzunehmen, dass der Name, wie bei tilarids auf dem Speere von Kowel, im Nom. sing. steht, was indessen nur dann möglich ist, wenn das Wort ein schwaches Masculinum ist. Nun werden die Ableitungen mit -ing- in den altgermanischen Sprachen regulär als starke Masculina gebeugt. Mit dieser Declination stimmt, wenigstens nach der gothischen Declination, keine andere Form zu der Inschrift, als der Dativ sing., und Verf. nimmt demnach an, dass das Wort „dem Ranings" bedeutet. Er nimmt an, dass die Stammsylbe des Namens mit dem isländ. *rani*, „Rüssel", „Spitze der Swinfylking", zusammenhängt. Mit diesem Stamme zusammengesetzte Namen werden namentlich aus dem südlichen Frankreich und Spanien, den von den Westgothen eroberten Gebieten, angeführt. Ob *Ranings* von solchen zusammengesetzten Namen abgeleitet oder die zu einem Eigennamen gewordene appellative Bezeichnung eines Kriegsmannes an der Spitze (Rüssel) einer keilförmigen Schlachtordnung (Swinfylking) ist, bleibt ungewiss. Die Anknüpfungs-

---

1) Obschon diese Hypothese auch nach Prof. Henning's Ansicht Manches für sich hat, scheint er ihr doch nicht allzuviel Werth zuerkennen zu wollen. Er schliesst nehmlich den betreffenden Satz mit den Worten: „Dass diese Situation, wie schon Dr. Bock entwickelte, besonders gut zu der Niederlegung des Tempelschatzes auf dem festen und, wie es scheint, verschanzten Bergwalde von Istriza passt, so gut wie keine andere, von der uns eine historische Kunde zugekommen ist, wer wollte es leugnen? Wer wollte aber auch einen Zusammenhang behaupten angesichts des unablässigen Hin- und Herfluthens gothischer Stämme im Bereiche der unteren Donau und der zahlreichen, mit Dunkel verhüllten Wechselfälle jener kriegerischen Zeiten, in denen der Fluch, der nach alter germanischer Sage am Golde hängt, auch noch geschäftig genug gewesen sein mag, einen Besitzer um den anderen zu verderben." I. M.

punkte für die Zeitbestimmung der Inschrift sind gering. Die übrigen, in demselben Grabe gefundenen Gegenstände deuten auf römischen Einfluss. Verf. schwankt zwischen dem dritten oder vielleicht dem vierten Jahrhunderte. Auch die Nationalität des Besitzers lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, dürfte aber wohl am Wahrscheinlichsten burgundisch oder möglicherweise westgothisch gewesen sein.

2(?). Die Speerspitze von Torcello (IIa).

Im Museum zu Torcello, unweit Venedig, befindet sich eine Speerspitze, deren Ornamentik und Inschrift offenbar entweder Nachbildungen der Müncheberger Spitze oder Seitenstücke zu derselben sind. Die Inschrift macht den Eindruck einer ohne Verständniss für die Bedeutung des Vorbildes ausgeführten Copie: die beiden ersten Runen weichen nehmlich bedeutend ab von dem Müncheberger Speer, und namentlich die zweite zeigt eine geradezu unrichtige Form. Die grosse Aehnlichkeit zweier, hinsichtlich der Fundorte so weit von einander geschiedenen Objecte hat dahin geführt, den Speer von Torcello als eine moderne Fälschung zu betrachten. Die Möglichkeit, dass dieses der Fall ist, muss offen bleiben, doch führt Henning auch mehrere Umstände an, die gegen eine Fälschung sprechen. Die Uebereinstimmung liesse sich dadurch erklären, dass in der Völkerwanderungszeit germanische Horden und Häuptlinge bei Aquileja und Torcello vorüber gezogen seien[1].

3. Der Bracteat von Wapno (XII).

Das Dorf Wapno liegt zwischen Wongrowitz und Exin, südlich von der Netze, in der preussischen Provinz Posen. Der Bracteat wurde im Jahre 1852 (oder 1850) in einem Grabe gefunden und befindet sich im Besitze des Königl. Museums in Berlin. Die Inschrift sabar läuft von rechts nach links und bildet einen männlichen Eigennamen, der ursprünglich ein Adject. *sabaraz* mit der Bedeutung „klug“ war. Die Form zeigt die Einwirkung des im Gothischen wirkenden Lautgesetzes darin, dass das auslautende z unmittelbar nach einem *r* ausfällt. Daraus folgt, dass der Bracteat kein nordischer ist, doch kann er deshalb sehr wohl den mit den Gothen nahe verwandten Burgunden angehören. Er stammt der Zeit nach wahrscheinlich aus dem 4. oder 5. Jahrhunderte.

4. Die Spange von Charnay (IV).

Charnay liegt im Département Saône et Loire in Frankreich, unweit des Zusammenflusses des Doubs und der Saône, also in dem Reiche, mit dessen Gründung die Burgunden ihre Wanderungen abschlossen. Die Spange, von massivem Silber, wurde nebst vielen anderen Grabgeschenken auf einem grossen Gräberfelde gefunden, auf welchem Hr. Baudot vom Jahre 1832 ab Ausgrabungen unternommen hatte. Sie befindet sich in Baudot's Privatsammlung in Dijon. Der Friedhof ist lange Zeit hindurch benutzt worden, wie es scheint, bis ans Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. Die Spange gehört einem Typus an, der sich im Laufe des 5. und 6. Jahrhunderts entwickelt zu haben scheint.

Der grössere Theil der Inschrift steht an der Rückseite der rechteckigen Platte, an welcher die Nadel befestigt war; drei Runen stehen am Rande der schmäleren, unteren Hälfte der Spange und noch etliche in der Mitte derselben. Letztere sind offenbar von einer weniger geübten Hand eingeritzt, als die übrigen. Die Inschrift beginnt deutlich mit den ersten 20 Runen der älteren Runenzeile, an der Langsseite der Platte. Trennungszeichen, bestehend in vier kleinen Strichen über einander, stehen hinter der Runenzeile und an zwei Stellen in der folgenden Inschrift. Die Inschrift lautet (an der rechten, kurzen Seite): ⁞ uþfnþai ⁞ id, (an der linken, kurzen Seite) dan ⁞ kiano, (am Rande des schmäleren, unteren Theiles): ᛇia. Das erste Wort ist die 3. Person Sing. praes. conj. eines Zeitwortes, das zusammengesetzt ist aus *finþan*, „finden“, und der Partikel, die wir in dem gothischen *unþa-þliuhan*, „entfliehen“, und im altengl. *úð-genge*, „fortgehend“,

1) Nachdem jetzt mehrere bronzene Lanzenspitzen mit Runeninschriften bekannt geworden, von denen ausser Zweifel steht, dass sie in jüngster Zeit fabricirte Nachbildungen der Müncheberger Spitze sind, dürfte auch die Speerspitze von Torcello allgemein als eine moderne Arbeit angesehen werden. (S. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1887. S. 177 ff., 1890. S. 83.)

wiederfinden und welche „fort bis ans Ende" bedeutet. Der Sinn der Form ist sonach „finde heraus vollständig!" Iddan ist der Genit. sing. eines männlichen Eigennamens schwacher Declination, eine im ahd. als *Iddo*, *Itto* auftretende verkürzte Form von Namen, die mit *hild* zusammengesetzt sind. Kiano ist der Nom. sing. des Wortes „qvinna" (Gattin), got. *kwino*. ᚠia liest Verf. *eia*, das *e* als Zwischenlaut zwischen *e* und *i*, und fasst es auf als gothisches *ija*, Accus. plur. neutr. des geschlechtlichen Pronomen der 3. Person, oder als Accus. sing. fem., wenn nehmlich das Wort „runa", d. i. „Runenschrift", darunter zu verstehen ist. Der Sinn der Inschrift ist demnach: „Möge die Gattin des Idda sie (die Runen) vollständig herausfinden!" Der Schreiber hat der Gattin des Idda die Spange geschenkt und die Runenzeile darauf eingeritzt, nebst dem Wunsche, dass sie lernen möge, sich derselben zu bedienen, und auf dem schmaleren Theile der Spange hat sie alsdann die beiden ersten Runen der Runenzeile nachzubilden versucht, allein der Versuch misslang. Die Sprachformen der Inschrift deuten mehrfach auf die romanische Aussprache jener Gegend. Daher *upfinþai* für *unpfinþai*, *iddan* für *hiddan*, *kiano* für *kweno*, und vermuthlich auch *eia*, wenn diese Aussprache richtig ist, für got. *ija*, denn man wird kaum mit dem Verf. in der durch *eja* angedeuteten Aussprache eine ältere Form, als das got. *ija*, erblicken können.

C. Rugische (?) Inschriften.

Die hieher gehörenden 3 Gegenstände befinden sich im Königl. Museum in Berlin. Der frühere Besitzer, Hr. Friedländer, hatte sie in Berlin gekauft. Der Goldring stammt angeblich aus Pommern; das Thonköpfchen aus Hinterpommern; über die Heimath des Goldbracteaten ist nichts bekannt.

1. Der Friedländer'sche Goldbracteat im Berliner Museum (XIII).

Die Inschrift lautet, von links nach rechts gelesen, waiga, welches als männlicher Eigenname im Nom. sing. schwacher Declination erklärt wird und identisch mit dem ahd. *Weiko* ist. Hinter dem Namen steht ein kreuzförmiges Trennungszeichen.

2. Der Goldring des Berliner Museums (XI).

Die Inschrift lautet theils, von rechts nach links gelesen, alu, welches als eine, aus der Nachbildung des auf römischen Münzen vorkommenden lat. *salus* entstandene, magische Formel aufgefasst wird, ausserdem enthält sie eine zusammengesetzte Rune, die Wimmer al, Anfangsbuchstabe von alu, liest, während Henning sie für ein Monogramm hält, vielleicht für einen dem ahd. Il(l)o entsprechenden Namen.

3. Das Thonköpfchen des Berliner Museums (XVI).

Die Inschrift besteht aus 6 Runen. Auf dem Scheitel steht die Rune u, die, wenn man vom Antlitze ausgeht, von links nach rechts zu lesen ist. Dieselbe Richtung hat die am Fusse des Köpfchens mitten vor dem Antlitze stehende Rune f. Am Fusse stehen auch, aber in entgegengesetzter Richtung, die übrigen Runen l g j a. Die Rune g gleicht einem griechischen grossen Gamma, und Verf. bringt nicht ohne Bedenken die Lesung g in Vorschlag. Fügt man nun die Rune u am Scheitel hinter f ein, so erhält man das Wort fulgja, welches nach Ansicht des Verf. dem isl. *fylgja*, „Schutzgeist", „Genius", entsprechen würde, und er nimmt an, dass auch die Germanen, wie die Römer, den Genius des Familienvaters im Bilde dargestellt und verehrt haben, und dass das Köpfchen von gebranntem Thon ein solches Bild eines Genius veranschaulicht. Er verweist auf „das Götzenbild in menschlicher Gestalt von Teig oder Thon", von dem in dem Eidsivathings Christenrecht, Kap. 24, die Rede ist. Bezüglich des Alters dieser rugischen (?) Inschriften wird nicht ohne Bedenken das 4. oder 5. Jahrhundert angenommen.

II. Die westliche Gruppe.

A. Fränkische Inschriften.

1. Die Spange von Osthofen (V).

Die Ortschaft Osthofen liegt nördlich von Worms. Die Spange, von welcher nur eine

Hälfte vorhanden ist, wurde 1851 beim Bau eines Hauses gefunden und dem Centralmuseum zu Mainz übergeben

Die Inschrift ist stark beschädigt. Sie geht von links nach rechts, von Trennungszeichen ist nur eines wahrnehmbar. Die undeutlichen Runen werden, wie auch die verschiedenen Möglichkeiten, nachstehend in ( ) gesetzt oder mit — bezeichnet und da lautet die Inschrift folgendermassen: go — — ¦ furad (l, i, a?, w?, e?) (o?) d (l, a, e) - of (i, a?) leg. An dem hier für die dritte und vierte Rune bezeichneten Platze können vielleicht 3 Runen gestanden haben. Verf schlägt nicht ohne Bedenken folgende Deutung vor: go — — ist *goda* oder *gode*, der Dativ sing des Wortes „Gott". furad ist eine Form mit parasitischem Vocal zwischen *r* und *d* des Wortes, welches ahd *furt* lautet, das deutsche *Furt* in *Frank-furt*, *Er-furt*, altengl, engl. *ford*, vergl *Ox-ford*; goth. *ga-faurds*. Das Wort bedeutet „Flussübergang", hat aber früher die allgemeinere, auch in späterer Zeit bisweilen noch vorkommende Bedeutung „Weg", „Bahn" gehabt. (l, i, a?, w?, e?) (o?) d (l, a, e) — o liest Verf lodaro, Gen. plur von *lodar*, ahd. *lotar*, welches wohl ursprünglich ein Adjectiv war, aber schon früh als substantivisches Neutrum vorkommt Der Sinn des Wortes ist „Nichtigkeit", „Eitelkeit", es scheint auch „Beschworung zur Erweckung der Todten" zu bedeuten, und ist im Allgemeinen eine Bezeichnung für heidnisches Wesen, als nichtig im Gegensatz zum Christenthum. Das letzte Wort ist entweder fileg 2. Person Sing. imperat oder faleg 1. oder 3 Person Sing. praeter. indicat. des Zeitwortes, welches goth *filhan*, ahd. *felhan*, isl. *fela* heisst und theils „verbergen", theils „anvertrauen", „anheimstellen" bedeutet. In beiden Fällen ist *e* ein parasitischer Hülfsvocal und *g* von den Formen übernommen, die nach Verner's Gesetz *g* haben sollten. Liest man *fileg* als Imperativ, so ist der Sinn der Inschrift. „Den Weg der (irdischen) Hinfälligkeit stelle anheim Gottes Schutz!" Hält man *faleg*, Praeterit., für das Richtigere, so würde man lesen müssen: „Ich (er) stellte anheim" statt „stelle anheim".

2 Die Spange von Freilaubersheim (VI).

Freilaubersheim liegt in der preussischen Rheinprovinz, ungefähr 1 Meile südöstlich von Kreuznach, an der Nahe. Die Spange wurde gefunden, als in den Jahren 1872/73 und 1876 auf einem alten Friedhofe Nachgrabungen unternommen wurden, und ist jetzt im Besitze des Centralmuseums zu Mainz Der Begräbnissplatz scheint in der letzten Hälfte des 6 und während des 7. Jahrhunderts zu Bestattungen benutzt worden zu sein. Die Inschrift bildet zwei Reihen, eine obere und eine untere, beide von links nach rechts laufend. Die Worttrennung ist in der Regel durch zwei über einander liegende Striche bezeichnet. Die obere Zeile ist längst richtig gelesen und erklärt. Man liest: boso ¦ wraet runa ¦ Der männliche Eigenname Boso kommt häufig vor. *wraet* ist die 3. Person Sing. praet. indic. von *wrītan*, „ritzen", „schreiben"; vergl. engl. *to write*. *runa* ist entweder Accus. plur oder mit collectiver Bedeutung Accus sing. des Wortes runa. Die Lesung der zweiten Zeile ist schwieriger. Verf. meint lesen zu können: þk ' daþ✓na ¦ go—d—. þk ist *þik*, „Dich"; daþ✓na umschreibt er zu *Daþena*. Dies ist ein weiblicher Eigenname im Nom. sing, dem ein im ahd. nachgewiesener männlicher Name *Tado* entspricht Vergl merovingisch *Baudemus* von *Baudo* u. s w. Das letzte Wort ist zu ergänzen, entweder zu go(l)d(a) 3. Person Sing praet. von *gōljan*, „grüssen", oder zu go(d d(a) 3. Person Sing. praet. von *'gōdian*, isl *gǿða*, „schenken". Die Uebersetzung der ganzen Inschrift lautet sonach: „Boso ritzte die Runen". „Dich, Dathena, grüsste er", oder „beschenkte er (mit der Spange)" In der isländ. poetischen Edda bedeutet das Verbum *gǿða* ausschliesslich die Verleihung der Aussteuer aus dem Elternhause an die Braut.

3. Die Friedberger Spange (X).

Friedberg liegt in der Wetterau (Hessen-Darmstadt) Die Spange wurde im Jahre 1886 unweit des Ortes in einem Grabe gefunden und ist Eigenthum des Finders, Herrn A. Dieffenbach. Die Inschrift lautet þuruþhild, ein Frauenname, ahd. *Thrudhild*, das erste u in dem in Runen geschnittenen Namen ist sonach ein parasitischer Hülfsvocal. —

Die obigen fränkischen Inschriften 1—3 fallen in die Zeit vom 6. bis 7 Jahrhundert. In das 8. Jahrhundert gehört dahingegen

4. Die Emser Spange (IX).

Diese Spange, welche nur zur Hälfte erhalten ist, wurde im Jahre 1878 bei Dorf Ems, unweit des gleichnamigen Badeortes an der Lahn, gefunden und ist jetzt im Besitze des Hrn. A. Vogelsberger in Ems. Die Spange zeigt hinsichtlich des Aussehens und der Grösse vollkommene Uebereinstimmung mit der jungeren von Nordendorf (VIII), und durch Vergleichung mit dieser ergiebt sich, dass die Inschrift vollstandig ist. Zur Rechten der Nadelhulse steht ubada, zur Linken madau, beide von links nach rechts laufend. Das erste Wort ist *Wada*, ein Frauenname im Nom. sing. schwacher Declination; das andere ein männlicher Eigenname, *Mado*, im Dativ sing. schwacher Declination. Zu der Schreibung ubada statt *Wada* finden sich Seitenstucke in jungeren gothischen Schreibarten, wie *Ubadamirus* fur *Wadamirus* (anno 683), *Ubimar* fur *Wimar* (anno 688). Sie beruht zum Theil auf der Aussprache des *w* wie das englische *w*, und darauf, dass das *b*, namentlich in jener Gegend, ähnlich ausgesprochen wurde. Der Wortlaut der Inschrift ist demnach: „Wada dem Mado".

B. Alamannische Inschriften.

1. Die grossere Spange von Nordendorf (VII).

Nordendorf liegt in Bayern, zwischen Augsburg und Donauworth, auf dem Gebiete des alten alamannischen Dialects. Die Spange wurde bei Gelegenheit der in den Jahren 1843 und 1844 auf einem dortigen Gräberfelde unternommenen Grabungen zu Tage gefordert und befindet sich, wie auch die kleinere Runenspange (VIII), im Augsburger Museum. Die Fundsachen aus diesem Gräberfelde weisen darauf hin, dass dasselbe im 6. und sogar noch im 8. Jahrhunderte benutzt worden ist. Im Beginne des 6. Jahrhunderts wurden die von Chlodwig aufs Haupt geschlagenen Alamannen von Theodorich in jene Gegenden gerufen, und sonach durfte der Begräbnissplatz wahrscheinlich dieser Volkerschaft angehören.

Die Inschrift zerfällt in 2 Hauptheile. Die Runen sind von links nach rechts zu lesen. Der eine Hauptabschnitt besteht in 3 Zeilen: die obere lautet logaþore, die mittlere wodan, die untere wigiþonar. Ueber dem o in þonar, von der linken Ecke desselben ausgehend, steht ein l, welches Verf. für einen späteren Zusatz hält und unberucksichtigt lässt. loga hält er fur den Accus. sing. eines auf Grund des friesischen *lōgia* „verheirathen", angenommenen Subst. fem., mit der Bedeutung „Heirath", welches wahrscheinlich als *lōga*, minder wahrscheinlich als *loga* anzusetzen ist. *þore* ist die 2. Person Sing. imperat. eines mit dem isländischen *þora*, „sich getrauen", formell identischen Verbums, dessen Bedeutung jedoch dem isländ. *þyrja*, „eilen", „vorwärts dringen", näher gekommen sein muss. Verf. nimmt an, dass *þore* hier „gewinnen durch vorwärts eilen" bedeute und auf einen uralten Brauch hinweise, der auch dem Worte Brautlauf zu Grunde liegt, dass nehmlich der Bräutigam seine Braut durch Sieg in einem Wettlauf gewinnen musste. *Wodan* ist die altdeutsche Benennung für Odin, dessen Hulfe beim Wettlauf angerufen wurde, gleich wie *þonar* der altdeutsche Name des Tor ist. *wigi* ist die 2. Person Sing. imperat. des Wortes viga, „weihen", isl. *vīgja*, ahd. und alts. *wīhian*. Der Sinn des ersten Hauptabschnittes wäre sonach: „Gewinne durch Vorwärtseilen die Heirath, Wodan! Weihe (sie) Thonar!" Der zweite Hauptabschnitt der Inschrift lautet awa leubwiniꜩ. *Awa* ist ein gewohnlicher Frauenname im Nom. sing. Das folgende Wort liest Verf. *Leubwinii* und fasst es auf als Dat. sing. des Namens *Leubwini*. Die Grundform im Dat. sing. des männlichen i-Stammes ist *-winiji* gewesen, die nach dem Verf. auch nach dem Ausfall des j dreisilbig geblieben ist und auch hier vorliegt, nur dass möglicherweise das letzte *i* zu ꜩ, einem Zwischenlaute zwischen *i* und *e*, abgeschwächt ist. Der zweite Theil der Inschrift bedeutet also: „Awa dem Leubwini". In wigi þonar hat das letzte i einen Seitenstrich, so dass es einem u gleicht. Verf. meint, dass dasselbe später von der Hand eines Christen hinzugesetzt worden ist, um das Wort guþ, „Gott", in die Inschrift hineinzubringen und so den heidnischen Charakter derselben zu mildern, was jedoch wenig wahrscheinlich ist. In der Nähe von Nordendorf erhebt sich ein alter Donarsberg, dessen Name noch in dem heutigen Donsbergerhof fortlebt. Dieser Name zeugt von einer Verehrung des Thonar und stützt die Deutung der Inschrift.

2. Die kleine Spange von Nordendorf (VIII).

Die Inschrift lautet birlnioelk birlnio wird vom Verf. *birlnio* gelesen; genauer wäre wohl *birlinnio* gewesen, der Dat. sing. von *birlin*, „Schenkin“, Fem. eines auf Grund des altengl. *byr(e)le*, „Mundschenk“, angenommenen altdeutschen *birili*. elk ist der Nom. sing des als männlicher Eigenname gebrauchten Wortes *elg* Dieser Name entspricht ahd. formell dem isl *elgr*, nicht aber einer der sonst üblichen ahd Formen *elch*, *elaho*. Dieser Name steht wahrscheinlich in Zusammenhang mit dem 3/8 Meile von dem Gräberfelde entfernt liegenden Ellgau, im 12. Jahrhunderte Elegin, Elgen, dem Stammsitze eines Geschlechtes Elgen Die Inschrift würde sonach zu übersetzen sein „Elk der Schenkin“. Die Inschrift ist mit Sicherheit in das 8. Jahrhundert zu setzen. Sie kann nicht älter sein, weil elk die ahd. Lautverschiebung g in k zeigt, und auch nicht jünger, weil sie *birlin(n)io* und nicht *birlinno* lautet

C. Langobardisch-sächsische(?) Inschriften.

1—4. Die Dannenberger Bracteaten (XIV)

Dannenberg liegt in Hannover, an der Elbe. Auf der Gemeindeweide des Dorfes Nebenstedt wurden im Jahre 1859 auf einem sumpfigen Terrain, 1 Fuss unter der Oberfläche, 11 Goldbracteaten und etwas verrostetes Eisen gefunden 4 von diesen Bracteaten haben eine Inschrift. Sie befinden sich gegenwärtig im Provinzial-Museum zu Hannover. Von diesen Inschriften werden 3 als nicht zu entziffernde, verwilderte Nachbildungen älterer Originale betrachtet. Die vierte liest Verf glᛇargiz rᛇurgz. Den ersten Theil deutet er als zusammengesetzten männlichen Eigennamen *Gleargiz*, dessen erstes Glied zu altengl. *gleo*, *glíu*, isl. *gly*, „geselliges Vergnügen“, urgerm. **glewi*, Gen. *gleuns* gehört, das zweite, ein Adject. „arg“, das hier als i-Stamm mit der alten Bedeutung „untüchtig“ auftritt Der Sinn des ganzen Namens wäre demnach „ein für heitere Geselligkeit unbrauchbarer Mann“, also das Gegentheil von dem merovingischen *Gleobald*. Uebrigens macht Verf darauf aufmerksam, dass das Fehlen des Stammauslautes die Auslegung bedenklich macht. Der zweite Theil steht, nach dem Verf, für *reuragaz*, eine Ableitung, die zu got. *riurs*, „vergänglich“, isl. *ryrr*, „schwach“, „geringe“, gehört. Der Sinn der ganzen Inschrift wäre demnach *Gleargiz*, „der Schwache“ Da die Runenschrift auf den übrigen Bracteaten sich als sinnlos erwiesen hat, konnte man Verdacht hegen, dass dasselbe auch mit diesem der Fall sei.

5. Der Bracteat aus Heide (XV)

Dieser Bracteat befindet sich im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe und stammt aus einem Grabhügel bei Heide in Dithmarschen [Holstein[1])]. Die Inschrift lautet alu, von links nach rechts gelesen —

Diese Bracteaten werden in das 6. oder 7. Jahrhundert gesetzt.

Noch zwei andere Inschriften werden vom Verf. in einem Anhange behandelt. Die

1) Diese Fundangabe nach dem Katalog der Berliner Ausstellung von 1880. S. 147, ist nicht zuverlässig. Was man über die Provenienz dieses Bracteaten weiss, beschränkt sich, so weit mir bekannt, auf eine mündliche Mittheilung des verstorbenen Professor Chr. Petersen in Hamburg. Unter seinen hinterlassenen handschriftlichen Aufzeichnungen, die zuerst in meine Hände gelegt waren, habe ich vergeblich nach einer Notiz über den Bracteaten-Fund gesucht, auch ist es mir trotz wiederholter Nachfrage in Dithmarschen bei den Bekannten des Verstorbenen nicht gelungen, etwas über den dort völlig unbekannten Fund zu erfahren Dass der Bracteat „aus einem Grabhügel bei Heide“ stamme, hat Prof. Petersen überhaupt niemals gesagt, sondern nur, dass derselbe „in Dithmarschen gefunden“ sei Wahrscheinlicher dürfte die, allerdings auch unverbürgte, Nachricht in der Zeitschr. f. Niedersachsen 1860. S 393[1]) sein, dass derselbe in Dithmarschen „ausgepflügt“ sei. Im Jahre 1852 wurde der Bracteat von Hamburg (von der dortigen Münzsammlung?) in Kopenhagen zum Verkauf angeboten, aber dort als zu theuer zurückgewiesen. (S. Annaler f. nord. Oldkyndighed 1855. S. 336, oder Mémoires des Antiquaires du Nord 1850/60. S. 281.) Es sei hier übrigens darauf aufmerksam gemacht, dass auch die Hamburgische Stadtbibliothek nur eine galvanische Nachbildung des hier fraglichen Bracteaten besass. Ueber den Verbleib des Originals ist nichts bekannt. Von der Hamburgischen Stadtbibliothek ist die Nachbildung an die dortige Alterthümersammlung übergeben worden J. M.

eine befindet sich auf einer bei Engers, unweit Neuwied, gefundenen Spange, die im Jahre 1885 von einem Händler in Mainz für das Museum zu Worms erworben wurde. Diese Spange gehört dem 8. oder 9. Jahrhunderte an. Die unter der Rostdecke entdeckte Inschrift lautet leub, das e von ungewöhnlicher Form. Ein solcher Eigenname würde um die Zeit auffallend sein; vielleicht ist die Inschrift unvollständig und weist hin auf einen zusammengesetzten Namen. Uebrigens steht die Aechtheit der Schrift nicht ausser Zweifel. Eine Fälschung dürfte sicher auch die Inschrift auf der Spange von Kehrlich bei Andernach sein, welche Hr. Naue im Jahre 1886 am Rhein erwarb. Auch diese wurde unter dem Rost entdeckt. Sie lautet wodana ᛡ ailag, was offenbar „Dem Wodan geheiligt“ bedeuten soll. Die Fälschung verräth sich theils durch die Benutzung der nordischen Rune h, theils durch den Gebrauch des Wortes „heilig“ in einer Bedeutung, die es in heidnischer Zeit nicht hatte. —

Nach einer kurzen Uebersicht der in den entzifferten Runeninschriften vorkommenden Laut- und Formenlehre der Sprachformen und einigen Bemerkungen über die Wortstellung in den Inschriften schreitet Veit zu dem runologischen Resultate, welches ihm aus der Untersuchung der Inschriften hervorzugehen scheint. In Betreff der allgemeinen Anordnung der Inschriften kann es darauf ankommen, ob sie rechts- oder linksläufig sind, ob Trennungszeichen vorhanden und welcher Art dieselben sind, und ob die Schrift durch Zeilenstriche begrenzt ist.

Wir finden unter den Inschriften des Continents, wie unter den nordischen, rechtsläufige und linksläufige. Wimmer ist der Ansicht, dass beide gleichalterig und neben einander im Gebrauche gewesen sind, aber dass die Richtung nach rechts die ursprüngliche sei, weil die römische und gallische Schrift diese innehalten. Unter den Inschriften des Festlandes sind diejenigen, welche der östlichen Gruppe angehören und von denen man annehmen kann, dass sie von der Schreibweise der classischen Völker keinen Einfluss erfahren haben, alle linksläufig, wohingegen sämmtliche Inschriften der westlichen Gruppe rechtsläufig sind. Im Zusammenhange hiermit weist Verf. darauf hin, dass die ältesten schwedischen Runeninschriften, die Wimmer in das 5. und 6. Jahrhundert setzt, vorherrschend nach links laufen (Lindholm, Tanum, Berga, Vånga, Krogstad, Möjebro, aber Varnum und die etwas jüngeren von Skääng, Skärkind, Etelhem nach rechts); dass in Norwegen die Inschriften der beiden ältesten Zeitabschnitte (Linang, Valsfjord, Strand, Torvik, Tomstad, Elgesem; Tune ist bustrophedon) linksläufig sind, wohingegen die rechtsläufigen (Bö, Stenstad, Belland, Bratsberg, Veblungsnäs) etwas jünger sind; aber dass die in Dänemark und Schleswig gefundenen fast ebenso ausschliesslich rechtsläufig sind, wie die westdeutschen. Da nun die ältesten Inschriften des Festlandes linksläufig sind, hat es eher den Anschein, als sei diese Richtung die ursprüngliche; allein das Material ist für so bestimmte Schlussfolgerungen noch recht knapp.

In der östlichen Gruppe der Inschriften des Festlandes fehlen die Trennungszeichen; nur auf dem Friedländer'schen Bracteaten in Berlin findet sich hinter der Inschrift ein kleines Kreuz. Die Trennungszeichen der westlichen Gruppe bestehen in über einander liegenden kleinen Strichen oder Punkten. Das kreuzförmige Trennungszeichen findet man hier und dort sowohl in älteren als jüngeren lateinischen Inschriften. Die über einander stehenden Punkte kommen in den älteren lateinischen und gallischen Inschriften gar nicht vor; in den jüngeren gallischen christlichen Inschriften beginnen sie zu erscheinen und werden dann in der karolingischen Zeit immer häufiger. Das älteste datirbare Beispiel scheint die Inschrift von Vaison aus dem Jahre 519 zu sein. Die nordischen Inschriften gruppiren sich hinsichtlich der Trennungszeichen ungefähr ebenso, wie in Betreff ihrer Richtung. Wo in den schwedischen Inschriften solche vorkommen, können sie mit den lateinischen zusammengestellt werden; nur einige wenige (Varnum, die schonische Schlange von Lindholm und der Vadstena-Bracteat) haben übereinander stehende Punkte. In Norwegen findet man die übereinander liegenden Punkte nur in den südlichsten Inschriften. In Dänemark ist diese Form der Trennungszeichen die einzige. Die begrenzenden Zeilenstriche geben für die Gruppirung keinen Anhalt.

Hinsichtlich der einzelnen Runenzeichen verdient die Bestimmung des Zeichens ᛇ zunächst Aufmerksamkeit. In der östlichen Gruppe der Inschriften des Festlandes kommt ᛇ nur auf der Spange von Charnay vor (ᛇia), die ja hinsichtlich der Zeit und des Fundortes

zur westlichen Gruppe gehört, wenn nicht in der zusammengesetzten Rune auf dem Berliner Goldringe (XI) ᛇ ebenfalls enthalten ist. In den Inschriften der westlichen Gruppe finden wir das Zeichen auf der Spange von Freilaubersheim (daþᛇna), auf der grösseren Spange von Nordendorf (leubwiniᛇ) und auf 2 der Dannenberger Bracteaten. In England kommt ᛇ in verschiedenen Inschriften vor, aber in Wörtern von unzweifelhafter Bedeutung nur auf dem Ruthwell-Kreuz (almeᛇttig) und in einer Inschrift von Dover (gᛇselheard). Altenglische Umschreibungen geben der Rune bald den Werth von *eo*, bald von *i*. Aus diesem Material zieht Verf den Schluss, dass ᛇ einen Laut bezeichnet, der sich mit *e* und *i* berührt, aber dem i näher liegt, also ein geschlossenes e, welches er ẹ schreibt, weil der mit der Rune e bezeichnete Laut ein offenes e ist. Auch in dieser Frage dürften erst künftige Funde den Ausschlag geben. Die Rune ᛇ wird als eine Modification der Rune i betrachtet

Die Formen der Runen sind im Allgemeinen die normalen, welche der Runenzeile von 24 Zeichen eigen sind, einige Varianten scheinen jedoch dem Verf von Bedeutung zu sein. Unter den Zeichen für u finden wir z B auf dem Ringe von Pietroassa ʌ für das normale ᚢ Vielleicht ist ʌ das ältere, insofern es dem lateinischen V, welches in allen älteren Inschriften vorherrscht, entspräche, wohingegen ᚢ von einer anderen Variante herstammen könnte Von der Rune r finden wir viele Varianten, die vielleicht durch Beeinflussung verschiedener lateinischer R-Formen zu erklären sind Die Rune ᚲ hat neben der Form <, die von dem lateinischen C herzuleiten ist, auf der kleinen Nordendorfer Spange (8 Jahrhundert) die Form Ⱶ, die, wie Verf vermuthet, von dem lateinischen K herstammt und vielleicht auf der Spange von Charnay umgekehrt ᛕ sich wiederfindet. H h hat eine Nebenform mit doppeltem Mittelstrich in den Inschriften von Charnay und Friedberg, sowie auch in altenglischen Inschriften, und auf der Emser Spange und der kleineren von Nordendorf, beide aus dem 8 Jahrhundert[1]), finden wir X n neben ᚾ. Neben ↑ t hat der Speer von Kowel T, welche Form Verf. für die ältere hält, weil sie dem lateinischen Vorbilde T ähnlicher ist. Bei der Rune ᛒ sind die beiden Dreiecke in den Inschriften von Charnay. Freilaubersheim und in den beiden von Nordendorf durch einen Zwischenraum an dem Stabe getrennt Verf. erblickt in der Erscheinung, dass die schonische Schlange von Lindholm ein ebensolches b hat, eine beachtenswerthe Fortsetzung dieser Eigenthümlichkeit der westlichen Gruppe. Eine ältere Schreibweise der Rune d erkennt Verf in der eckigen Form ▯ auf dem Speere von Kowel und nimmt an, dass sie von dem lateinischen D herrühre Wimmer geht von der Normalform ᛞ aus, welche nach ihm eine Zusammenstellung von |> <| ist, während das lateinische D der Rune |> zu Grunde liegt. Die Spange von Freilaubersheim hat eine andere Variante mit altenglischen Inschriften gemein. Zu erwähnen wäre dann noch die Rune auf dem Thonköpfchen von Berlin, welche einem griechischen grossen Gamma gleicht und vom Verf. für *g* gehalten wird.

Ueber den Ursprung der Runen äussert Verf. einige Vermuthungen. Die ältesten Inschriften gehören den Gothen, Burgunden und Rugiern(?) an, und man könnte sich versucht fühlen anzunehmen, dass die Runenschrift bei den in der Nähe der Ostsee wohnenden Völkerschaften spätestens im 2. Jahrhunderte n Chr. entstanden sei. Von diesen hätte sie sich theils nach dem Norden ausgebreitet, wo sie ungestört fortlebte, theils zu den Westgermanen, wo die Kenntniss derselben in den unruhigen Zeiten der Völkerwanderung nahezu verloren ging, bis sie noch einmal aufblühte um die Zeit, welcher die Inschriften der westlichen Gruppe angehören. Verf. meint, man brauche nicht anzunehmen, dass die Runen von Anfang an ihr normales Aussehen gehabt: die Normalformen der Runenzeichen können bisweilen das Produkt einer bei den Germanen vor sich gegangenen Entwickelung sein, und auch ihre Reihenfolge in der Runenzeile, wie ihre Benennung, können später als die Runen selbst entstanden sein. Als die Quelle der Runen erkennt Verf. zwar im Allgemeinen das lateinische Alphabet an, doch hält er für unent-

1) In Betreff des Alters, welches Prof. Henning den verschiedenen Inschriften zuspricht, dürfte zu bemerken sein, dass seine Angaben in dieser Beziehung freilich mit den jetzt gängigen Ansichten übereinstimmen, aber in manchen Fällen um ein oder einige Jahrhunderte zu spät angesetzt sein dürften. Die Red. (O. M—s).

schieden, ob nicht auch das griechische Alphabet die Runenschrift beeinflusst habe. Es wäre denkbar, dass dieser Einfluss von den Galliern ausgegangen sei die sich anfänglich der griechischen Schriftzeichen bedienten allein dies ist unwahrscheinlich, da sie wohl zur Zeit der Entstehung der Runen das griechische Alphabet bereits aufgegeben und das lateinische dafür angenommen hatten Verf. erwähnt jedoch, dass noch im 1. Jahrhunderte an der ganzen römischen Grenze von Gallien bis Pannonien in Münzaufschriften griechische Schriftzeichen neben den lateinischen vorkommen. Ebenso unentschieden erscheint es dem Verf., ob nicht etwa die Runenschrift Einfluss von der Schrift der Griechen erfahren haben könne, als die Germanen mit diesen in persönliche Berührung traten.

Auch zu der Entzifferung einer nordischen Runeninschrift, desjenigen des schwedischen Bracteaten von Tjorko, liefert Verf einen Beitrag (S. 123) Diese Inschrift endigt mit wlhakurne, was Bugge als walhakurne ergänzt und als Ortsnamen „Walkorn" übersetzt. Henning erblickt in dem Worte eine Bezeichnung für den Bracteaten selbst, ergänzt dasselbe ebenso, wie Bugge, und hält, wie dieser, das erste Glied der Zusammensetzung *walha-* für den Stamm des Adjectivs. welches „welsch", „keltisch" bedeutet Der zweite Theil konnte nach seiner Meinung das lateinische *cŏrōna* sein, das von den alten Germanen angenommen und Neutr. geworden wäre, gleich wie das latein. *mensa* und *lucerna* im goth. *mes* und *lukarn* Neutra sind Danach wäre der Bracteat „welsche Krone" benannt gewesen. Es liesse sich denken, dass der Name durch den bei älteren Münzen oft vorkommenden kranzartigen Rand veranlasst sei Eher dürfte jedoch nach dem Verf das latein. cŏrōna zur Bezeichnung der Kopfbedeckung angenommen sein, welche die auf den Bracteaten dargestellten Köpfe ziert, und wäre danach eine Bezeichnung des ganzen Bracteaten geworden. Das latein. cŏrōna hätte dann bei der Aufnahme den Tonfall auf die erste Silbe verlegt, und in Folge dessen wäre der lange Vocal der zweiten Sylbe in dem Maasse verkürzt, dass er schliesslich ganz ausfiel.

A. Stübel, W. Reiss und B. Koppel. Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Nach den im Besitze des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen. Text und Beschreibung der Tafeln von Max Uhle. Zweiter Band. Neue Zeit. Berlin (A. Asher & Co.) 1890. Gross Folio. (Vergl. S. 43.)

Dem zweiten Bande dieses schönen Werkes ist der noch fehlende Text für den ersten Band beigegeben. Derselbe füllt 65 Folioseiten und zeugt von gründlichem Studium und eingehender Sachkenntniss. Es wird nicht einfach eine Beschreibung des betreffenden Stückes gegeben, sondern alles an demselben Sichtbare wird einer genauen und kritischen, durch herangezogene Parallelen erläuterten und gestützten Besprechung unterzogen. Bei der hier mit Recht befolgten Methode wird auch das Vorkommen identischer Gegenstände in anderen Museen, sowie der Verbreitungskreis ihrer Provenienz eingehend erörtert. An entsprechender Stelle ist eine kurze, zusammenfassende Betrachtung über die Töpferei und die Metalltechnik des Inca-Reiches gegeben. Trotz des grossen Formenreichthums ihrer Keramik war ihnen doch die Töpferscheibe unbekannt, und auch der Brand ihrer Gefässe beweist keine hohe Entwickelungsstufe in technischer Beziehung. Dass sie, wie behauptet worden ist, das Drahtziehen und Löthen verstanden haben sollen, beruht auf näher erörterten Beobachtungsfehlern. Hingegen kann man ihnen die Kenntniss der Legirungen der Metalle nicht absprechen, denn gewisse ihrer Goldartefakte besitzen einen so hohen Kupfergehalt, dass er unmöglich mehr als eine zufällige Verunreinigung angesehen werden kann. Auch haben sich neben ihren Kupferinstrumenten solche von Bronze gefunden, welche zwar nicht in allen Stücken einen gleichen, aber doch immer einen 2 pCt. übersteigenden Gehalt an Zinn besitzen

Der Text zu dem vorliegenden, die neue Zeit umfassenden Bande ist erheblich kürzer gefasst worden; er füllt nur 8 Folioseiten, denen noch 2 Seiten mit Angaben über die benutzte Literatur beigefügt worden sind. Als Grund für diese Kürze wird die ungeheure Ausdehnung des durch die dargestellten Gegenstände vertretenen Gebietes,

welches Columbia, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, Brasilien, Paraguay, Uruguay und Argentinien, also beinahe das gesammte Sudamerika, umfasst, angegeben, wo zu eingehender Besprechung naturgemäss ein bemessener Raum nicht ausgereicht haben würde. Es ist aber jeder der 27 Tafeln noch eine kurze Figurenerklarung beigefugt worden In Bezug auf die Vorzuglichkeit der Technik stellen sich diese Tafeln, von denen 13 in Lichtdruck und 14 in meisterhaften Farbendrucken ausgefuhrt worden sind, denjenigen des ersten Bandes würdig an die Seite. Die Anordnung der dargestellten Gegenstände ist theils nach den Materialen, aus welchen sie gefertigt wurden, theils nach den Gruppen, denen sie gewerblich angehoren, gewählt worden. Es machen die Thonwaaren den Anfang; dann folgen die Gerathe aus Flaschenkurbis, die Metall- und Holzarbeiten, die Gewebe, Geflechte und Stickereien, Fussbekleidungen, Steigbügel, Koffer, kirchliche Maltergerathe, hervorragende Erzeugnisse der Industrie und Kleinkunst, Indianergerathe, Waffen, Hals- und Beinschmuck, und die letzte Tafel füllt die Darstellung verschiedener Nahrungs- und Genussmittel. Es würde das Studium der Ethnographie wesentlich erleichtern, wenn wir über die Schätze recht vieler Museen so vortreffliche Publikationen besitzen wurden.

Max Bartels.

A. Kropf, Dr. theol. Das Volk der Xosa-Kaffern im östlichen Sudafrika nach seiner Geschichte, Eigenart, Verfassung und Religion. Ein Beitrag zur afrikanischen Völkerkunde. 209 Seiten. 8. Berlin 1889.

Wohl selten war Jemand geeigneter, eine Schilderung von dem geistigen Leben eines Volkes zu geben, als der Verfasser, welcher fast ein halbes Jahrhundert als Missionar unter den von ihm vorgefuhrten Leuten gelebt und gewirkt hat. Viele Begriffe und Anschauungen dieser Eingebornen, welche dem Forschungsreisenden wohl stets verborgen geblieben sein würden, vermochte er zu enthüllen und zu erforschen, da die Gefragten vor ihm, ihrem Seelsorger, keinerlei Hehl hatten und frei mit der Sprache herauskamen. Das ist es, was diesem Buche seine grosse Wichtigkeit verleiht, und wiederholentlich begegnen wir darin den wortlichen Aeusserungen der Farbigen. Der erste Abschnitt behandelt die Geschichte des Volkes. Man merkt bei demselben auf Schritt und Tritt, dass die Angaben zum nicht geringen Theile der lebendigen Erinnerung der Leute entnommen sind. Da jedoch mancher Ausdruck darin für den in die Verhaltnisse der Kaffern noch nicht eingeweihten Leser manches Unverständliche enthalt, dem erst durch das in den folgenden Abschnitten Geschilderte die genugende Aufklarung zu Theil wird, so hätten wir dieses Kapitel lieber am Schlusse des Buches gesehen, und konnen dem Leser auch nur empfehlen, es als letztes in Angriff zu nehmen Der zweite, das Volk behandelnde Abschnitt bespricht die äussere Erscheinung, den Charakter, die Lebensweise mit Einschluss von Festen und Arbeit, Krieg und Frieden, ferner den Lebenslauf mit seinen Hauptperioden, Geburt, Mannbarkeit, Brautwerbung und Ehe, Tod und Begrabniss, denen sich Erlauterungen uber das Erbrecht, die Vormundschaft und den Landbesitz anschliessen. Ein besonderes Kapitel ist der Verfassung und ein ferneres dem Gerichtsverfahren gewidmet. Den Beschluss macht ein Abschnitt über die Religion und die damit zusammenhängenden Gebräuche, in welchem uber den Gottesbegriff, die Opfer, die Priester und Aerzte und endlich über den Aberglauben gehandelt wird. Das Buch ist der theologischen Fakultat der Universität Berlin gewidmet „als Zeichen der Dankbarkeit für die verliehene Wurde eines Doktors der Theologie". Dieselbe erfolgte als Anerkennung für die von dem Verfasser kürzlich vollendete Uebersetzung der Bibel in die Kaffersprache. Der Leser moge hierin eine Gewährleistung finden, dass Hr Kropf die Sprache vollkommen beherrscht, um Alles, was er aus dem Munde der Eingebornen gehort hat, auch in richtiger Weise verstanden zu haben. Wir können nur dem interessanten und wichtigen Buche eine recht weite Verbreitung wünschen, wozu voraussichtlich der ausserordentlich billige Preis (geb. 2,50 Mk.) das Seinige beitragen wird. Max Bartels.

George Rawlinson M. A., History of Phoenicia. Longmans, Green and Co., London 1889. 8. 583 p. with 2 maps, 10 plates and 122 woodcuts in the text.

Der Verf., wie wenige andere Gelehrte, allen Seiten des schwierigen Themas gleich gewachsen, giebt in dem vorliegenden Werke eine umfassende, sowohl das Mutterland, als die Kolonien berücksichtigende Darstellung der Phönicier. Er behandelt nach einander das Land (p. 1), dessen Klima und Produkte (p. 30), das Volk, seine Herkunft und seine Eigenschaften (p. 49), die Städte (p. 64), die Kolonie (p. 89), die Architektur (p. 130), die schönen Künste (aesthetic art, p. 180), die industriellen Künste und die Manufakturen (p. 243), Schiffe, Seefahrt und Handel (p. 271), Bergbau (p. 309), Religion (p. 319), Schmuck und gesellschaftliche Gewohnheiten (p. 355), Schrift, Sprache und Literatur (p. 375), endlich in sehr ausgiebiger Weise die politische Geschichte (p. 405). Dieses reiche Material ist in höchst übersichtlicher Weise geordnet und durch zahlreiche Illustrationen erläutert. Der Verf. dankt ganz besonders den HHrn. Perrot und Chipiez, sowie den Verlegern derselben, den HHrn. Hachette, für die Liberalität, mit der sie die Benutzung vieler Abbildungen gestattet haben. Es mag dabei sofort ein Mangel des Werkes hervorgehoben werden. Wenngleich bei jeder Abbildung sorgfältig die Quelle angegeben wird, aus welcher die Vorbilder entnommen sind, so ist doch nur selten eine genaue Bezeichnung des Fundortes angegeben. Diese aber war um so nothwendiger, als der Verf. gewöhnlich keinen strengeren Unterschied macht zwischen den in Palästina selbst gefundenen Sachen und denen von Cypern, Sardinien und anderen Kolonien der Phönicier. Eine selbständige Kritik würde der Leser also nur üben können, wenn er die citirten Originalwerke selbst zur Hand nimmt. Und doch lässt sich wohl darüber streiten, ob z. B. alle die aufgeführten Funde von Cypern so bestimmt phönicisch sind, dass man sie ohne Weiteres als Belegstücke für die Kunst der Phönicier anführen darf. Der Verf. urtheilt über die geistige Veranlagung der Phönicier, ähnlich wie Renan über die der Semiten überhaupt, sehr zurückhaltend: er gesteht ihnen nur auf dem Gebiete der praktischen Dinge eine wirkliche Initiative zu. Die Menschheit schulde ihnen keine Anerkennung in Bezug auf Entdeckungen wissenschaftlicher oder philosophischer Art; in den abstrakten und selbst in den gemischten Wissenschaften (Mathematik, Astronomie, Geometrie, Logik, Metaphysik) hätten sie keinen Fortschritt hervorgebracht. Sie hätten kein grosses Genie, keine Originalität besessen. They were adapters rather than inventors (p. 60). So ist es auch eine der schwierigsten Aufgaben, aus der archäologischen Hinterlassenschaft sei es des Mutterlandes, sei es der Kolonien, den Antheil herauszuschälen, welchen phönicische Männer an der Entwickelung der Kunst im engeren Sinne des Wortes genommen haben. Der Contakt mit Nachbarvölkern, Assyriern, Aegyptern, Griechen, übte nachweisbar den grössten Einfluss auf Styl und Technik aus, und es ist schwer zu sagen, was als original-phönicisch übrig bleibt, wenn man alles Entlehnte abstreicht. Trotzdem wird man zugestehen müssen, dass die Phönicier auch als blosse Vermittler und als Bewahrer der von Anderen gemachten Fortschritte eine ungemein wichtige Rolle gespielt haben. Die Sammlung von sidonischen Sarkophagen, welche gegenwärtig in Konstantinopel zur Aufstellung gelangt und von welcher der Verf. nur die anfänglichen Funde kannte, zeigt in überraschender Weise, was der so lange verschlossen gewesene Boden Palästina's in sich birgt. Für das Studium der allgemeinen Kulturgeschichte wird die Thätigkeit der Phönicier auch als eines mehr vermittelnden und anwendenden Volkes doch von der grössten Bedeutung bleiben, und wir begrüssen daher das vorliegende Werk, das erste, das seit Movers und Kenrik die Gesammtheit des Wissens über die Phönicier zur Darstellung bringt, als eine sehr dankenswerthe Gabe. Hoffentlich wird es dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Forscher in wirksamer Weise auf die ältesten Reste der Kunstthätigkeit Palästina's hinzulenken.

Rud. Virchow.

III.

Mittheilungen über die zweite Xingu-Expedition in Brasilien.

(Hierzu Taf III.)

Von

Dr PAUL EHRENREICH.

(Vorgetragen in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 15. März 1890.)

Durch die erste Xingu-Expedition der HHrn. von den Steinen und Clauss im Jahre 1884 wurde die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt einmal wieder auf das ungemein ergiebige Arbeitsfeld gelenkt, welches sich in Brasilien der ethnologischen Forschung noch darbietet, unbegreiflicherweise aber während der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts so gänzlich vernachlässigt worden ist, dass die Meinung sich zu verbreiten begann, als sei hier für die Völkerkunde überhaupt nichts mehr einzuheimsen. Thatsächlich gehört dieses ungeheure Reich zu den ethnologisch und anthropologisch am wenigsten bekannten Gebieten des Erdballs, wie es auch in physisch-geographischer und geologischer Beziehung nur sehr ungenügend erforscht ist.

Die erste Befahrung des Rio Xingu, des letzten noch völlig unbekannten Amazonastributärs, durch die HHrn. von den Steinen und Clauss sollte auch der Ethnologie reiche Früchte bringen Man erfuhr, dass im Centrum Südamerika's eine Urbevölkerung vorhanden ist, welche, von europäischer Einwirkung völlig unberührt geblieben, noch heute den präcolumbischen Zustand der amerikanischen Menschheit repräsentirt, welche weder die Metalle, noch die aus der alten Welt eingeführten Hausthiere oder Culturpflanzen kennt, welcher sogar der Hund noch ein unbekanntes Wesen ist.

Die bedeutsame Thatsache, dass sich hier nicht etwa nur beliebige Stämme, sondern Vertreter der wichtigsten Völkergruppen Brasilien's auf dieser gleichsam prähistorischen Stufe erhalten haben, ermöglichte es, eine neue ethnographische Klassificirung der meisten bisher bekannten Nationen aufzustellen, ihr Entwicklungscentrum und ihre hauptsächlichsten Verbreitungslinien aufzufinden.

Die erste Expedition konnte wegen ihrer, in erster Linie geographischen Aufgabe den ethnologischen Verhältnissen nicht die genügende Aufmerksamkeit schenken. Namentlich wurden, der Transportschwierigkeiten wegen, Belegstücke nur in beschränkter Anzahl gesammelt.

Diese Lücke musste eine zweite Expedition ausfüllen, deren eigent-

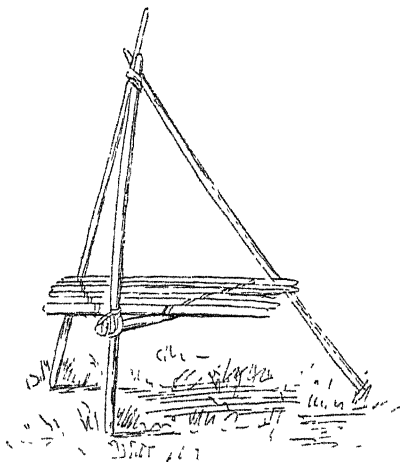
licher Zweck es war, die, nach Aussagen der Indianer, an einem östlichen Quellarme des Xingu, dem Kuliseu, hausenden Stämme einem speciellen Studium zu unterziehen.

Obwohl in der anthropologischen Gesellschaft bisher kein directer Bericht über den Verlauf dieser Unternehmung abgestattet worden ist, so hat mein College, Hr. von den Steinen an anderen Orten bereits so viel mitgetheilt, dass ich die hauptsächlichsten Momente als bekannt voraussetzen kann.

Ich möchte mich hier darauf beschränken, unter Vorlegung und Erläuterung einer Anzahl von photographischen Aufnahmen, eine Vorstellung von dem physischen Habitus und dem Culturzustande dieser modernen Vertreter des Steinzeitalters zu geben, zugleich auch die äusseren Verhältnisse der Expedition, das Leben im Lager, im Canoe und im Zelt zu veranschaulichen.

Unsere Expedition verliess Cuyaba am 28. Juli 1887, überschritt den Paranatinga beim Dorfe der „zahmen" Bakairi am 21. August, passirte, nach Osten sich wendend, den Rio Batovy oberhalb der Einschiffungsstelle der ersten Expedition und befand sich am 1. September bereits im Gebiete eines neuen, bis dahin unbekannten Xingu-Quellflusses, welcher nur der langgesuchte Kuliseu sein konnte. Am linken Ufer desselben zogen wir 6 Tage lang abwärts, bis zu einem Punkte, wo dichter Buschwald und stark coupirtes, hügeliges Terrain jedes weitere Vordringen mit den abgetriebenen Thieren unmöglich machte. Glücklicherweise wurden an diesem Platze die ersten sicheren Indianerspuren entdeckt, nehmlich eine verfallene Jagdhütte und eine Reihe sogenannter Muquems, Bratroste, wie sie die ersten Conquistadores bereits bei den Küstenstämmen antrafen. Es sind dies pyramidenförmige Gestelle aus drei mit Sipos zusammengebundenen Stangen, welche in ihrer Mitte durch Querhölzer verbunden sind, die mit aufgebundenen Parallelstäbchen den eigentlichen Rost darstellen. Das ganze Gestell kann beliebig dem Feuer genähert oder davon entfernt werden (Fig. 1).

Fig. 1.

Nun wurde nach Indianerart aus der Rinde des Jatobabaumes ein Canoe verfertigt. Hr. Dr. von den Steinen fuhr mit zwei Leuten den Fluss hinab und gelangte nach zweitägiger Fahrt glücklich zum ersten Dorfe der wilden Bakairi. Wir Anderen explorirten unterdessen die Gegend unseres Lagerplatzes weiter. Herr Dr. Vogel und ich folgten später zu dem Indianerdorfe nach; wir

suchten dort und im zweiten Dorfe Canoe's zu erwerben, und kehrten gegen Ende September, bereits von mehreren unternehmungslustigen Bakairi begleitet, in unser Lager zurück. Hier wurden zunächst einige feste Hütten[1]) errichtet, die Zurüstungen für die Flussreise getroffen, und am 1. Oktober konnten wir die eigentliche Fahrt antreten, während 4 Mann im Lager zurückblieben.

Elf indianische Niederlassungen, 7 verschiedenen Stämmen angehörig, wurden besucht. Es stellte sich übrigens bald heraus, dass unsere Aufgabe grösser war, als wir vermuthet hatten. Der Kuliseu ist nur der linke Nebenfluss eines noch grösseren Stromes, des Kuluene, an dem noch 6 oder 8 Dörfer sich befinden. Die vorgerückte Jahreszeit — 3 Monate hatten wir von vornherein verloren — reichte zur Erforschung beider Flüsse nicht aus. Da nun am Kuluene, wie wir hörten, nur Nahuquastämme wohnten, von denen auch am Kuliseu ein Dorf vorhanden war, letzterer überhaupt ein viel bunteres ethnologisches Bild darbot, so zogen wir es vor, die kurze verfügbare Zeit nur auf diesen zu verwenden. Ebenso wenig konnten die höchst wichtigen Manitsaua und Suya, unterhalb des Zusammenflusses der Quellströme, besucht werden. Unsere Hoffnung, die Suya, welche sich zufällig während unseres Aufenthaltes am Kuliseu auf einem Kriegszuge gegen die Trumai innerhalb unseres Reisebezirkes aufhielten, zu Gesicht zu bekommen, verwirklichte sich leider nicht.

Folgende Völkergruppen haben im Kuliseugebiet ihre Vertreter: Caraiben-Stämme sind die Bakairi mit 4 Dörfern am Kuliseu und 4 am Batovy, sowie die Nahuqua mit 1 Dorfe am Kuliseu und 6 oder 8 am Kuluene.

Zwischen dem oberen Tapajoz und Xingu scheinen noch andere Caraibenstämme zu sitzen, von denen einer, die Apiaca (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Tupi-Stamme des oberen Tapajoz), seit mehreren Decennien nordöstlich bis an den unteren Tocantins gewandert ist. Die Annahme des Hrn. von den Steinen, dass die eigentliche Heimath der Caraiben nicht nördlich vom Amazonas, sondern im Centrum des Continents zu suchen sei, hat durch den Nachweis einer grösseren caraibischen Bevölkerung in diesen inneren Gegenden erheblich an Wahrscheinlichkeit gewonnen, abgesehen von den directen Ueberlieferungen, welche sich über diese Wanderungen erhalten haben.

Nu-Aruak-Stämme sind die Mehinaku in 2 Dörfern, verwandt mit den von der ersten Expedition am unteren Batovy gefundenen Kustenau; ferner die Vaura und Jaulapiti mit je 2 Dörfern, weiter nördlich von den

1) Diese Hütten werden wahrscheinlich dazu beitragen, das ethnologische Bild dieser Gegenden einigermaassen zu trüben. Als wir nehmlich auf der Rückreise das erste Bakairidorf wieder passirten, sahen wir zu unserem Erstaunen, dass die Indianer, welche mittlerweile unserem Lager verschiedene Besuche abgestattet hatten, bereits im Begriffe waren, ein viereckiges Haus mit schrägem Dach nach unserem Muster zu errichten, — ein drastischer Beweis, wie ungemein schnell die Aenderung ethnologischer Eigenthümlichkeiten vor sich geht, wenn einmal der erste Verkehr angebahnt ist.

erstgenannten, in dem Lagunengebiet zwischen dem unteren Kuliseu und Batovy.

Tupi-Völker sind die Aueto und Kamayura, erstere ebenso wie die Manitsaua unklare, letztere reine Tupis.

Die Trumai endlich sind ethnologisch vorläufig noch nicht klassificirbar. Sie wurden von uns auf der Flucht vor den Suya in der Nähe des Aueto-Dorfes angetroffen. Dr. Vogel und Lieutenant Perrot besuchten ihr niedergebranntes Dorf an der Kuluene-Mündung und fanden dort auch ein halbes Dutzend frischer Gräber, doch war der begleitenden Indianer wegen an ein Mitnehmen von Schädeln nicht zu denken.

Sonst scheinen zwischen den einzelnen Stämmen ziemlich friedliche Beziehungen zu herrschen, wenngleich hier und da Antipathien sich zeigen. Die Bakairi warnten uns vor den Nahuqua, wollten uns anfangs nicht dorthin begleiten, bezuchtigten sie namentlich der Neigung zum Diebstahl. Vielleicht geschah dies aber nur, weil man anderen Stämmen nichts von unseren schönen Sachen gönnen wollte. Am meisten verachtet waren die Trumai. Wenn irgend etwas abhanden kam, so hiess es immer: „Die Trumai haben es genommen.“ Allgemein gefürchtet, und wohl mit Recht, ist der streitbare, gewaltthätige Gés-Stamm der Suya, das westlichste bis jetzt bekannte Glied dieser grossen, wichtigen, noch so wenig untersuchten Familie, sprachlich den Cayapo nahe stehend. Am beliebtesten scheinen die Aueto zu sein, die freilich auch einen ungemein sympathischen, braven, alten Häuptling hatten. In ihren Dörfern war fortwährend ein Kommen und Gehen von Indianern aller möglichen Stämme. Es war gewissermaassen die Poststation: Nachrichten gelangten von allen Seiten hierher, um sofort nach anderen Richtungen weiter befördert zu werden. Wir hatten oft genug Gelegenheit, die Schnelligkeit und Promptheit, mit der jede Neuigkeit colportirt wurde, zu bewundern. So erfuhren wir plötzlich unterwegs, dass einer unserer im Lager zurückgelassenen Hunde gestorben sei.

Was die äussere Erscheinung dieser Stämme anlangt, so bietet die Kopfform wenig Charakteristisches, da alle Indices von Dolichocephalie bis zu starker Brachycephalie bei jedem Stamme in buntem Gemisch vorkommen. Am häufigsten ist Meso- bis Brachycephalie. Nur die Trumai sind durch stark ausgeprägte Hypsibrachycephalie gekennzeichnet.

Der Weiber-Schädel zeigt im allgemeinen keinen höheren Grad der Brachycephalie, als der männliche.

Eher kommen einzelne Eigenthümlichkeiten in der Gesichtsbildung vor.

Bei den Bakairi lassen sich 2 Haupttypen unterscheiden. Der erste ist ausgezeichnet durch starke Prognathie, deren Eindruck durch das auffallend weichende Kinn noch verstärkt wird, lange, gekrümmte Nase und lockiges, relativ feines Haar, welches überhaupt bei Amerikanern häufiger zu sein scheint, als gemeinhin angenommen wird. Ein zweiter Typus

zeigt fast europäische Bildung. Die Prognathie ist kaum ausgesprochen, die Nase kürzer und gerader, nur durch den etwas breiteren Nasenrücken von der kaukasischen unterschieden.

Die Lidspalte ist bei beiden mandelförmig, aber ziemlich gross, bei Männern kaum spurweise, bei Weibern etwas ausgesprochener schräg gestellt. Eigentlich mongoloide Gesichter kommen nicht vor.

Zwischen den beiden Extremen finden sich natürlich zahlreiche Uebergänge. Unser Führer, der zahme Bakairi Antonio, hält hierin so ziemlich die Mitte und kann als Muster eines wohlgebildeten Bakairi bezeichnet werden.

Der erstgenannte Typus scheint der ursprünglichere zu sein. Die zahmen Bakairi vom Rio novo und Paranatinga zeigten ihn fast sämmtlich, von den wilden nur die der ersten und zum Theil die der zweiten Aldea, während er auf der dritten bereits sehr verwischt war. Dagegen fand er sich in ausgezeichneter Weise bei dem, den Bakairi sprachlich sehr nahe stehenden Caraiben-Stamme der Apiaca am unteren Tocantins.

Dieselben Typen waren bei den Weibern zu beobachten. Zwei derselben, eine verheirathete Frau und ein junges, vom Batovy stammendes Mädchen, konnten auch nach europäischen Begriffen als schön bezeichnet werden, d. h. wenn sie nicht ihren Nationalschmuck, den polirten, spindelförmigen Stein, in der Nasenscheidewand trugen.

Das über der Stirn kurz abgeschnittene, nach hinten lang herabfallende Haar gab vielen Weibern eine überraschende Aehnlichkeit mit den Gesichtern, die man auf altägyptischen Sarkophagen dargestellt sieht.

Ganz verschieden ist das Gesicht der Nahuqua, welches durch stark vortretende Kieferwinkel, kurze, gerade Nase, stark vortretende Stirnwülste etwas gröber und eckiger erscheint.

Bei den Mehinaku fanden sich niedrige, breite Gesichter, zum Theil mit auffallend von einander abstehenden Augen. Die mit ihnen verwandten Vaura zeichnen sich durch eine stark entwickelte Untergesichtspartie aus. Die Augen sind bei ihnen klein, leichte Schrägstellung derselben ist ausgeprägter, als bei den anderen. Bei ihnen ist Prognathie nur am Oberkiefer erkennbar, das Kinn springt gut hervor.

Die Jaulapiti, deren Portraits so beschädigt sind, dass sie nur als Zeichnungen dienen können, erinnern in ihrer groben, eckigen Gesichtsbildung mit grosser Augendistanz an die Nahuqua.

Bei den Auetö lässt sich gleichfalls ein feinerer und ein gröberer Typus unterscheiden. Keine Prognathie, gerade, niedrige Stirn, wenig vortretende Wangenbeine.

Bei den Kamayura zeigt sich wieder stärkere Prognathie, namentlich bei Weibern, von denen eine in der Bildung des Unterkiefers eine geradezu pithekoide Bildung zeigte. Im Uebrigen sind sie den Auetö ziemlich ähnlich.

Am meisten auffallend erscheinen die Trumai durch starke Prognathie,

kräftige, gekrümmte Nase, stark weichende Stirn, schmale Nasenwurzel, so dass die Augen stark genähert sind, auffallend langes Mittelgesicht mit breiten Jochbogen. Die Farbe der Iris ist bei ihnen ungewöhnlich hell.

Der Körperbau ist bei den meisten Stämmen gracil. Die kräftigsten Individuen waren unter den Nahuqua und Mehinaku vertreten. Die höchste gemessene Körpergrösse überstieg 175 *cm*, die kleinste bei einem Aueto-Weibe betrug nur 139 *cm*. Die Klafterweite war fast bei allen erheblich grösser, als die Körperhöhe, die Hände relativ klein, besonders die Finger bei vielen auffallend kurz. Die Hautfarbe ist ziemlich bleich, nur bei den wilden Bakairi etwas heller; sie entspricht am besten der des frischgegerbten Leders. Das Haar ist von massiger Stärke, mindestens so oft schwach wellig, als straff, nicht selten, wie gesagt, lockig, bei schräg auffallendem Lichte von bräunlichem Schimmer.

Wie bei den meisten wilden Völkerschaften, haben die Weiber nur wenig ausgebildete Hüften, schwache Unterextremitäten mit einwärtsstehenden Füssen und bereits in ziemlich jungen Jahren Hängebrüste. Bei jungen Mädchen sind dieselben konisch, fast ziegenbrustartig.

Die materielle Cultur ist bei allen Stämmen ziemlich gleich, da sie seit langer Zeit mit einander in Verkehr stehen. Selbst das ethnologisch von allen übrigen so verschiedene Gês-Volk der Suya hat eine ganze Reihe von Dingen den anderen entlehnt, wie die Art des Hausbaues, die Construction der Rindenboote, namentlich aber die Hängematte, welche allen übrigen Gês-Völkern unbekannt ist. Die so sehr unklaren Trumai haben mancherlei mit den Caraja gemein und stehen den übrigen Xingu-Nationen als ein ziemlich fremdartiges Element gegenüber. Nur in ihrem Gebiete kommen die für Beile geeigneten Steine vor, welche von ihnen an die anderen verhandelt werden Die Bakairi's sind als Verfertiger von baumwollenen Hängematten bekannt, während die Mehinaku als ächte Aruak-Leute der Töpferei obliegen. Mehinaku-Weiber haben diese Kunst neuerdings auch bei den Nahuqua eingebürgert. Die Mehinaku sind auch die eigentlichen Inhaber der grossen bemalten Holzmasken, welche die Bakairi, die früher nur einfache Buriti-Domino's statt deren hatten, sowie die Nahugua von ihnen übernommen haben. Jetzt liessen sich diese Entlehnungen noch ziemlich gut verfolgen; eine spätere Expedition hätte dies vielleicht nicht mehr vermocht.

Von einer Männer-Kleidung kann nicht gesprochen werden. Bei den meisten Indianern ist bekanntlich der Anstand gewahrt, wenn die Glans penis bedeckt ist, und dies erreichen die Xingu-Indianer einfach durch künstliche Verlängerung des Praeputium, welches die jungen Leute zu diesem Zwecke in ihrem Gürtel eingeklemmt tragen, während die Trumai, wie die Caraja, das Praeputium mit einem Baumwollfaden wurstartig zuschnüren.

Als Gürtel dient entweder eine einfache Baumwollschnur oder ein

dicker Baumwollstrang Durchbohrte Steine, Muschelscheibchen, rothe Beeren einer Jaquirity-Art werden daran aufgereiht. Die Caraiben-Stämme tragen breite Baumwollbinden an den Arm- und Beingelenken. In den durchbohrten Ohrläppchen werden zierliche Büschel der gelben Schwanzfedern des Cassicus cristatus getragen. Die Kopffederkronen sind einfacher, als bei anderen Stämmen. Die Caraiben befestigen sie an eigenthümlich gemusterten, korbartig geflochtenen Diademen, wie sie sich auch in Guayana finden. Bei den Aueto waren Stirnbinden aus Jaguar- oder Wildkatzenfell in Gebrauch.

Die Weiber tragen die kleine, dreieckige Palmblatt-Tanga, welche mittelst dreier Schnüre gerade vor dem Introitus vaginae befestigt wird. Bei den Trumai waren statt deren schmale, zwischen den Beinen durchgeschlungene Jangadabast-Binden in Gebrauch, ähnlich, aber bedeutend schmäler, wie die Caraja-Weiber sie tragen.

Körperbemalung ersetzt ihnen einigermaassen die Kleidung. Sie geschieht mittelst Urucu (Orleans), Genipapo und Russ in verschiedensten Mustern; ganz roth oder ganz schwarz angestrichene Individuen sieht man nicht selten, wenn auch nicht so häufig, wie bei den Caraja. Zu den vielen, mit schwarzer Farbe gemalten Brillen und knopfartigen Punkten am Körper, die sich nach und nach zeigten, hatten wir selbst vielleicht die Vorbilder geliefert. Manche trugen blau tättowirte Winkel an den Schulterblättern, eine Operation, die von den Kustenau ausgeführt wird. Kleine Kinder werden mit Vorliebe mit schwarzen Punkten und Kreisen bemalt, wie sie das Fell des Jaguars zeigt, der von den Bakairi als Ahnherr betrachtet wird.

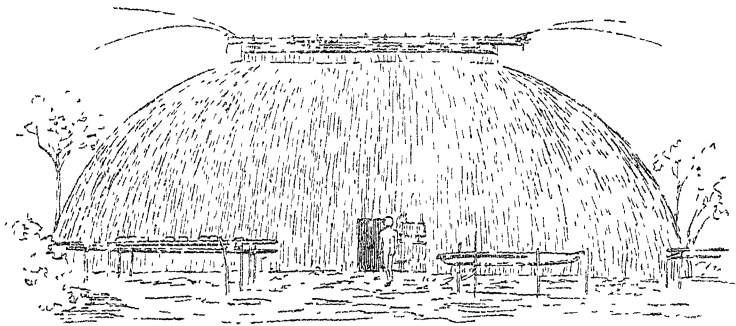
Die Dörfer der Indianer liegen meist 2—3 Stunden vom Flusse entfernt. Vom Landungsplatz, der durch angebundene oder versenkte Canoes kenntlich ist, führt ein schmaler, aber meist gut gehaltener Waldweg in vielen kurzen Schlangenwindungen dahin. In die Rinde der Bäume sind hier und da wunderliche Menschen- und Thierfiguren eingeschnitten. Auf dem Wege zum Mehinaku-Dorfe fanden sich auch zahlreiche Figuren im Sande, die durchaus den Charakter der über ganz Südamerika verbreiteten Petroglyphen trugen.

Die Dörfer der Jaulapiti, Vaura und Kamayura liegen in dem weiten Lagunengebiet zwischen dem unteren Laufe des Batovy und Kuliseu. Die grossen, von üppiger Vegetation umgrenzten Seen stehen durch ein labyrinthisches Canalsystem unter einander und mit dem Flusse in Verbindung, in welchem ohne kundigen Führer eine Orientirung unmöglich ist. Das Wasser ist trotz des sumpfigen Grundes spiegelklar, aber sehr unangenehm warm. Flora und Fauna dieser Sumpfgegenden dürften Naturforschern noch reiche Ausbeute gewähren. Von merkwürdigen Thieren kommt der über 1 *m* lange Riesenregenwurm in ungeheurer Menge vor. Die Hauptzierde der Landschaft sind die unzähligen hohen Buriti-Palmen

(Mauritia vinifera), welche der Indianer in so mannichfacher Weise auszunutzen versteht.

Während die Bakairi-Dörfer sehr klein sind, zwei oder drei Wohn- und eine kleinere Festhütte, von denen jede eine Seite des quadratischen Platzes einnimmt, weisen die übrigen Dörfer eine viel grössere Häuserzahl auf. Das der Nahuqua hatte deren 13, das der Mehinaku 17. Dieselben liegen im Kreise um einen weiten, runden, gut geebneten Platz herum, in dessen Mitte die Ceremonienhütte, „das Flötenhaus“, sich befindet. Den Jaulapiti und Kamayura fehlte das letztere. Die Kamayura- und Aueto-Hütten standen mehr ungeordnet in kleinen Gruppen beisammen.

Die Bauart der Wohnhäuser ist überall dieselbe (Fig. 2). Der Grundriss ist elliptisch, seltener kreisförmig. Das Gerippe wird gebildet aus

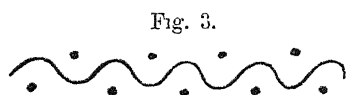
Fig. 2

Häuptlingshütte der zweiten Bakairi-Aldea.

einer Reihe 2 *m* hoher, starker, unbehauener Balken, die, durch Querbäume oben verbunden, den langen, biegsamen Stangen zur Stütze dienen, welche, nach oben convergirend, das eigentliche Dach bilden. Starke, hohe Verticalbalken, in kleinem oder grossem Durchmesser der Ellipse errichtet, stützen die höchsten Giebel von innen. Das Ganze, mit Sapé-Gras gedeckt, sieht von weitem wie ein riesiger Heuschober aus. Fenster sind nicht vorhanden, nur 2 mannshohe Thüren an jeder der beiden Längsseiten. Der Rauch entweicht nach oben durch die Luken im Giebel. In jeder Hütte leben 6—8 Familien, von denen jede ihre, durch Pfosten bestimmte Abtheilung hat. Die Hängematte des Mannes ist über der seiner Gattin angebracht. Neben jedem Schlafplatz wird fortwährend ein schwach glimmendes Feuer unterhalten. Die Habseligkeiten jeder Familie (Waffen, Körbe, Kürbisflaschen, geflochtene Mappen zur Aufbewahrung des Federschmuckes u. s. w.) sind an den Wandbalken eines jeden Compartiments befestigt. Für Wöchnerinnen werden besondere Verschläge aus Zweigen hergestellt, in denen bei den Caraiben auch der Mann seine Wochenzeit durchzumachen hat. Jede Hütte hat 2 Küchenplätze, an jedem Eingange einen. Hier stehen die mächtigen Thonpfannen über dem Feuer, auf

denen die Manioc-Kuchen geröstet werden; hier sind die Weiber unermüdlich thätig im Schaben der Wurzeln und Auspressen des giftigen Manioc-Saftes, der dann in grossen Kubeln weiter verkocht wird, bis das Gift sich verflüchtigt hat. Hinter der Küche sind an den grossen senkrechten Tragbalken mächtige, mit Manioc-Mehl oder getrockneter Masse gefüllte Vorrathskörbe und ganze Bündel grosser, oft geschmackvoll bemalter Cuyen-Schalen befestigt. Vom Dachstuhl hangen bei den Bakairi die charakteristischen, aus trockenen Maiskolben zusammengedrehten Vogelfiguren herab, die nur zur Aufbewahrung des Mais dienen Ueberall äussert sich eben der künstlerische Trieb des Indianers, jedem Dinge in seinem Hausrath irgend eine Form zu geben. Auch das Wachs wird in Thierform aufbewahrt.

In welch vollendeter Weise Thierfiguren bei der Topfbereitung in Anwendung kommen, zeigt die von uns mitgebrachte Sammlung im Museum für Völkerkunde zu Berlin. Von den mächtigen, schon bemalten Gefässen der Aueto von 1 *m* Durchmesser konnte eine Photographie genommen werden. Die hohe technische Vollendung, welche die Keramik der altamerikanischen Culturvölker zeigt, ist bei diesen primitiven Stämmen bereits angebahnt.

Von ganz besonderem Interesse war für uns die Häuptlingshütte der zweiten Bakairi. Hier fanden sich nehmlich, wie ein Fries an der Wand sich entlang ziehend, schwarze Täfelchen aus Baumrinde mit sehr charakteristisch in weissem Thon gemalten Fischfiguren und Muster aller der von den Bakairi verwendeten Ornamente, deren eigentliche Bedeutung wir hierbei leicht ermitteln konnten. Es wurde so die culturgeschichtlich wichtige Thatsache constatirt, dass alle als geometrische Figuren erscheinenden Zeichnungen in Wirklichkeit abgekürzte, zum Theil geradezu stylisirte Abbildungen bestimmter, ganz concreter Gegenstände, meistens von Thieren, sind. So bezeichnet eine Wellenlinie mit alternirenden Punkten (Fig. 3) die durch grosse, dunkle Flecken ausgezeichnete Riesenschlange Anaconda (Eunectes murinus), das Zeichen Fig. 4 bedeutet einen

Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Anaconda-Schlange. Lagunenfisch. Weiber-Tanga.

Lagunenfisch, während ein Dreieck (Fig. 5) nicht etwa diese einfache geometrische Figur, sondern das kleine, dreieckige Kleidungsstück der Weiber darstellt. Auch die reiche Ornamentik der Carajas konnte ich später auf solche einfache Thiernachbildungen zurückführen. Merkwürdigerweise bezeichnet auch bei den Jamamadis am Purus ein Winkel $\wedge$ das Weib.

Dieselben Zeichen finden sich auf den Gesichtern der Tanzmasken, welche trotz ihrer menschlichen Form ebenfalls Thiere vorstellen und je nach der betreffenden Zeichnung unterschieden werden.

Fische und Jagdbeute werden vor der Hutte auf den erwähnten Muquems gebraten. Daselbst befinden sich auch Geruste zum Trocknen der ausgepressten Manioc-Masse. Zahllose Ameisen sind hier emsig beschäftigt, die Bröckel fortzutragen; bei dem Ueberfluss an Nahrung sind sie jedoch den Menschen wenig lastig Dagegen wimmelt es in den Strohdächern von Grillen, deren Gefrassigkeit selbst die der Schaben ubersteigt. Das lästigste Ungeziefer der Hütten sind die Sandflöhe, die sich nicht nur in die Fusse, sondern auch in die Hände einbohren, wenn man genothigt ist, auf dem staubigen Boden zu sitzen.

Die Ceremonienhütte in der Mitte des Platzes ist ahnlich wie die Wohnhütten, aber bedeutend kleiner und leichter gebaut. Der Eingang, auf einer Langseite, ist breit, aber ausserordentlich niedrig, so dass man nur kriechend hineingelangen kann. Bei den Mehinaku musste man sich sogar hineinwälzen, was bei nassem Wetter immerhin einige Ueberwindung kostete. Auf diese Weise ist es den neugierigen Weibern, welche die Hütte nicht betreten dürfen, unmoglich gemacht, zu sehen, was darin vorgeht. Hier hangen die Tanzgeräthe, Masken, Rasseln, Buritigehänge, kolossale Bambusflöten u. s. w.; ein grosser, hohler Baumstamm dient als Pauke.

An Masken, die wohl sämmtlich Thiergestalten repräsentiren, finden sich 3 ursprünglich verschiedene Formen:

1. Bei den Caraiben einfache, uber den Kopf fallende Buriti-Kapuzen mit Emblemen auf der Spitze, wie sie in gleicher Weise bei den Guayana-Stämmen vorkommen (Fig. 6)

2. Bei den Nu-Stämmen grosse, schwere Holzmasken mit Perlmutteraugen und Fischzahnen (Fig. 7).

3. Geflochtene Masken mit Wachsaugen und Nasen bei den Tupi-Stämmen und den Trumai (Fig. 8).

Doch haben die beiden letzteren Arten, besonders die zweite, nunmehr auch bei den Bakairi und Nahuqua Eingang gefunden.

Die zu jeder Maske gehörige Verhüllung des Unterkorpers konnte nur bei einigen erhalten werden, bei anderen war sie nicht transportabel. So gehört zu der Bakairi-Maske, welche eine Taube darstellt, eine mächtige, mittelst Tragbändern an den Achseln befestigte Krinoline von $1\,^1/_2$ *m* Durchmesser. Eine andere sehr merkwürdige Maske der Kamayura in Pilzform konnte wegen ihrer Grosse nur in effigie mitgebracht werden (Fig. 9).

Die eigentliche Bedeutung dieser Maskentänze ist noch recht dunkel. Es ist überhaupt wenig Hoffnung vorhanden, dass wir dieselbe bei einem einzigen Volke vollständig im Detail werden klarlegen können. Bei der grossen Gleichartigkeit in der Cultur und Geistesentwickelung der wilden Stämme Südamerika's werden wir aber endlich durch Combination aller.

an verschiedenen Punkten gemachten Ermittelungen wenigstens die dabei zu Grunde liegenden, allgemein gültigen Vorstellungen verstehen lernen.

Fig. 6

Maske der Bakairi.

Fig. 7.

Maske der Nahuqua.

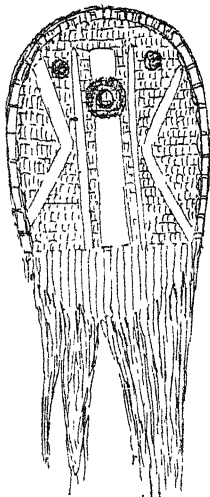
Fig. 8

Maske der Trumai.

Fig. 9

Maskenanzug der Kamayura (Tûluá)

Der Umstand, dass man am Xingu die Masken bei weitem nicht so sorgfältig vor den Weibern verbirgt, wie anderswo, z. B. bei den Caraja, deutet darauf hin, dass der Maskentanz hier schon den Charakter einer feierlichen symbolischen Handlung verloren hat.

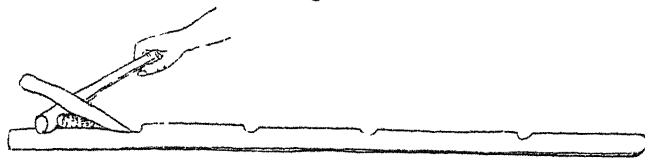
Dasselbe gilt von dem berühmten, auch in Australien und Melanesien angewendeten Schwirrholz, welches bei den Bororo noch ein heiliges, geheimnissvolles, den Frauen, die es sehen, verderbliches Instrument ist, während man es am Xingu schon ganz offen spielen liess.

Wir hatten leider keine Gelegenheit, einen Maskentanz zu sehen, wohl aber einige andere Tänze, bei denen die Männer im Federschmuck und mit Hand- und Fussrasseln auftraten. Bei den Nahuqua betheiligten sich auch Weiber daran.

Von sonstigen Spielen wurden beobachtet Ballwerfen, wozu runde Klumpen des Gummisaftes der Mangaba (Hancornia speciosa) verwendet wurden. Man schlug ferner eine Art von Federballen, die aus Maisblättern mit eingelegter runder Scheibe verfertigt waren. Beliebt waren auch Wettlaufen und Ringkämpfe. Die phantastisch schwarz und roth bemalten Kämpfer reichten sich zuerst ganz manierlich die Hand, liefen dann auf allen Vieren unter lautem Grunzen mit grosser Gewandtheit um einander herum und suchten, sich an den Köpfen packend, sich gegenseitig auf den Boden zu ziehen.

Eigenthümliche Gliederpuppen kamen bei den Kamayura vor, während die plumpen Thonfiguren der Bakairi, die wir für Kinderspielzeug hielten, analog unseren Pfefferkuchenmännern, zum Essen dienen.

Die Herstellung der mächtigen, soliden Häuser, der Schnitzarbeiten, der aus einem Stück gearbeiteten Holzschemel in Thierform, Ruder und Bejuwender mittelst der äusserst primitiven Werkzeuge ist immerhin eine erstaunliche Leistung. Steinbeile dienen zum Fällen der Bäume, zum Hauen des Bogenholzes, zum Abklopfen der Rinde, zum Canoebau und Anderem. Ersteres geschieht, indem man eine Anzahl tiefer Löcher dicht neben einander um den Stamm herum einschlägt und diese allmählich immer mehr vertieft und erweitert. Um einen Bogen herzustellen, wird in das Holz eine Anzahl tiefer Kerben in Fussabstand eingeschlagen und dann werden von der Seite her die stehen gebliebenen Zwischenstücke nach einander losgetrennt (Fig. 10).

Fig. 10.

Die Haare werden mit den messerscharfen Zähnen des Piranhafisches abgesägt, die Tonsur auf dem Scheitel mittelst scharfer Halme des Schneid-

grases (Tiririca) rasirt. Als Schabemesser thun scharfe Muscheln die vortrefflichsten Dienste. Zähne von Nagethieren, wie des Aguti und des Capivara, dienen als Meissel. Scharfe Rohrsplitter, sowie die langen, unteren Eckzähne des sogenannten Hundsfisches werden zweckentsprechend verwendet. Zum Aufwühlen der Erde benutzt man die langen Vorderklauen des Riesengürtelthieres (Dasypus gigas), die paarweise zusammengefügt werden.

Als Waffen sind natürlich Bogen und Pfeile allgemein in Gebrauch. Letztere besonders in zwei Formen, dem eigentlichen Jagdpfeil mit Spitze von Affenknochen und gefiedertem Schaft, und dem ungefiederten Fischpfeil mit einfacher, glatter Holzspitze.

Bei den beiden Tupi-Stammen und den Trumai findet sich das merkwürdige Wurfholz für Pfeile mit Steinkolben statt der Spitze. Die Trumai allein besitzen flache Keulen, ähnlich, aber roher gearbeitet, als die der Suya.

Während die Jagd von den Männern nur in beschränktem Umfange ausgeübt wird, ist der Fischfang desto eifriger betrieben. Durch Reusen verschiedenster Art, Absperren günstiger Flussstellen mittelst Stakete oder aufgehäufter Steine wissen sie sich ihre Beute en gros zu verschaffen. Sonst wird der Fisch mit dem Pfeil erlegt. Angelhaken sind dagegen unbekannt. Eine eigenthümliche Fangmethode sahen wir bei den Bakairi. Der Fischer wirft eine bohnengrosse, intensiv bittere, rothe Beere so weit als möglich ins Wasser, spannt sofort den Bogen, zielt auf die Beere und schiesst in dem Moment, wo dieselbe, von einem Fische gepackt, verschwindet, — ein Verfahren, das ungewöhnliche Geschicklichkeit erfordert.

Die Agricultur beschränkt sich auf die einheimischen Pflanzen, die Manioca, den Mais und den Tabak. Es wird aber eine ganze Reihe wilder Fruchtbäume in der Nähe der Dörfer angepflanzt, die Macayuva-Palme (Acrocomia), die sehr fein schmeckende Mangaba, die ebenfalls vorzügliche Solanacee Fruta do lobo (Solanum lycocarpum), sowie die ölhaltige Piquia (Caryocar butyrosum), deren Kern geröstet mandelartig schmeckt und zur Bereitung einer pflaumenmusartigen Gallerte verwendet wird.

Den Mangel an Kochsalz ersetzen sie durch schnelles, starkes Braten der erlegten Thiere, wobei die verkohlte Haut die Salztheile des zurückgehaltenen Fleischsaftes nutzbar macht. Die Mehinaku stellen selbst durch Auslaugen von Asche ein salpeterartiges, bitteres Salz dar, welches trotz seines widerlichen Geschmackes als Delicatesse gilt

Eigentliche Hausthiere, namentlich der Hund und das Haushuhn, sind ihnen unbekannt, dagegen findet sich eine Menge gezähmter wilder Thiere, vor allem Vögel, wie Papageien, Hokkohühner, Cassicusarten und andere. Kleine Eidechsen mit plattem, am Rande gezähneltem Schwanze wurden

hie und da zur Vertilgung der Grillen in den Hangematten angebunden gehalten.

Jedes Dorf besass einen oder mehrere, aus pyramidalisch zusammengesetzten Stangen hergestellte Kafige, in denen der gewaltigste Raubvogel Südamerika's, die Harpyia destructor, gefangen gehalten wurde, darunter Prachtexemplare ersten Ranges Die Nahrung derselben besteht hauptsächlich in Affenfleisch.

Ueber Sitten und Gebrauche erfuhren wir das meiste nachtraglich durch den Bakairi Antonio, manches wurde aber auch direkt beobachtet. Die Macht des Häuptlings ist gering. Das Familienleben ist ein durchaus inniges; Polygamie besteht nur ausnahmsweise. Die Stellung der Frau ist eine entschieden wurdige Bei der Kinderpflege betheiligen sich auch die Männer in anerkennenswerther, fur den Reisenden aber oft storender Weise, denn ihre Hauptentschuldigung, wenn man sie zur Begleitung auffordert, lautet: wir konnen nicht fort, wir haben kleine Kinder. Der Sitte des Mannerkindbettes ist bereits gedacht.

Eine wichtige Rolle spielen bei Krankheiten die Zauberer, deren Radicalkur im Anblasen des erkrankten Theiles mit Tabaksrauch besteht, ohne dass dabei aber lautes Geschrei oder Geheul angestimmt wird. Die Hauptaffectionen sind, ausser Fieber, Hautkrankheiten verschiedener Art, Rheumatismus, Gelenkentzündungen und Bronchialcatarrh. Unser stärkerer Tabak galt als ganz besonders heilkräftig. Einzelne alte Leute schluckten den Rauch ganzer Cigarretten hinab, bis sie wie betäubt niedersanken.

Von eigenthümlichen Gebräuchen ist noch zu erwähnen die Sitte des Namenwechsels mit dem Fremden als Zeichen der Freundschaft, ferner das Wegblasen heranziehender Regenwolken.

Die Leichen werden auf dem Platze vor der Festhutte bestattet; Hauptlingsgräber werden durch einen niedrigen Zaun kenntlich gemacht.

Ihre religiosen Vorstellungen beschränken sich, wie bei fast allen sudamerikanischen Stämmen, auf den rohesten Animismus. Ein Cultus irgend welcher Art findet nicht statt. Ausfuhrlicheres hierüber hat Herr Dr. von den Steinen bereits mitgetheilt. Im Ganzen müssen ihre geistigen Fahigkeiten als recht bedeutend bezeichnet werden. In Anbetracht ihrer geringen Hülfsmittel ist die von ihnen erreichte originelle Cultur in hohem Grade beachtenswerth.

Der Verkehr mit uns, den ersten Weissen, welche sie zu Gesicht bekamen, entwickelte sich, nachdem die erste Scheu überwunden war, in durchaus ungezwungener Weise. Am zutraulichsten erwiesen sich die Bakairi, welche durch ihre Stammesbruder am Batovy schon einigermaassen über uns informirt waren. Während unseres zweiten Aufenthaltes im ersten Dorfe befand sich dort auch der erste, von der früheren Expedition angetroffene Bakairi Pauhaga, der sehr erfreut war, seine alten Bekannten wiederzusehen. Leider konnte er uns auf der Rückreise nicht mit den

Uebrigen nach dem Lager begleiten, da er nach altcaraibischer Sitte genöthigt war, sein Wochenbett abzuhalten. Der Häuptling dieser ersten Aldea, Tumayaua, ein Mensch von grosser Intelligenz, aber raffinirter Schlauheit, der ausser seinen Leuten keinem anderen Stamme etwas gönnte, begleitete uns auf der ganzen Reise, führte uns bei den einzelnen Stämmen ein und leistete als trefflich geschulter Canoeiro die besten Dienste.

Am schwierigsten gestaltete sich der Verkehr mit den Nahuqua, deren Weiber und Kinder sämmtlich mit ihren Habseligkeiten geflohen waren, während die Männer sich in den Hütten verborgen hielten, bis Tumayaua mittelst einer langen Rede sie veranlasste, hervorzukommen. Erst auf der Rückreise bekamen wir hier auch die Weiber zu Gesicht. Herr von den Steinen begab sich nun heimlich allein zu den Mehinaku und hatte hier das von ihm geschilderte Abenteuer. Wir Anderen wurden später daselbst ebenfalls mit grosser Herzlichkeit empfangen. Auch bei den Auetö und Kamayura gab es keine Schwierigkeiten[1]).

Komisch war das Zusammentreffen mit den Trumai, auf die Herr von den Steinen und ich ganz zufällig stiessen, als wir vom Kamayura-Dorfe zu den Aueto zurückkehrten. Sie befanden sich auf der Flucht vor den Suya mit aller ihrer Habe im Walde, hatten sogar ihre grossen, schweren Töpfe, sowie die Tanzmasken und Instrumente mitgebracht. Dagegen waren sämmtliche jüngeren Weiber von den Suya geraubt worden, nur einige fabelhaft hässliche alte Hexen hatte man ihnen gelassen. Da wir gehört hatten, dass bei dem Rencontre mit der ersten Expedition ein Trumai getödtet worden war, hatten wir Veranlassung, einen feindlichen Empfang dieser, durch ihre Verfolger zum Aeussersten getriebenen Wilden zu erwarten, was um so bedenklicher sein musste, als wir so gut wie waffenlos waren. Wir beschlossen, einfach plötzlich unter sie zu treten, um durch die Ueberraschung Herren der Situation zu werden. Kaum hatten uns die Weiber erblickt, als sie mit lautem Geschrei fortstürzten. Nunmehr zeigte sich links von uns auch der Häuptling und die Honoratioren, sämmtlich am ganzen Körper roth angestrichen, zitternd wie Espenlaub, unaufhörlich ihre friedliche Gesinnung betheuernd. Baumwollenknäule und perforirte Schmucksteine, ihre Specialität, wurden uns zur ersten Befriedigung unserer Habgier in die Hand gedrückt, sodann einige in Adlerform geschnitzte Schemel gebracht, auf denen wir dann ihre Huldigungen entgegennahmen. Als wir endlich erklärten, wir würden die Nacht bei ihnen zubringen, beruhigten sich die Leute. Im Nu riss man uns die Hängematten aus der Hand, Bäume wurden zu ihrer Befestigung ausgesucht und sorgfältig alles hindernde Gras und Gestrüpp ausgerupft, so dass wir uns in aller Gemüthlichkeit niederlassen konnten. Als nach einigen Stunden unsere Leute kamen,

1) Taf. III. Hüttenscene bei den Kamayura.

war bereits das vollste Einvernehmen hergestellt Am nächsten Morgen kam nicht nur der Tauschhandel in Gang, sondern es gelang auch, wenigstens an den Greisen einige Messungen anzustellen, sowie eine Gruppe aufzunehmen, als plotzlich eine Panik entstand und sich Alles in wilder Flucht zurückzog Die uns begleitenden Jaulapiti hatten nehmlich ein Glas mit Arsenikpillen gestohlen, die sie offenbar fur Glasperlen hielten. Da dasselbe schon des gefahrlichen Inhaltes wegen keinesfalls in ihren Handen verbleiben durfte, so entstand ein heftiger Wortwechsel, den die Trumai natürlich auf sich bezogen. Nach langem Parlamentiren gelang es endlich, einige von ihnen als Träger und Begleiter nach unserem Lager zu bekommen, wo ihr Benehmen ein durchaus manierliches war. In jedem Dorfe wurden die erworbenen Gegenstände dem Chef zur Aufbewahrung ubergeben und dann auf der Ruckreise bei ihm abgeholt.

Als besondere Ehrenbezeugung tauschten die Aueto mit uns den Namen, während bei den ersten Bakairi der Hauptling uns feierlich aufforderte, Tabak fur ihn zu pflanzen. Jeder musste mit einer Hand voll Samen an dem frisch gemachten Loche dieses Werk vollziehen. Als wir nach 6 Wochen wieder dort vorsprachen, war der Tabak bereits hoch empor geschossen und mit einer hohen Einfriedigung umgeben worden. Moge das durch unsere Hand geweihte Kraut den Leuten wohl bekommen!

Beim Betreten eines Dorfes wurden wir gewohnlich schweigend empfangen. Wir nahmen einfach auf den Baumstämmen vor der Festhütte Platz, sodann erschien der Häuptling mit anderen Männern zur Begrüssung. Sie strecken dabei den Fremden die Hande entgegen und rufen „ama“, du (bei den Bakairi). worauf die Antwort „ura“, ich. Bringt man das Wort nicht deutlich heraus oder überhort man den Gruss bei grossem Andrange, so wird man so lange angestossen, bis die Antwort erfolgt ist Dann werden Erfrischungen gebracht, sogen. Mingau, Manioc-Masse mit kaltem Wasser aufgegossen. susslicher Manioc-Schleim (Pisorego), fettige Pikibrühe (sehr widerlich), besonders aber frisch gebackene, vortrefflich schmeckende, noch besser riechende, aber sehr schwer verdauliche Manioc-Kuchen (Beju), die dem Gaste aber. wenn er sie längere Zeit neben sich stehen lässt, allmählich wieder fortgenommen werden. Darauf wird man in die Festhütte geleitet, die Hängematten werden ausgespannt und der intimere Verkehr beginnt. Die heissen Tagesstunden werden hier verbracht oder mit Besuchen in den Häusern ausgefüllt, wahrend man Nachmittags sich auf dem freien Platze aufhalt. Morgens und Abends gingen wir, von zahlreichen Indianern begleitet, zum Baden, wobei unsere Freunde es sich nicht nehmen liessen, uns sorgfaltig abzureiben. Nach Sonnenuntergang versammelten sich die Männer auf dem Platze zum Tabakscollegium; es herrschte dann die ungezwungenste Heiterkeit, obwohl natürlich die Conversation Schwierigkeiten genug machte. Unser Haupteffect war dabei das Anzünden von Streichhölzern und die Nach-

ahmung der seltsamen, ihnen gänzlich unbekannten Thierstimmen, wie mäh-mäh, wau-wau, miau-miau u. s. w. Die herumgereichten Cigarren sind spannenlang mit grünen, frisch getrockneten, aromatischen Deckblättern umwickelt, von leichter Qualitat, aber angenehmem Geschmack.

Von europäischen Schmuckartikeln waren zunächst Glasperlen, namentlich blaue und weisse, sehr geschätzt Ganz besonders gesucht waren Knöpfe; die Bakairi wurden nicht müde, uns fortwährend die Kleider auf- und zuzuknöpfen und diese sinnreiche Einrichtung zu bewundern. Natürlich wurden uns auch gelegentlich Knopfe abgeschnitten, und zwar vor allem die kleinen der Jäger'schen Hemden.

Loffel und Gabeln, nach denen sie grosses Verlangen trugen, wurden von ihnen durchaus als Schmucksachen verwendet und um den Hals gehangt, während sie Angelhaken als Zierrath durch die Ohrlöcher steckten.

Was ihnen dagegen gar nicht imponirte, waren Spiegel. Sie nannten dieselben, ebenso wie den photographischen Apparat, einfach Wasser, und mit Recht, denn ein Ding, welches Gegenstände wiederspiegelt, konnte ihrer Erfahrung nach eben nichts anderes sein. Diese naive Auffassung äusserte sich auch darin, dass sie den Compass Sonne und die Uhr Mond nannten. Ein Bakairi, dem eine goldene Uhr gezeigt wurde, wies von dem goldenen Gehäuse auf die geröstete Seite des Manioc-Kuchens, den er gerade in der Hand hatte, und von dem weissen Zifferblatte auf die ungeröstete, weisse Seite des Kuchens. Die Analogie in der Beschaffenheit des Kuchens und der Uhr war für ihn schlagend.

Dass abgetragene, europäische Kleidung einen Wilden schlimmer entstellt, als ein noch so barbarischer, aber origineller und stylvoller Nationalschmuck vermöchte, zeigt das vorliegende Bild zweier beschenkter Bakairi, der eine mit Hemd und Halstuch, der andere in vollstandigem Anzug, geschmückt mit Karnevalsorden und Kölner Karnevals-Schellenkappen.

Das Photographiren machte keine Schwierigkeiten, ausser dass die Leute dabei vor Angst oft heftig zitterten und so den natürlichen Gesichtsausdruck verloren. Bemerkenswerth ist, dass sie das Bild auf der Visirscheibe immer sofort deutlich erkannten, was oft dem ungebildeten Europäer das erste Mal nicht gleich gelingt.

Messungen mussten in der Regel zuerst an Greisen vorgenommen werden, welche diese Operation für ein Zaubermittel gegen ihre vielen kleinen Leiden, chronischen Katarrh u. s. w., betrachteten. Allmählich wagten sich dann auch die Anderen heran, ja sie bekamen schliesslich Interesse für die Sache. So brachte mir beispielsweise ein alter Nahuqua nach beendigter Messung mit freundlichem Grinsen das Maass seines Penis, welches er mit einem Strohhalm an sich selbst abgenommen hatte. Die Kamayura verglichen von selbst ihre auffallend kurzen Finger mit den unserigen.

An Schusswaffen gewöhnten sie sich sehr bald. Während sie anfangs bei jedem Knalle sich niederduckten und krampfhaft die Ohren zuhielten, wagten sie schliesslich selbst Schüsse abzugeben.

Gestohlen wurde von ihnen natürlich ziemlich viel, namentlich Metallsachen, Messer, Löffel und Conservenbleche. Kleine Gegenstände vergruben sie in den Sand. Dennoch liess sich auch dabei eine gewisse Naivetät nicht verkennen. Sie stehlen, wie es bei uns die Kinder thun. Bisweilen sah man die Leute die gestohlenen Gegenstände ganz offen zur Schau tragen. Bei Reclamationen wurde indess alles schleunigst zurückgegeben.

Die Bakairi stahlen am wenigsten Sie nahmen Gegenstände fort, liessen sie der Reihe nach herumgehen und gaben sie, nachdem sie Alles genugend bewundert hatten, prompt zuruck. Desto lastiger war ihr fortwährendes Betteln. Das einzige Mittel, sie los zu werden, war, zu sagen: wir haben nur eines.

Im Tauschhandel mussten wir natürlich zuerst die werthlosesten Objecte herausrücken. Man konnte anfangs einen Bogen für eine Stecknadel bekommen. Später stiegen die Preise erheblich, man verlangte schliesslich ein Messer oder eine Axt für einen Kuchen. Der Begriff des Werthes geht ihnen eben vollständig ab.

Am 30. Oktober zwangen uns die immer häufiger und intensiver werdenden Regengüsse und der schlechte Gesundheitszustand der Leute, die Rückreise anzutreten. Die Rücksicht auf den Transport der Sammlung, welcher mit jedem Tage schwieriger wurde, war in erster Linie ausschlaggebend. Wir verabschiedeten uns von dem alten, braven Aueto-Häuptling, der bittere Thränen vergoss, besuchten noch einmal der Reihe nach alle Dörfer, nahmen unsere dort deponirten Sammlungen in Empfang, und trafen am 13. November, von zahlreichen Bakairi begleitet, wieder in unserem Lager ein.

Vom 19 November bis 31. Dezember dauerte der beschwerliche Rückmarsch, wahrend dessen die Regenzeit mit voller Macht einsetzte. Unsere schlimmste Zeit waren die Tage vom 2. bis 14. Dezember, die wir, selbst von allen Vorräthen entblosst, von spärlicher Jagdbeute lebend, in banger Sorge um das Schicksal unserer beiden Reiter Perrot und Januario zubrachten, welche, in der Wildniss verirrt, nur durch einen glücklichen Zufall am Ufer des Paranatinga wieder mit der Karavane zusammentrafen.

Am Sylvestertage zogen wir wohlbehalten wieder in Cuyaba ein, nachdem wir auf fünfmonatlicher Wanderung einen der wildesten und unbekanntesten Theile Südamerika's durchstreift hatten.

IV.

Ueber die Ableitung der griechisch-römischen Maasse von der babylonischen Elle

von

Dr. WILHELM DÖRPFELD in Athen.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. Juni 1890.)

In der Sitzung vom 16. März 1889 hat Hr. Dr. Lehmann einen ausführlichen Vortrag über die altbabylonischen Maasse und ihre Wanderung gehalten, in welchem er unter Anderem zu dem Resultate kommt, dass nicht nur die sämmtlichen antiken Maasse, sondern auch mehrere der modernen direkt oder indirekt von den babylonischen Maassen abgeleitet seien.

Bei der grossen Bedeutung, welche eine solche Thatsache, wenn sie vollkommen erwiesen wäre, für die Geschichte der ältesten Völkerbeziehungen hätte, halte ich es für meine Pflicht, an derselben Stelle, wo jene Theorien ausgesprochen sind, vor ihrer unbedingten Annahme auf's Dringendste zu warnen. Mit sehr grossem Fleiss hat Hr. Lehmann den verschiedensten alten Maassen und ihren Beziehungen zu einander nachgespürt und unzweifelhaft auch manches werthvolle Resultat erzielt, aber mehrere seiner Schlüsse halte ich für unhaltbar und unzulässig.

Wenn 2 verschiedene Längenmaasse in einem einfachen Verhältniss zu einander stehen, so kann dies Verhältniss auf Absicht beruhen, ebenso gut kann aber auch ein zufälliges Zusammentreffen vorliegen. Wenn z. B. eine babylonische Elle gerade 0,50 *m* misst, so berechtigt uns das auch nicht im Mindesten zu der Schlussfolgerung, dass unser Metermaass, weil es ganz genau das Doppelte jener Elle ist, von derselben direkt durch Verdoppelung abgeleitet sei. Jedermann würde sich über eine solche Folgerung lustig machen. In der Theorie weist auch Lehmann ähnliche Schlüsse zurück, in Wirklichkeit hat er aber seine Resultate vielfach durch solche Schlüsse erzielt. Manchmal sind dieselben sogar viel bedenklicher, als jenes von mir erfundene Beispiel. Wenn z. B. zwischen der kleinen ägyptischen und der babylonischen Elle das Verhältniss 10 : 11 besteht, so soll dasselbe nach Lehmann „schwerlich auf Zufall beruhen“ (Verh. 1889. S. 307). Also selbst bei solchem, keineswegs einfachem Verhältniss vermuthet er eine beabsichtigte Beziehung.

Es liegt nun auf der Hand, dass man in allen solchen Fällen höchst selten positiv wird beweisen können, dass das vorhandene einfache Verhältniss ein zufälliges ist, weil man nicht weiss, durch welche Gründe die

Ordner der antiken Maasssysteme bewogen wurden, gerade diese oder jene Einheit zu wählen.

Es giebt aber ein Beispiel aus dem Alterthume, bei welchem sich auf's Genaueste bestimmen lässt, wie das an Stelle eines älteren Maasses getretene neue Fussmaass entstanden ist. Auf dieses Beispiel erlaube ich mir etwas näher einzugehen. Lässt sich bei demselben wirklich nachweisen, dass das neu eingeführte Maass von dem babylonischen Längenmaass vollkommen unabhängig ist, so folgt daraus auch für manche anderen Fälle, dass aus einem einfachen Verhältniss nicht auf Abhängigkeit geschlossen werden darf. Damit würde die ganze Theorie Lehmann's in bedenklicher Weise erschüttert sein.

Als Ptolemaeus Apion die Königlichen Ländereien in Kyrene dem römischen Volke vermacht hatte, wurden römische Feldmesser hingeschickt, um die Aecker zu vermessen. Aus den Schriften der römischen Feldmesser ist nun bekannt, in welcher Weise diese Vermessung vorgenommen werden musste. Da die Ländereien geschenkt und nicht durch Waffengewalt gewonnen waren, durfte die Limitation nicht verändert werden, d. h. es musste das vorhandene Feldmaass beibehalten werden. Das alte ägyptische Feldmaass, dessen sich auch die Ptolemaer ausschliesslich bedienten, war die Arura, ein Quadrat von 100 königlichen Ellen. Diese ägyptische Elle hatte eine Länge von etwa 0,525 *m*. Die Arura war also ein Quadrat von 52,5 *m* Seitenlänge; sie enthielt 2756 *qm*.

Die römischen Feldmesser mussten diese Grösse beibehalten, betrachteten sie aber nach der ihnen vorgeschriebenen und stets von ihnen angewandten Vermessungsart als ein Jugerum, d. h. als ein Rechteck von 120 Fuss Breite und 240 Fuss Länge, also von 28 800 Quadratfuss. Sie erhielten so einen neuen Längenfuss, der sich aus den gegebenen Daten auf etwa 0,309 *m* berechnet. Dieser Fuss ist ziemlich genau $1\,^1/_{24}$ des römischen pes monetalis. Dass jener Fuss thatsächlich bei den Ländereien der Ptolemäer gebraucht wurde, berichtet uns Hygin (Metr. scriptores von Hultsch, II. p. 60); er fügt noch hinzu, dass dieser Fuss der ptolemäische heisse. Auch giebt er ausdrücklich an, dass die alte Limitation nicht verändert sei, denn auf den Grenzsteinen stehe die Inschrift: OCCVPATI A PRIVATIS FINES : P. R. RESTITVIT.

Aus diesen Thatsachen, welche auch Lehmann nicht anzweifelt, ergiebt sich mit Sicherheit, dass es erstens nur reiner Zufall sein kann, wenn dieser ptolemäische Fuss sich zum römischen ziemlich genau wie 25 : 24 verhält, und dass es zweitens ebenso Zufall ist, wenn er zur babylonischen Elle in dem Verhältniss 56 : 90 steht, oder, was dasselbe ist, wenn er $18\,^2/_3$ babylonischen Fingern entspricht. Für mich ist der Gedanke überhaupt unfassbar, dass im Alterthume irgend jemand ein solches Verhältniss zur babylonischen Elle absichtlich gewählt habe.

Hr. Lehmann glaubt nun aber noch Beweise dafür zu haben, dass

dieser Fuss nicht erst von den Römern für die Vermessung der ägyptischen Feldmaasse geschaffen, sondern vorher schon vorhanden und im Gebrauch befindlich gewesen sei. Hatte ein solcher Fuss wirklich vorher irgendwo existirt, so wäre es ein merkwürdiger Zufall gewesen, dass sich bei dem Rechenexempel der Feldmesser gerade jener Fuss ergeben hätte. Der ptolemaische Fuss von etwa 0,309 *m* kommt aber in vorrömischer Zeit nicht vor. Davon können wir uns leicht überzeugen, wenn wir die „gewichtigen und unwiderleglichen“ Zeugnisse, welche Lehmann für seine Existenz beibringt, etwas genauer ansehen. Es sind ihrer drei:

1) Polybius und Strabo sollen neben dem römischen Stadion zu 600 Fuss, das $8^1/_3$ Mal in der römischen Meile enthalten ist, noch ein anderes Stadion kennen, das genau ein Achtel desselben ausmacht. Und dieses Stadion soll 600 jener ptolemäischen Fusse enthalten. Hr Lehmann weiss offenbar nicht, dass es ein römisches Stadion von 600 Fuss gar nicht giebt. Das römische Stadion hatte stets 625 Fuss, wie alle römischen Metrologen übereinstimmend angeben. Acht solcher Stadien machten eine Meile von 5000 Fuss aus. Das griechische Stadion hatte zur Zeit des Strabo und Polybius 600 Fuss von derselben Grösse, und $8^1/_3$ dieser Stadien mussten demnach auf die Meile gerechnet werden. Beide Angaben kommen daher bei den in römischer Zeit lebenden beiden Schriftstellern vor. Lehmann erklärt es für „unstatthaft“, das Achtelmeilen-Stadion durch irgend eine Annahme aus dem Wege zu schaffen, wie ich es gethan haben soll. Das wäre auch in der That unstatthaft; aber einen derartigen Versuch habe ich niemals gemacht. Vielmehr ist das Achtelmeilen-Stadion, wie ich stets betont habe, das ganz gewöhnliche römische Stadion von 625 Fuss, und sein Fuss ist nicht der ptolemäische, sondern der gewöhnliche römische. In den Angaben des Strabo und Polybius liegt also auch nicht die Spur eines Beweises für die frühere Existenz des ptolemäischen Fusses.

2) „Das zweite unwiderlegliche Zeugniss für den Fuss von mindestens 308 *mm* ist seine Zugehörigkeit zum Talent der leichten babylonischen Mine gemeiner Norm.“ Was hat denn eine solche babylonische Mine mit einem ptolemäischen Fussmaasse zu thun? Stehen beide in einem einfachen Verhältniss, so kann das doch nur auf Zufall beruhen, denn der ptolemäische Fuss ist aus der ägyptischen Elle abgeleitet, während das bei jener Mine doch sicherlich nicht der Fall ist. In Mesopotamien, wo diese Mine einheimisch gewesen sein soll, hat man bisher einen solchen Längenfuss noch nicht nachgewiesen.

3) Dass auch das zugehörige Gewicht in Aegypten als ptolemäisches bezeichnet wird, erklärt sich sehr einfach daraus, dass die Römer ein auf jenem ptolemäischen Fuss von etwa 309 *mm* aufgebautes, ganz neues Maasssystem nicht nur in Kyrene, sondern in ganz Aegypten einführten. Wie

der neue Fuss etwas grösser war, als der altägyptische Fuss von $^4/_7$ Elle oder von 0,300 *m*, so wurde auch die alte königliche Elle entsprechend erhöht, und als Hohlmaass und Gewicht wurde der Cubus des neuen Fusses und das Wassergewicht desselben eingeführt. Die Römer sind es also erst gewesen, nicht schon die Ptolemäer, welche die alte ägyptische Elle verändert haben. Dass die neue ptolemäische Mine ungefähr das $1^1/_2$ fache des römischen Pfundes ausmachte, war ebenso Zufall, wie dass sie selbst annähernd $^2/_3$ der älteren ptolemäischen Mine entsprach, die ihrerseits von dem älteren ptolemäischen Fusse von 0,35 *m* abgeleitet war. Diese einfachen Verhältnisse werden dazu beigetragen haben, die Einführung der neuen Maasse zu erleichtern.

Der ptolemäische Fuss von etwa 309 *mm* ist also direkt von der grossen ägyptischen Elle abgeleitet, und nach ihm sind weiter die Hohlmaasse (die neue Artabe von $3^1/_2$ römischen Modien = 1 ptolemäischen Cubikfuss) und die Gewichte (das ptolemäische Talent von 29,5 *kg* und die zugehörige Mine von 490 *g*) in der gewöhnlichen Weise gebildet worden. Von einer Rücksichtnahme auf alte babylonische Maasse und Gewichte kann daher absolut keine Rede sein.

Dass es sich auch bei anderen Maassen, welche Lehmann von den babylonischen ableitet oder nach ihnen normirt sein lässt, ebenso verhält, davon bin ich überzeugt, kann es aber nicht so bestimmt beweisen.

Troja, Juni 1890.

Besprechungen.

R. Cullerre. Die Grenzen des Irreseins. Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Dornblüth. Hamburg 1890. 270 Seiten.

Diese interessante Abhandlung ist nicht nur für einen ärztlichen Leserkreis, sondern auch für gebildete Laien berechnet. Es werden uns darin jene unglücklichen Menschen vorgeführt, welche, in den meisten Fällen mit sogenannter erblicher Belastung geboren, d. h. aus Familien stammend, in denen wiederholentlich Gehirn- und Nervenkrankheiten vorgekommen sind, sich auf der Grenzscheide zwischen geistiger Gesundheit und Irresein befinden, und leider gar nicht selten sich selber und die Ihrigen in schweres Unglück und grosse Schande stürzen, immer von Neuem mit dem Strafgesetzbuch in Kollision gerathen und nach mehrfachem Aufenthalte in den Gefängnissen endlich der für sie so nothwendigen Pflege in einer Irrenanstalt überwiesen werden. Aus dem reichen Inhalte mögen folgende Abschnitte hier Erwähnung finden: Die Zwangszustände (Platzangst, Zweifelsucht, Berührungsfurcht u. s. w.), der Selbstmord- und Mordtrieb, die Dipsomanie, der Trieb zum Stehlen, zu Einkäufen, zum Spiel, der Brandstiftungstrieb, die Excentrischen, die Verfolger, die Schwärmer, die Verderbten (Hysterische, Lügner, Simulanten u. s. w.), die geschlechtlich Abnormen. Es sei dabei noch hervorgehoben, dass derselbe Kranke nicht selten, wie auch die eingeflochtenen Krankengeschichten beweisen, nach und nach verschiedenen dieser Monomanien zu verfallen pflegt, und dass er im Uebrigen vollkommen den Eindruck eines geistig gesunden und mit voller Ueberlegung handelnden Menschen machen kann. Mehr als Einer dieser Unglücklichen hat zu den von dem grossen Publikum so gern gelesenen Schauerberichten von böswillig in die Irrenhäuser Eingesperrten Veranlassung gegeben. Die Uebersetzung ist fliessend, und nur an vereinzelten Stellen lässt sich der französische Ursprung noch wiedererkennen. Max Bartels.

Krauss, Friedrich S. Mehmed's Brautfahrt (Smailagić Meho). Ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Deutsch von Carl Gröber. Wien (Alfred Hölder). 12. 130 Seiten.

Ein schon vor 4 Jahren in der Ursprache veröffentlichtes Guslarenlied wird hier in fliessender deutscher Uebersetzung dargeboten. Ueber den Werth und die culturgeschichtliche Bedeutung dieser im Gedächtniss weniger Bevorzugter noch fortlebenden Volksepen hat sich Referent bereits auf S. 40 bei der Besprechung von desselben Verfassers „Orlović, der Burggraf von Raab" geäussert. Das vorliegende Lied hat Krauss dem letzten, der es noch auswendig wusste, einem 85jährigen Landmanne aus dem Dorfe Hrasna, 4 Wegstunden von Rotimlje in der Herzegovina, abgelauscht. Die eintönige Absingung der 2160 Verse hatte volle 6 Stunden in Anspruch genommen. Geschildert wird darin der erwachende Thatendurst eines in üppiger Unthätigkeit dahinlebenden jungen Häuptlingssohnes, der von seiner Heimath Kanisza nach Ofen reist, um sich die ihm von seinen Stammesgenossen übertragene Würde eines Buljubascha bestätigen zu lassen. Nahe vor seinem Ziele befreit er ein Türkenmädchen, welches der tückische und grausame Vezir von Ofen an einen Christen verschachert hat. Er verlobt sich mit ihr und holt die Braut heim, wobei er und die grosse Schaar seiner Begleiter einen 4 Tage lang dauernden Kampf an der Glina-Brücke mit den Schaaren des christlichen Bräutigams, des Generals Peter aus dem Schwarzwalachenlande, zu bestehen haben. Selbstverständlich gehen sie aus demselben als ruhmvolle Sieger hervor, und auch der Ofener Vezir, dessen Verrath sie den Ueberfall an der Glina-Brücke zu verdanken haben, findet durch einen kühnen Rachezug Mehmed's seinen Tod. Gelehrte Forschung hat es wahrscheinlich gemacht, dass diesem Epos eine geschichtliche Thatsache zu Grunde liegt, nehmlich ein Treffen bei Csikvár (Szabad-Bátthyán, in der Nähe von Stuhlweissenburg) im Jahre 1657, bei welchem

der kühne Graf Peter Szápáry gefangen wurde, der hier in dem Epos mit dem christlichen Bräutigam identisch ist. Es lässt sich nicht leugnen, dass ein eigenartiger Reiz in diesen kräftigen Versen enthalten ist. Max Bartels.

Krauss, Friedrich S. Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen. XVI und 176 Seiten. 8. Münster i. W. 1890 (Aschendorff'sche Buchhandlung).

Die Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung hat es unternommen, eine Anzahl von Gelehrten sich dienstbar zu machen, um eine Folge von Veröffentlichungen unter dem Titel: Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte herauszugeben, welche sich die Aufgabe stellen, „die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung unserer Tage den wissenschaftlich Gebildeten zugänglich zu machen und den Studirenden zum Weiterstudium auf dem betreffenden Gebiete das nöthige Material an die Hand zu geben". In Aussicht genommen ist eine Bearbeitung der Religionen Indiens (vedisch-brahmanische Religionsformen, Buddhismus, neuindische Sekten), der Religionen von Iran, von Hellas und Rom, der Kelten, Germanen und Slaven, Babylons und Assyriens, Arabiens mit Einschluss des Islam, der Aegypter, Chinas und Japans, der Mexicaner und Peruaner, der Südseeinsulaner, der Negervölker Afrikas und der Finnen und Mongolen. Aus diesem reichen Programm bildet „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven" den zweiten Band. Seine gründliche und eingehende Kenntniss der südslavischen Völker in Bezug auf ihre Sitten und Gebräuche, ihre Anschauungen und ihr Denken und Fühlen hat der Verfasser durch eine grosse Anzahl kleinerer Publikationen, besonders aber durch sein ausgezeichnetes Werk Sitte und Brauch der Südslaven (Wien 1885) hinreichend bewiesen. Seinen Standpunkt gegenüber der ihm gewordenen neuen Aufgabe kennzeichnet er durch den Ausspruch, dass er nicht eine „Systembildung" beabsichtige, sondern dass er nur einen ernsten Versuch anstrebe, einige besondere Ueberreste des nichtchristlichen und nichtmohammedanischen Volksglaubens der Südslaven zusammenzufassen und eine möglichst erschöpfende Uebersicht aller wirklich ursprünglichen und eigenthümlichen religiösen Anschauungen des slavischen Bauernvolkes im Süden zu geben, damit dessen gesammter Geistesvorrath in dieser Hinsicht überschaut werden kann.

Gleich im Anfang wird mit dem alten System gebrochen und gegen die Behauptung einiger slavischer Mythologen die Anschauung verfochten und, wie es dem Referenten erscheinen will, auch bewiesen, dass bei den Südslaven weder ein Sonnencultus, noch auch ein Mondcultus bestanden habe. Die in den Volksliedern vorkommenden Stellen, welche als Beweis für eine solche Behauptung herbeigezogen wurden, müssen in anderer Weise gedeutet werden. Um so ausgebildeter ist aber der Glaube an die 3 Schicksalsfräulein, welche in der ersten Nacht an die Wiege des Neugeborenen herantreten und endgültig sein Geschick bestimmen. Noch heute versäumt der Südslave nicht, ihnen ein Speiseopfer hinzustellen. Nebenher geht der Glaube an andere mythische Wesen (Urias und Pilatus oder ein geisterhafter Greis), welche über die Sreća des Neugeborenen, d. h. über sein Glück oder Unglück, entscheiden.

Mit der auch bei den Südslaven weit verbreiteten Ansicht, dass den Bäumen, und namentlich bestimmten Bäumen, eine Seele innewohne, hängt mancher eigenthümliche Brauch und mancher absonderliche Heilungsversuch von Krankheiten und Leibesgebrechen zusammen. Dass auch hier an den bösen Blick und an das Beschreien und andere Bezauberungen geglaubt wird, kann niemanden Wunder nehmen. Interessant ist die Auffassung der Epidemien und Epizootien als lebender Wesen, als „Pestfrauen", welche eigenhändig das grosse Würgen vornehmen, aber durch besondere Gefälligkeiten zur Schonung einzelner Gehöfte veranlasst werden können.

Ein den Südslaven eigenthümlicher Glaube ist derjenige an die Vilen. Es ist das eine bestimmte Art von Elementargeistern, welche im Wasser, besonders aber auf Bergeshöhen wohnen. Sie sind stets weiblichen Geschlechts und meistens den Menschen feindlich gesinnt. Nur ganz ausnahmsweise werden sie ihm dienstbar. Gewöhnlich sind sie von ausserordentlicher Schönheit.

Zu dem leider immer noch nicht ausgerotteten Aberglauben muss der Glaube an die Existenz von Hexen gerechnet werden. Es gehört bisweilen nur wenig dazu, dass eine ältere Frau in den Ruf kommt, eine Hexe zu sein. Sie nehmen Nachts den Kühen der Nachbarn die Milch, fressen schlafenden Menschen das Herz aus der Brust und treiben allerlei andere Bosheiten. Das Volk kennt unterschiedliche anatomische Merkmale einer ächten Hexe: sie hat ein Kreuzeszeichen unter der Nase, Blutflecken im Gesicht, Barthaare am Kinn und besitzt nur 4 Zehen. Um sie zu erkennen, giebt es allerhand Zaubermittel, jedoch wehe dem, den sie dabei erwischen! Zwerge kennt der Südslave nicht; Riesen kommen zwar in seinen Volkssagen vor, jedoch tragen sie deutlich den Stempel des ausländischen Importes an sich. Mit dem Todten und was mit ihm zusammenhängt, wird auch hier mancherlei Zauber getrieben. Von den Opfern wurden schon diejenigen für die Schicksalsfräuleins erwähnt; eine wichtige Rolle spielen auch noch die Todtenopfer und die Bauopfer, sowie die Dank- und Sühneopfer. Auch das Orakelwesen ist bei den Südslaven ausgebildet, und besondere Tage im Jahre sind hierfür hervorragend günstig. Sehr eigenthümlich ist das Wahrsagen aus dem Schulterblatte des Opferthieres, wovon der Verfasser eine ausführliche Schilderung giebt. Das inhaltreiche Werk ist in angenehm fliessender Sprache geschrieben, ein 6 dreispaltige Seiten umfassendes Sachregister erleichtert die Benutzung desselben. Die Ausstattung ist gut und der Preis von 3 Mark für die Fülle des Gebotenen ein ausserordentlich geringer. Max Bartels.

Compte rendu du Congrès international des Américanistes. 7me Session. Berlin 1888. 8. 806 p. avec 7 Planches. Berlin, W. H. Kühl, 1890.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ist, Dank der Energie des Generalsekretärs, Herrn G. Hellmann, der starke Band hergestellt und veröffentlicht worden, welcher die Arbeiten des letzten Amerikanisten-Congresses enthält. Die Ausstattung ist eine höchst saubere und der Druck trotz der grossen Schwierigkeiten, welche die Vielsprachigkeit des Congresses mit sich brachte, ein recht correkter. Den reichen Inhalt hier, auch nur in rohen Umrissen, wiederzugeben, würde zu weit führen, nur mag ausdrücklich erwähnt werden, dass, entsprechend dem Gebrauche des Congresses, auch geschriebene Mittheilungen zu empfangen, eine Anzahl von Abhandlungen zur Aufnahme gelangt ist, welche auf dem Congress selbst nicht ausführlich bekannt gegeben wurden. Jedenfalls ist dadurch jene Vollständigkeit der Erörterung amerikanistischer Fragen erzielt worden, welche die eigentliche Aufgabe dieses Congresses ist. Rud. Virchow.

Max von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Reichenhall, H. Bühler'sche Buchhandlung, 1890. 4. 164 S. mit 1 Karte und 40 Fundtafeln in Lichtkupferdruck.

Der Verf. hat seit dem Jahre 1884 ein grösseres Gräberfeld oberhalb der Stadt Reichenhall mit höchst dankenswerther Beharrlichkeit und nicht genug zu rühmender Genauigkeit explorirt, welches, wenn auch nicht genau, der Anlage nach den Reihengräberfeldern sich anschliesst. Es gehört seinen Beigaben nach der Zeit des 6. bis 8. nachchristlichen Jahrhunderts an. Verf. bezieht es, unter Beibringung zahlreicher historischer Nachweise, auf die kurz vorher von Norden her eingewanderten Bayern (Baiwaren). Da es sich um Bestattungsgräber handelte, so konnte eine nicht geringe Zahl von Skeletten genauer beschrieben und eine Anzahl von Schädeln gesammelt werden. Letztere hat Hr. Rüdinger in der vorliegenden Schrift (S. 144) wissenschaftlich bearbeitet: das Material erwies sich als einigermaassen gemischt, doch prävaliren lange und hohe Formen. Das Hauptinteresse des Werkes concentrirt sich jedoch auf die, mit kunstvoller Silbertauschirung verzierten Eisensachen, von welchen eine grössere Reihe der besten Stücke erhalten ist. Nächstdem sind Waffen und Schmuckgegenstände, insbesondere Perlen, am häufigsten. Da inzwischen der Deutsche Kaiser die ganze Sammlung käuflich erworben und sie der prähistorischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin überwiesen hat, so ist es doppelt

erwünscht, nunmehr für jedes einzelne Stück den genauen Nachweis seiner Herkunft, seiner ursprünglichen Lage und seiner Einrichtung gedruckt zu besitzen. Das grosse Werk, welches uns diese Möglichkeit gewährt, geht sowohl nach Umfang, als nach Ausstattung bei Weitem über das hinaus, was wir sonst, namentlich in Deutschland, von Bilderwerken für heimische Archäologie besitzen. Der Verf. hat in hingebender Weise die Mittel aufgewendet, um seinen seltenen Funden auch eine ungewöhnliche Fassung zu geben; seine Lichtdruckplatten nach Photographien sind zu den besten Leistungen dieser Art zu zählen. Es ist diess um so mehr anzuerkennen, als die photographischen Aufnahmen durch einen Localkünstler, Hrn. F. Grainer in Reichenhall angefertigt worden sind, die Vervielfältigung wurde in der Kunstanstalt von Obernetter in München hergestellt. Die Ausführung ist so genau, dass der sonst vielleicht zu rechtfertigende Wunsch, wenigstens einige der Tafeln farbig dargestellt zu sehen, leicht unterdrückt werden kann. Da die Zahl der absichtlich eröffneten Gräber 525 betrug und die Aufeinanderfolge derselben auf das Sorgfältigste festgestellt ist, so lässt sich auch der allmähliche Umschwung des Geschmackes, das successive Auftreten neuer Geräthe und Moden sicher verfolgen.

In einem einleitenden Abschnitte (S. 3) giebt Verf. eine Uebersicht über die älteren Funde nicht bloss seiner Gegend, sondern des ganzen anstossenden Gebirgslandes bis tief nach Noricum hinein. Wenn er diese Darstellung „Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der ambisontischen Alaunen“ nennt, so ist diese Ueberschrift ebenso wenig wörtlich zu nehmen, als wenn er den ersten 4 Tafeln seines Werkes gleichfalls die Unterschrift „Das Gräberfeld von Reichenhall“ giebt. In Wirklichkeit haben sie damit nicht das Mindeste zu thun. Es sind Steingeräthe und Metallsachen der Hallstätter und der Tène-Zeit, welche als Vervollständigung des archäologischen Localbildes sehr am Platze sind, im Uebrigen aber nicht von dem Gräberfelde stammen. Für dieses ist nur eine Anzahl römischer Denksteine von Interesse, welche in der That auf demselben gefunden worden sind. Möglicherweise sind unter den Bestatteten Nachkommen alter römischer Colonisten. In einer der genauesten historischen Ausführungen seines Werkes (S. 99) giebt der Verf. eine Blumenlese von urkundlichen Nachweisen, aus denen der Fortbestand römischer Ansiedler auch in der Zeit der Bayern-Herrschaft bestimmt ersichtlich wird.

Rud. Virchow.

J. W. Powell, Annual Reports of the Bureau of Ethnology. Fifth Report 1883—84. Washington 1887. Sixth Report 1884—85. Washington 1888.

Die beiden grossen Bände schliessen sich nach Form, Umfang und Ausstattung genau den früheren Jahrgängen an, deren epochemachende Bedeutung für die Vorgeschichte und die ethnologische Kenntniss Nordamerica's allgemein anerkannt ist.

Der 5. Bericht bringt folgende hauptsächliche Artikel. 1) Die Begräbnisshügel (burial mounds) der nördlichen Theile der Vereinigten Staaten von Cyrus Thomas. Es handelt sich dabei vorzugsweise um die Distrikte von Wisconsin, Illinois (Ober-Mississippi), Ohio und Appalachien. In einem besonderen Anhange (p. 87) wird dargethan, dass die Cherokisen wahrscheinlich Mound builders waren. 2) Die Geschichte der Cherokisen von Charles C. Royce (p. 129). 3) Der Berggesang, eine Navajo-Ceremonie, von Washington Matthews (p. 385). 4) Die Seminolen von Florida von Clay Maccauley (p. 475). 5) Das religiöse Leben des Zuñi-Kindes von Mrs. Tilly E. Stevenson (p. 539).

In dem 6. Bericht finden wir: 1) Alte Kunst in der Provinz Chiriqui von Will. H. Holmes (p. 13). 2) Webekunst in Beziehung zu der Entwickelung von Form und Ornament von demselben Autor (p. 195). 3) Maya-Codices von Cyrus Thomas (p. 259). 4) Traditionen der Osage von J. Owen Dorsey (p. 377). 5) Die Central-Eskimo von Franz Boas (p. 409).

Schon die Ueberschriften der einzelnen Arbeiten zeigen, wie wichtige Gegenstände, theils von localem, theils von ganz allgemeinem Charakter, hier zur Darstellung gelangt sind. Für unsere (europäischen) Bedürfnisse bringt namentlich der 6. Bericht höchst anziehende Abhandlungen, die für das Verständniss der Culturgeschichte America's von grösstem Werthe sind.

Rud. Virchow.

H. O. Stolten. Der Arzt als Bahnbrecher christlicher Kultur oder die Mission des Arztes in China. Jena, G. Neuenhahn, 1890 8. 55 S.

Der Verf. hat das mit grossem Verständniss der thatsächlichen Verhaltnisse und zugleich in humanem Geiste geschriebene Büchlein als eine „Anregung zur Aussendung deutscher Aerzte und zur Gründung einer deutschen Universitat in China“ veroffentlicht. Im Anschlusse an die umfassende Arbeit des kürzlich verstorbenen Professors Christlieb in Bonn (Aerztliche Missionen. Gutersloh 1889), zeigt Hr Stolten, Pfarrer zu Frauenpriessnitz bei Camburg a Saale, einen wie durchgreifenden Erfolg die christlichen Missionen, in erster Linie die englischen und amerikanischen, in Landern mit einer heidnischen Bevolkerung uberall da gehabt haben, wo die Missionare zugleich die ärztliche Praxis ausübten Er weist auf den niedrigen Stand des ärztlichen Wissens, ja auf den fast vollstandigen Mangel eines geschulten arztlichen Personals in China hin, und lehrt an einzelnen Beispielen, wie schnell es europaischen Aerzten gelungen ist, Vertrauen bei der dortigen Bevolkerung zu finden und das hohere Wissen des Abendlandes zur Anerkennung selbst in den niedersten Klassen des Volkes zu bringen. Darüber wird nicht füglich eine Meinungsverschiedenheit bestehen. Auch das erscheint ziemlich selbstverständlich, dass derartige Erfolge um so leichter zu erzielen sind, wenn der Arzt seine Thatigkeit unentgeltlich ausubt, und dass unter solchen Verhaltnissen Medicin und Mission sich gegenseitig unterstützen und vorwarts bringen konnen. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie dieses Verhaltniss praktisch zu gestalten ist Der Verf. zieht naturlich den Weg vor, dass die arztliche und die Missionsthatigkeit durch dieselben Personen geübt werde, dass also wirkliche ärztliche Missionare hinausgesendet werden. Freilich erkennt er auch die andere Moglichkeit an, dass nehmlich Missionsärzte angestellt werden, welche sich auf die ärztliche Thatigkeit beschranken und die religiose Unterweisung den eigentlichen Missionaren überlassen. Er verschliesst sich auch nicht der Erwägung, dass die medicinischen Fakultäten des Abendlandes wenig geneigt sein dürften, „Aerzte mit wahrhaft christlichem Missionssinn“ zu erziehen Er wirft daher die Frage auf, „ob es moglich sein würde, die beiden Zwecke, welche die missionsarztliche Praxis in sich vereint, den humanen und den christlichen, von einander zu trennen, so dass die beiderseitigen Organisationen zwar friedlich, doch ohne organische Verbindung, neben einander hergehen“. Er gesteht zu, dass die von Lady Dufferin ins Leben gerufene „nationale Vereinigung zur Beschaffung frauenärztlicher Hulfe fur die Frauen Indiens“ segensreich gewirkt und schnelle Fortschritte gemacht hat, nicht nur obgleich, sondern noch mehr weil sie den Grundsatz angenommen hat, keine Proselyten zu machen und sich in die religiosen Anschauungen keines Theiles des Volkes zu mischen. Aber nicht mit Unrecht sagt er: „Eine derartige Organisation fallt aus dem Rahmen christlicher Missionsbestrebungen heraus.“ Es liegt auf der Hand, dass in diesem Dilemma die Entscheidung verschieden ausfallen wird, je nach dem allgemeinen Gesichtspunkte, welchen der Einzelne verfolgt. Die Consequenz der von dem Verf. vertretenen Auffassung würde zu der Forderung fuhren, dass die medicinischen Fakultaten zu specifisch christlichen Unterrichtsanstalten umgewandelt werden müssten. Nicht bloss Japaner und Turken müssten von denselben ausgeschlossen werden, sondern auch die einheimischen Juden Ja, es versteht sich von selbst, dass jede Fakultät nicht nur einen allgemein-christlichen, sondern einen particular-confessionellen Charakter erhalten musste; unmoglich könnte doch dieselbe Fakultät zugleich katholische und protestantische arztliche Missionäre erziehen. Der Appell an die Fakultäten kann daher unmöglich zu dem gewunschten Abschluss führen. Die Missionsfreunde werden sich also wohl entschliessen müssen, den Fakultäten ihren vorwiegend humanen Charakter zu belassen. Aber wäre es denn nicht möglich, trotzdem zu einer Verständigung zu kommen? Ref. ist in seiner langen Lehrthätigkeit wiederholt in der Lage gewesen, Missionäre arztlich auszubilden, und zwar sowohl englische, als deutsche Die Religion ist kein Hinderniss fur das Verständniss der Medicin, und der Unterricht in der Medicin hat mit den positiven Religionsbekenntnissen so wenig zu thun, wie mit den politischen Parteistellungen Mogen also doch die Missionsgesellschaften dafür sorgen, dass den medicinischen Fakultäten eine so grosse Zahl von Missionsschülern oder wirklichen Missionären zugeführt wird, dass die Missionen

in der Fremde mit denselben besetzt werden konnen. Solche Studenten werden im Allgemeinen ebensowenig in ihrem confessionellen Bekenntniss Angriffe erfahren, wie die gewohnlichen Studenten trotz der grossen Verschiedenheit ihrer Glaubensbekenntnisse denselben ausgesetzt sind. Im Gegentheil, die deutschen Professoren werden sicherlich ihre Ehre darin suchen, auch solche Schuler zu brauchbaren Aerzten zu erziehen, und es wird ihnen gewiss eine grosse Freude sein, wenn dem Vaterlande dadurch eine neue Schaar tüchtiger Hülfskräfte erwachst, welche das friedliche Verstandniss zwischen unserem Volke und den fremden Nationen erleichtern. Was die Frage der Errichtung einer deutschen Universitat in China betrifft, so wird sich wohl keine Regierung finden, welche die Mittel dazu besitzt oder dieselben herzugeben bereit ist Niemand wird in Abrede stellen, dass eine solche Einrichtung recht nutzlich wirken konnte, aber ihre Ausfuhrung wird man doch denen uberlassen mussen, welche davon in erster Linie Nutzen ziehen würden, und das sind eben die Missionsgesellschaften und nachst ihnen die Chinesen selbst

Rud. Virchow.

Salomon Reinach Antiquités nationales Description raisonnée du Musée de Saint-Germain-en-Laye. I. Epoque des alluvions et des cavernes. Paris, Firmin Didot et Co., 1889. 8 322 pag. avec une héliogravure et 136 gravures dans le text.

Der gelehrte und genaue Assistent (attaché) des grossen National-Museums von St. Germain, der schon 1887 einen summarischen Katalog der wichtigen Sammlungen dieses Museums veroffentlicht hat, stellt sich in der vorliegenden Schrift die Aufgabe, eine ausfuhrliche räsonnirende Beschreibung derselben zu liefern. Dafur wird ihm an sich der Dank aller Alterthumsforscher gesichert sein. Aber noch mehr wird dieses der Fall sein, wenn man sich bei dem Studium des Werkes uberzeugt, welche ungeheure literarische Arbeit der Verf. aufgewendet hat, um sein Buch zugleich zu einem allgemeinen Hulfsmittel des archaologischen Studiums zu machen Mit einer geradezu philologischen Treue giebt er, und zwar nach kritischer Sichtung, alle einschlagenden Citate, und wir Deutsche mussen ihm besonders verpflichtet sein, indem hier zum ersten Male in einem französischen Werke auch unsere eigene Literatur volle Berucksichtigung gefunden hat. Die gleiche Objektivitat herrscht ubrigens auch in der Schilderung und Beurtheilung der einzelnen Fundgegenstande. Naturlich werden Meinungsverschiedenheiten auch fur die Zukunft nicht ausgeschlossen sein, aber das Streben nach Unparteilichkeit in dem Buche ist stark genug, um eine ehrliche Diskussion nicht nur zuzulassen, sondern auch vorzubereiten. — Der vorliegende erste Band bringt zunachst die Geschichte des alten Konigsschlosses von St. Germain bis zu seiner Einrichtung zu einem National-Museum, und dann (pag. 26) die Beschreibung des ersten Saales: La Gaule avant les métaux. Hier findet sich die Hauptsache dessen vereinigt, was seit Boucher de Perthes und Lartet in dem Diluvium und den Hohlen Frankreich's an Resten der Urzeit gesammelt worden ist Wir mussen dem Verf. besonders dafur dankbar sein, dass er durch eine grosse Anzahl guter Original-Abbildungen auch fur diejenigen, denen das Gluck nicht zu Theil geworden ist, diese denkwurdigen Gegenstände aus Autopsie kennen zu lernen, das volle Verstandniss gesichert hat. Ref kann nicht umhin, sein Bedauern daruber auszusprechen, dass die Schädel und Schädelreste nicht sammtlich auf die gleiche Horizontale orientirt sind; gleichviel ob die „deutsche" oder die „franzosische" Horizontale gewahlt wäre, wurde doch die Vergleichung der einzelnen Stücke unter einander möglich geworden sein. Vielleicht entschliesst sich der Verf. wenigstens fur die Folge, in dieser Beziehung eine Verbesserung vorzunehmen Im Uebrigen darf wohl der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, dass die Fortsetzung des trefflichen Werkes nicht lange auf sich warten lassen moge

Rud. Virchow.

V.

Archäologische Aufsätze über südeuropäische Fundstücke

von

Dr. **INGVALD UNDSET** in Christiania.

(Fortsetzung von S. 75.)

V. Ueber italische Gesichtsurnen.

Bei den verschiedensten Völkern und in von einander weit entfernten Ländern kommen bekanntlich Thongefässe vor, an denen man die Versuche wahrnehmen kann, menschliche Züge nachzuahmen. Bald ist es versucht, dem ganzen Gefäss das Aussehen einer menschlichen Figur zu geben; bald hat man sich damit begnügt, am oberen Theile des Gefässes die Darstellung eines menschlichen Gesichts anzubringen; bald ist ein Gesicht auf der einen ganzen Seite des Gefässes so zum Ausdruck gebracht, dass man die Vorstellung bekommt, das Gefäss sei eine Abbildung eines menschlichen Kopfes.

Aus deutschen Landen ist namentlich die Gruppe der pomerellischen Gesichtsurnen im unteren Weichselgebiete bekannt; für diese hat man bekanntlich Vergleichsmaterial und Vorbilder einerseits aus Vorderasien (Troas) gesucht, andererseits vielfach auf in Italien vorkommende Gefässe mit Menschengesichtern hingewiesen.

Während meiner Studien in Italien habe ich die derartigen, dort vorkommenden Gefässe stets genau beobachtet und aufgezeichnet; ich lasse hier eine Zusammenstellung meiner diesbezüglichen Notizen folgen. Vom Anfange an war es meine Absicht, der Berliner Gesellschaft, die sich für die norddeutschen und überhaupt für die Gesichtsurnen so sehr interessirt und sich um das Studium dieser Gefässe so grosses Verdienst erworben hat, diese Zusammenstellung zugehen zu lassen als einen kleinen Ausdruck meiner Anerkennung der Verdienste der Gesellschaft um dieses hochinteressante Kapitel der Prähistorie.

1. Aus der Terramaren-Zeit.

Im „Bullettino di paletnologia italiana“ 1880 hat Prof. Pigorini einen Aufsatz über ein Gräberfeld von Bovolone im Veronesischen veröffentlicht, worin er das wichtige Factum hervorhebt, welches er übrigens etwa gleichzeitig oder kurz vorher auch an anderen Orten Norditaliens hatte constatiren können, dass eine Art von Urnenfeldern mit verbrannten Knochen uns die früher nicht bekannten Grabfelder der Terramaren-Bewohner vor

Augen führt Unter den Knochenurnen aus diesem Gräberfelde nennt er auch eine Urne, die er als Gesichtsurne bezeichnet (Fig. 1): ein vertikaler Henkel befindet sich zwischen zwei vertieften Halbkreisen, von denen jeder mit einem Punkt in der Mitte versehen ist; an beiden Seiten dieser Hauptpartie befinden sich an der Ausbauchung des Gefässes von innen herausgetriebene Buckel, welche die Platze der Ohren andeuten. Es sollen diese

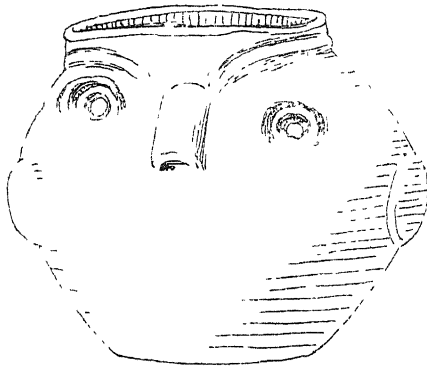
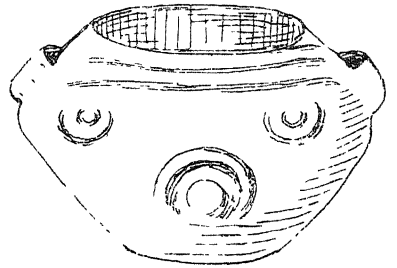



Fig. 1. Fig. 2

Details, meint er, offenbar die Nase zwischen den Augen und an den Seiten die Ohren darstellen; zwei vertiefte Linien, die oberhalb der Augen um den Rand des Gefasses laufen und gegen das obere Ende des gedachten Henkels sich senken, sollen gewiss die Augenbrauen bezeichnen. Auf der Rückseite des Gefässes befindet sich ein ebensolcher Henkel; hier jedoch ohne solche „Augen“ an den Seiten[1]). — Unsere Fig 2 stellt eine andere Urne von derselben Fundstelle dar, die sich ebenfalls im prähistorischen Museum von Rom befindet: die vertieften Halbkreise mit Punkten in der Mitte stehen hier weiter von einander ab und sind, wie ersichtlich, hier nach oben offen; weiter unten, am Bauche des Gefasses, ist eine kleine Protuberanz unter einem erhohten Halbbogen; an beiden Seiten des Gefässes finden sich zwei vertikale Henkel, durch zwei vertiefte Linien längs des Randes etwa verbunden. Man darf hier die gedachten Figuren kaum als Augen, Nase, Ohren und Augenbrauen auffassen, folglich an die absichtlich versuchte Darstellung eines Gesichts gewiss nicht denken

Die Gefasse Fig. 3 und 4 rühren von einem anderen Grabfelde derselben Art her, von Monte Lonato im Mantuanischen[2]). An Fig. 3 sieht man unter zwei, einander berührenden, erhöhten Halbkreisen Punkte, die freilich als Augen mit Augenbrauen aufgefasst werden konnten; ein Henkel dazwischen, der als Nase aufzufassen ware, fehlt indessen hier. Auf der

1) Pigorini, Bullettino di paletnologia italiana VI (1880). pag. 185; Pigorini und M. St. de Rossi, Bullettino dell' instituto 1881. pag. 3—6, wo Pigorini auch andere Terramare-Nekropolen erwähnt.

2) Pigorini, Notizie degli scavi 1878. pag. 76 ff, Tav. III.

Rückseite des Gefässes, gerade hinter den Augen, steht ein kleiner, horizontaler Henkel, den ich auf meiner Zeichnung an der Seite des Gefässes durch Punkte angedeutet habe. — Fig. 4 ist ein anderes Gefäss von derselben Fundstelle. An den Seiten des Gefasses sieht man zwei horizontale

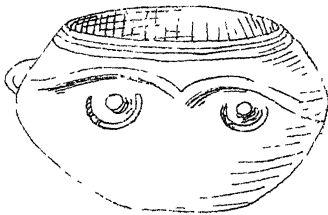
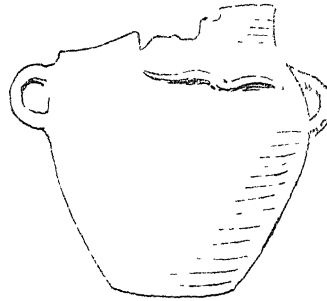



Fig. 3. Fig. 4.

Henkel und zwischen diesen zwei erhohte Halbkreise, indessen ohne Punkte; hier darf man gewiss nicht von Augenbrauen reden. Die erhöhten Bogen sind gewiss nur Ornamente oder dienten vielleicht einem praktischen Zwecke, als Stützen für die Finger, wenn man das Gefass erheben wollte, ohne die Henkel anzufassen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass diese Details eigentlich nur Ornamente sind, dass man also hier eine ursprüngliche und bewusste Absicht, menschliche Züge an der Urne darzustellen, um dadurch eine Personifikation des Verstorbenen, dessen Knochen die Urne barg, auszudrücken, kaum constatiren kann. Aber ebenso wenig lässt es sich leugnen, dass man bei unserer Fig. 1 zugeben muss, dass dem antiken Künstler bei der Anordnung dieser Ornamente der Gedanke an ein menschliches Gesicht bestimmt vorgeschwebt hat. Die anderen abgebildeten Gefässe von derselben und der anderen, gleichartigen Fundstelle, Bovolone und Monte Lonato, zeigen uns, wie solche ornamentale Details in einer Weise angebracht wurden, die beweist, dass man bei ihnen von einer klaren Absicht, ein Menschengesicht darzustellen, gewiss nicht reden kann. Auch an anderen Knochenurnen aus solchen Terramare-Nekropolen kann man dann und wann dieselben Details wahrnehmen, jedoch kaum in solcher Weise vereinigt, dass sie den Eindruck eines Menschengesichts geben.

Ein Gefäss, wie unsere Fig. 1, muss man jedoch gewiss Gesichtsurne nennen. Auch auf anderen Gebieten kommt an bronzezeitlichen Gefässen dieselbe Anordnung ähnlicher ornamentaler Details vor. Aus Ungarn kann ich einige Beispiele anführen: in Hampel's „Alterthümer“ [1]) sieht man mehrere Gefässe mit ähnlichen Details. An einer Urne (vergl. die citirte Tafel bei Hampel, Fig. 7a) sieht man „Augen“ an den Seiten der

1) Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, Budapest 1887 Taf. LXXIV.

Henkelnase, zwischen „Ohren“-Buckeln, ganz wie an unserer Fig. 1; eine Vertiefung unter der Henkelnase soll hier wahrscheinlich den Mund darstellen, den wir an unserer Fig. 1 von Bovolone gänzlich vermissen. Verglichen muss hier eine bronzezeitliche Urne aus dem Berliner Museum (Nr. I. 1659) werden, bei Frestede in Dithmarschen gefunden: ein Henkel ist so zwischen „Augen“-Kreisen angebracht, dass man offenbar an eine Nase zwischen Augen denken muss; vom Obertheil des Henkels gehen zwei erhohte Bogen aus, welche Augenbrauen über die Augen bilden. Auch hier ist kein Mund angedeutet[1]). Auch aus Schlesien und der Uckermark sind ganz ähnliche, ebenfalls bronzezeitliche Thongefässe bekannt, wo Kreise an den Seiten des Henkels angebracht sind, so dass sie die Vorstellung von einer Nase zwischen Augen erwecken müssen, was unzweifelhaft auch die Absicht des Verfertigers der Gefässe gewesen ist[2]).

Indem man auf diesen verschiedenen Gebieten während der Bronzezeit Knochenurnen wiederfindet, an denen die alten Künstler menschliche Züge dargestellt haben, muss man darin gewiss einen Beweis sehen, dass ofters und an verschiedenen Orten dem Volke und somit besonders dem Verfertiger einer Todtenurne die Idee vorgeschwebt hat, dass das Gefäss, welches die verbrannten Knochen eines Menschen bewahren sollte, auf irgend eine Weise eine Abbildung des verstorbenen Individuums, dessen Ueberreste darin gesammelt wurden, sein sollte; ganz klar und bewusst tritt uns indessen diese Idee, die Todtenurne zu einem Bilde des Verstorbenen oder wenigstens seines Gesichts zu schaffen, während der europaischen Bronzezeit noch nicht entgegen.

Ich habe früher einmal auf diese bemerkenswerthe Uebereinstimmung zwischen süd-, mittel- und nordeuropäischen Thonwaaren der Bronzezeit aufmerksam gemacht, in Verbindung mit anderen Uebereinstimmungen, die sich in den bronzezeitlichen Urnengräbern des Südens und des Nordens feststellen lassen[3]). Im nächsten Abschnitte werden wir von den Hausurnen der folgenden Periode horen, welche sowohl in Italien, wie in Nordeuropa auftreten. In den bronzezeitlichen Urnengräbern sowohl in Italien und Ungarn, wie im Norden finden wir auch dieselben kleinen „symbolischen“ Bronze-Waffen und -Geräthe wieder[4]). Was wir überhaupt

1) Berendt, Nachtrag zu den pomerellischen Gesichtsurnen, Königsberg 1877. Nr. 70.

2) Vergl. Verhandl. d. Berliner anthrop. Gesellsch. 1887. S. 288 und 537.

3) Undset, „Di alcune relazioni paletnologiche fra l'Italia e l'Europa centrale e settentrionale“ im Bullettino di paletnologia italiana VIII (1882). pag. 36 ff., besonders pag. 40.

4) Madsen, Afbildninger af Danske Oldsager, Bronzealderen, I. Taf. 12; Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, Taf. LXX. Fig. 1—16. Auch in den eisenzeitlichen Gräbern von Hallstatt sind einige wenige solcher symbolischen Kleinbronzen gefunden; in Italien sind sie namentlich im Grabfelde von Albano angetroffen, vergl. Pigorini, Bullettino di paletnologia ital. IX (1883). Pl. III. Fig. 2, 9, 10 (die zwei letzten bronzezeitlichen Typen von unbekannter Provenienz). Ein ähnliches kleines Bronze-Schwert von Chiusi sah ich in der Sammlung D. Egger in Budapest, vergl. Bullettino di palet. ital. IX. pag. 175.

von der Bronze-Cultur bis jetzt wissen, zeugt von ihrer Verbreitung vom südostlichen Europa, etwa der Balkanhalbinsel, bis in das Donauthal und von dort sowohl nach Norditalien, wie andererseits nach dem Norden. Wie auch die Alterthümer der Bronze-Cultur von solch' einem Zusammenhange des ganzen Bronzereichs zeugen, werde ich hier nicht näher besprechen.

2. Innerhalb der Villanova-Gruppe.

Es wird bekanntlich in Italien jetzt von den meisten Palethnologen angenommen, dass die sogenannte Villanova-Gruppe uns die Culturstufe der alten Italiker vergegenwärtigt, die auf das Stadium der Terramaren-Zeit folgte. Ganz klar kann man die Uebergange zwischen diesen Stufen noch nicht überblicken; es lässt sich jedoch schon auf einige Punkte aufmerksam machen, wo man in uralten Brandgräbern Formen und Details trifft, die als Uebergänge aufgefasst werden mussen zwischen Typen, die in den Terramaren vorkommen, und solchen, die für die Nekropolen der Villanova-Gruppe charakteristisch sind[1]).

Auch innerhalb der Nekropolen der Villanova-Gruppe lassen sich verschiedene Beispiele derselben Anschauung wahrnehmen, die wir aus den Urnengräbern der Terramaren-Bewohner kennen gelernt haben, nehmlich dass die Urne mit den verbrannten Knochen des Verstorbenen eine Art von Repräsentation seiner Persönlichkeit sei. Eigentliche Gesichtsurnen lassen sich nur seltener erkennen; die Beweise finden sich jedoch häufiger, dass auch wahrend dieser Periode die Idee von der Todtenurne als dem Repräsentanten des verstorbenen Individuums aus der Terramaren-Zeit noch fortlebte, und bei der Anordnung des Grabes bisweilen zum Ausdruck gebracht wurde. Daneben findet man mehrmals den klaren Ausdruck der Idee, dass das Ossuarium gleichsam eine Wohnung des todten Menschen sei. Aus solch einer Vorstellung muss man sich ja das Auftreten der Hausurnen erklären, welche bekanntlich nicht allein in Italien, sondern während der jüngeren Bronzezeit auch im nordlichen Deutschland auftreten, — eine bemerkenswerthe Parallele zu dem im vorigen Abschnitte erwahnten Vorhandensein der primitiven Gesichtsurnen in bronzezeitlichen Gräbern Italiens, Ungarns und Norddeutschlands. Dort wurde auch von dem Auftreten kleiner symbolischer Bronzen als Beigaben in den Brandgräbern auf denselben Gebieten gesprochen, und wie dies Alles ein offenbares Zeugniss derselben Ideen, also auch eines ursprünglichen Zusammenhanges in ethnographischer Hinsicht sein müsse.

Hausurnen wurden in Italien zuerst aus den Nekropolen der ältesten

1) Undset, Annali dell' Instituto 1885. pag 69 f.; in dieser Abhandlung habe ich im Anschluss an eine Behandlung der altesten Nekropole von Corneto eine ausführliche Uebersicht sämmtlicher bis dahin bekannter Denkmaler aus der älteren Eisenzeit in Italien geliefert.

Eisenzeit im Albanergebirge bekannt; nachher sind sie aus etwa gleichzeitigen Nekropolen der Villanova-Art in Etrurien, besonders im südlichen, und bis nach Vetulonia hinauf bekannt geworden. Beide Vorstellungen, dass die Todtenurne eine Art von Abbildung des Verstorbenen selbst oder seine Wohnung sei, lassen sich in den Villanova-Nekropolen öfters constatiren. Bisweilen kreuzen diese Ideen sich auch und gehen in einander über.

Die Grundlage dieser Ideen war gewiss schon bei den Bronzezeit-Menschen vorhanden. Von bronzezeitlichen Gesichtsurnen ist ja schon im vorigen Abschnitte gesprochen; als Häuser gebildete Thongefässe, Hausurnen im eigentlichen Sinne, sind aber bekanntlich in den Terramare-Nekropolen noch nicht gefunden. Pigorini hat gewiss Recht, wenn er den Ausdruck derselben Idee, dass die Todtenurne als die Wohnung des Verstorbenen gedacht wurde, in dem Umstande findet, dass die Knochenurne öfters in offenbar absichtlich liegender Stellung in Gräbern im Parmensischen und in verschiedenen Gebieten während der Villanova-Zeit niedergelegt wurde, wo also das Ossuarium gewiss als die Behausung des Verstorbenen gedacht war[1]). Die Grundidee der Hausurnen finden wir somit schon bei den Terramare-Bewohnern.

Aus einer Nekropole der Villanova-Art, die in den Jahren nach 1881 bei Corneto im südlichen Etrurien entdeckt und untersucht wurde, ist das mehrfache Vorkommen von Bronzehelmen als Deckel der Ossuarien bekannt; Waffen und Schmucksachen, die dem Verstorbenen angehört haben, liegen in oder neben der Urne. Diese Deckelhelme, in 2 Formen, als Pileus- oder Crista-Helm, finden sich auch mehrmals in Thon nachgeahmt, und zwar öfter, als in Bronze[2]). Es kann keinem Zweifel unter-

---

1) Pigorini, Bullett di palet. 1883. pag. 107. Ueber die horizontale Stellung des Ossuariums vergl. auch Pigorini im Bullett. dell' instituto 1883. pag. 5. Schon Gozzadini hatte dies bei Villanova bemerkt (vergl. Gozzadini, Di un sepolcreto etrusco, Bologna 1854, pag. 8), von 80 Ossuarien lagen dort 27 in absichtlich horizontaler Stellung. Auch bei Allumiere, nicht weit von Rom, ist dasselbe beobachtet worden (vergl. Klitsche de la Grange, Nuovi ritrovamenti paleoetnologici, Roma 1881, pag. 11, Bullettino dell' instituto 1884. pag. 191). — Dass auch die Albaner-Nekropolen, die, wie gesagt, im südlichen Etrurien in die Nekropolen der Villanova-Art übergehen, auf ein älteres Stadium, ganz wie das der Terramaren, zurückweisen, ist aus mehreren Verhältnissen ganz klar. Nicht allein kommt eine Urnenform, wie das charakteristische Villanova-Ossuarium, auch in den Albaner-Nekropolen vor, jedoch kaum als Knochenbehälter, sondern im minderen Maassstabe als Beigefäss; die Beigaben u. s. w. zeigen bedeutende Uebereinstimmungen und machen den Zusammenhang klar. Besonders charakteristisch für die Albaner-Nekropolen sind bekanntlich die Gefässe, die mit erhabenen, einander kreuzenden Rippen, ganz wie mit einem Flechtwerk, umgeben sind. Aber aus der Terramare von Bertarina in Norditalien (vergl. Santarelli, Stazione preistorica della Bertarina nel Forlivese, pag. 18 f., Tav III. Fig 19 und 21) sind auch Gefässe mit derselben Ausstattung von erhabenen Rippen bekannt. Uebrigens sind sie schon in noch älteren Funden Norditaliens zu erkennen.

2) Helbig, Bullett. dell' inst. 1882. pag 19 f, 41, 215. Ghirardini, Di un sepolcreto antichissimo (in den Notizie 1881/82. I. pag. 10, 20 f., II. pag 19, 21, 48 f.)

liegen, dass, wenn die Urne mit den verbrannten Knochen eines Kriegers mit einem Helm als Deckel versehen wurde, die Idee einer den Verstorbenen repräsentirenden Knochenurne zu Grunde lag.

Unsere Fig. 5 stellt solch einen Deckel einer Cornetaner Knochenurne der wohlbekannten Villanova-Art dar. Die Form ist die eines Pileus-Helmes, was, wie gesagt, hier öfters vorkommt. Bedeutende Spuren von gelblichen, gemalten, geometrischen Ornamenten sind, wie die Zeichnung zeigt, vorhanden, wie ofters an den Villanova-Ossuarien; ob aber diese Farbenspuren auch hier, wie an anderen italischen Thongefässen, nicht von Bemalung herrühren, sondern Oxydüberreste von der Belegung mit Metallstreifen, etwa Blei oder Zinn, sind, kann ich nicht angeben, weil solch eine Möglichkeit erst spater mir klar geworden ist. Alleinstehend ist inzwischen dies Exemplar darin, dass es zuoberst die rohe Darstellung eines menschlichen Gesichts trägt[1]; der als Gipfel darauf sitzende Hut, um dessen Rand kleine Locher vorkommen, die ursprünglich mit Bronzeringen versehen waren, findet in der folgenden Figur seine Erklärung.

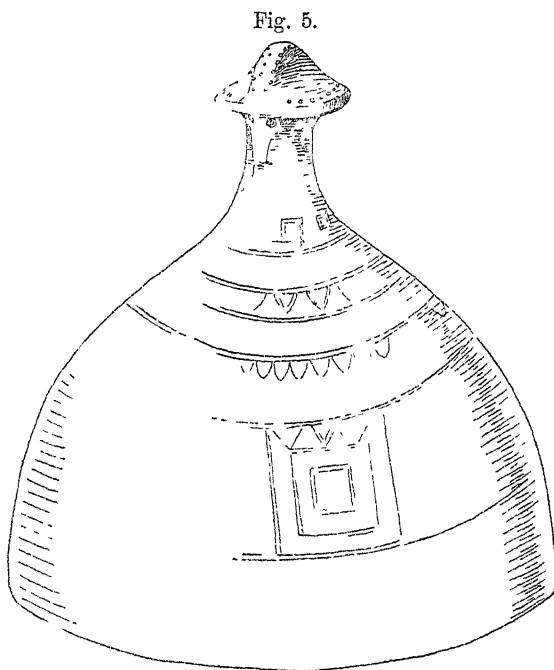



Fig. 5.

Fig. 6 stellt eine Villanova-Urne mit dazu gehörendem Pileus-Deckel dar, die in einem Grabe bei Vulci gefunden sein soll und dem Museum in Schwerin zugekommen ist. Der Deckel ist, wie man sieht, in der Form eines Pileus-Helms gebildet. Etwas sehr Interessantes ist jedoch hier hinzugekommen, nehmlich dass der Knopf des Deckels ganz wie das Dach einer Hausurne gebildet worden ist: mit erhabenen, einander kreuzenden Querrippen, wie Balken, die die Strohbekleidung des Daches festhalten sollen. Um den Rand des Knopfes sind auch hier kleine Locher für ornamentale Bronzeringe oder Kettenstuckchen angebracht, ganz wie am vorigen Stücke und wie an mehreren der früher erwahnten Helm-

1) Helbig, Bullett. dell' inst. 1882. pag. 173. Ghirardini, l. c. II. pag. 48.

deckel von Bronze und Thon, wie auch öfters an den Dachrändern der Hausurnen[1]).

Fig. 6. Fig 6a. Fig 6b

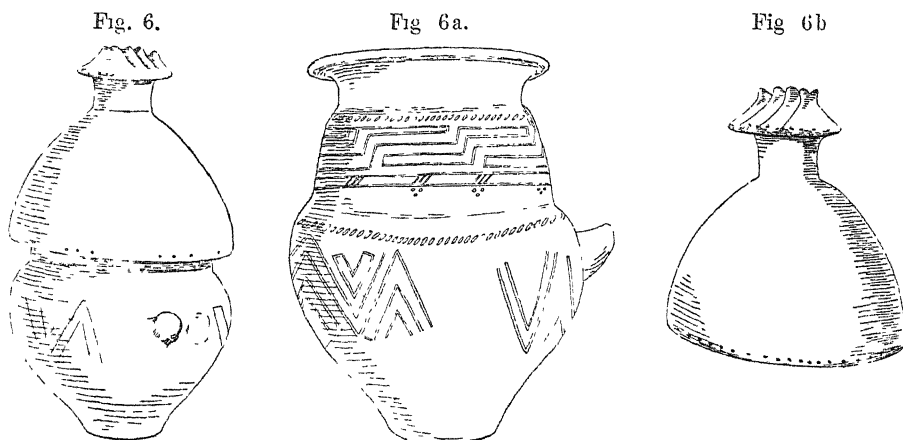



Fig. 7 ist ein ganz ähnlicher Pileus-Deckel, der mit 4 Ossuarien der Villanova-Art im Archaologischen Museum der Bibliothek von S. Marco in Venedig sich befindet[2]). Diese Ossuarien haben schwärzliche Oberflächen und Strichornamente, meistens in mit Linien ausgefüllten Quadraten; im Totalcharakter, in der Farbe und der Masse des Thones ähneln sie überhaupt meistens den Thongefässen dieser Art, die im vatikanischen Museum aus den Ausgrabungen der Jahre 1828—39 von Caere, Vulci, Bomarzo und Orte sich befinden. Der Knopf des helmformigen Urnendeckels ist möglicherweise auch hier mit dem Gedanken an das Dach einer Hausurne geformt, obschon dies bei den Figg. 5 und 7 nicht so deutlich ausgedrückt worden ist, wie bei Fig. 6. Bei den Figg. 5 und 7 liegt auch der Gedanke an einen Hut auf der Hand, namentlich bei dem letzterwähnten Exemplare in Venedig. Um den Rand sind, wie an den zwei vorigen ähnlichen Deckeln, kleine Löcher, die indessen hier nicht durchgehen, sondern nur angedeutet sind. Am Halse unter dem Knopfe ist ein grosser Wulst angebracht. Diese Reihen von kleinen Bronze-

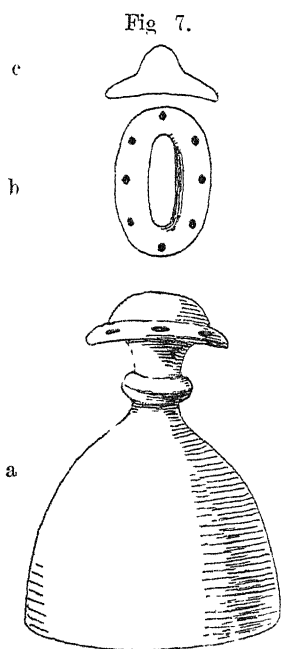



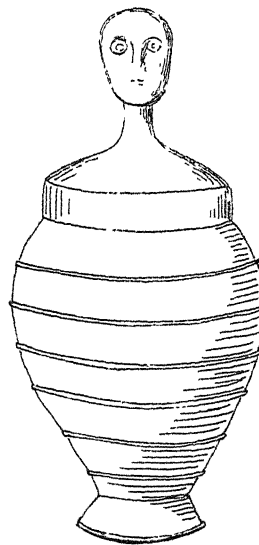
Fig 7.

1) Die hier wiedergegebene Abbildung dieses interessanten Gefässes verdanke ich der gütigen Assistenz des Hrn Dr. Beltz, Custos des Schweriner Museums.

2) Diese Urnen und der erwähnte Deckel sind dem Museum von Hrn. Grafen Zulian geschenkt worden.

ringen um die Ränder der Pileus-Helmdeckel und deren Knöpfe deuten ohne Zweifel an, dass Helme und Hüte öfters mit ähnlicher Ausstattung um die Ränder versehen waren. Man hat auch Spuren von Zeug, an dem die Ringe gewiss befestigt waren, um die Ränder beobachtet. Uebrigens müssen diese hutähnlichen Knöpfe mit dem dachahnlichen Knopf von Fig. 6 in enger Verbindung betrachtet werden[1]. — Aus der Gegend von Orvieto kenne ich auch zwei solche Pileus-Deckel, jedoch ohne die zugehörigen Urnen. Das eine Exemplar sah ich in der Sammlung des Hrn. R. Mancini in Orvieto, das andere befindet sich im Antiquitäten-Cabinet zu Kopenhagen. — Auch nordlich bei Vetulonia, wo man in den späteren Jahren, nachdem der so lange vergebens gesuchte Ort jener alten Etruskerstadt dort festgestellt war, eine ausgedehnte, uralte Nekropole der Villanova-Art gefunden hat, sind, wie gesagt, sowohl Hausurnen gefunden worden, wie auch auf einem gewohnlichen Villanova-Ossuarium ein Pileus-Deckel mit Knopf, an welchem Dachbalken angedeutet sind, ganz wie an dem oben von Vulci erwähnten Exemplare[2]. — Bei Tivoli soll gleichfalls eine Urne mit Pileus-Deckel, am ehesten von Villanova-Form, aber im Ganzen der albanischen Gefäss-Gattung ähnlich, gefunden worden sein. Dies Stück befindet sich im Antiquarium zu Kopenhagen[3].

Fig. 8.

Aus der Villanova-Gruppe nenne ich noch die Fig. 8, einen Urnendeckel mit zugehöriger Urne darstellend und im Museo civico in Este befindlich. In den Gräbern auf dem Grundstuck Martini bei Este sind zwei solche Urnen mit in Menschenkopfe endenden Deckeln gefunden worden, nebst vielen Certosa-Fibeln, einigen Schlangen-Fibeln und einer Sanguisuga-Fibel mit langem, in einen Knopf endendem Fusse; ob aber in demselben Grabe mit einer der genannten Fibeln, kann nicht angegeben werden. Die Urnen müssen der estensischen Periode III. zugerechnet werden, welche etwa von der zweiten Hälfte des 5. bis tief ins 4. Jahrhundert v. Chr. dauerte[4], also eigentlich nicht mehr bloss eine Fortsetzung der älteren Cultur, sondern gewiss schon der Zeit nach der Umwandlung der Bevölkerung in eine venetisch-

1) In einem der bei Corneto gefundenen Pileus-Helme, die als Deckel verwendet waren, hat man auch im Innern des Helmes die Reste einer Ausfutterung durch vegetabilisches Flechtwerk gefunden Reste von ähnlicher Futterung, die beim Tragen des Helmes selbstverstandlich nothwendig war, hat man auch in einigen der in Krain gefundenen Hallstätter Bronze-Helme getroffen.

2) Notizie degli scavi 1885. pag. 148, Tav. VIII. Verhandl d Berliner anthrop. Gesellsch. 1885. S. 466 ff., besonders S. 469.

3) Undset, Bullett. di palet. ital. 1883. pag. 139 f, Tav. VI. Fig. 8.

4) Ueber die Chronologie der Perioden der Estensischen Grabfelder vergleiche Helbig, Bullett. dell' inst. 1882. pag. 74 ff

illyrische angehorend, jedoch wohl mit einer von den früheren Italikern ubernommenen Civilisation[1]).

Hier schliesse ich auch die Erwähnung des Stuckes Fig. 9 an (Nr. 233 aus dem etruskischen Museum in Florenz), uber dessen Fundumstande jedoch nichts Naheres berichtet werden kann; sicher ist das Stuck aber in Etrurien gefunden. Hauptform und Charakter des Gefasses machen den Zusammenhang mit der Villanova-Cultur unzweifelhaft; die Mundung und die Art, wie die Henkel angebracht sind, deuten vielleicht auf Beeinflussung durch die ältesten importirten griechischen Gefässen. Wie die Abbildung zeigt, hat das Gefass auf der Ausbauchung geometrische Ornamente; oben am Halse sind auf beiden Seiten menschliche Gesichtszuge in Relief ausgedruckt: Augen, Nase und zu unterst ein spitzes Kinn, alles von zwei erhohten Linien, zwischen welchen eine Zickzacklinie lauft, umgeben. Diese Linien sollen gewiss einen Bart andeuten. Wahrscheinlich haben wir hier schon eine Nachahmung von Masken der Art, wie sie im folgenden Abschnitte beschrieben werden sollen; eine solche ist an diesem Ossuarium wie angehängt dargestellt, jedoch identisch an beiden Seiten wiederholt. Die von den früheren Villanova-Ossuarien ganz verschiedene Form, die genannten Einflusse, die wir constatiren müssen, beweisen, dass wir uns hier in einer sehr vorgeschrittenen Zeit befinden.

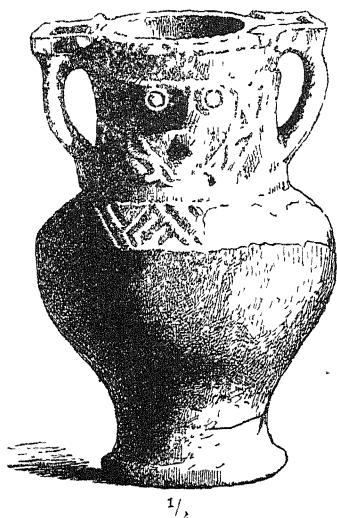



Fig. 9.

1/2

Die reichste Entwickelung von menschenähnlichen Knochenurnen auf italischem Boden begegnet uns indessen in den etruskischen Canopen, — eine Entwickelung, die sicherlich in den besprochenen Vorstellungen, die wir innerhalb der Villanova-Zeit gesehen haben, wurzelt, wenn sie auch von auswärts, wie wir sehen werden, mächtig beeinflusst worden ist. Diese Gruppe soll in einem eigenen Abschnitte behandelt werden.

3. Die etruskischen Canopen.

In Etrurien ist die Villanova-Cultur, nach dem, was wir bisher wissen, in der Gegend von Chiusi am reichsten vertreten. Nicht allein kommen hier sehr primitive solche Graber vor, sondern in einer mehr vorgeschrittenen Zeit (etwa vom 7. bis 5. Jahrhunderte v. Chr.) hat auch in dieser Gegend eine eigenthümliche Entwickelung dieser Brandgräber stattgefunden.

Die bekannten Tombe a ziro sind in ihrer entwickelten Form eine

1) G. Ghirardini, La collezione Baratela di Este, Roma 1888 (mehrere Separatabdrücke aus den Notizie degli scavi von 1888).

für jene Gegend eigenthümliche Gräbergruppe[1]). Ihren Namen haben diese Gräber von einem Ziro, der dortigen lokalen Benennung grosser Thongefasse (Dolia), in denen sowohl die Urnen mit den verbrannten Knochen, wie auch die mitgegebenen Beigaben eingeschlossen sind. Diese Ziri sind in viereckige Locher, die in den festen Grund (Thon oder Sandstein) eingeschnitten sind, niedergesetzt, gewohnlich von einer oder mehreren Steinplatten überdeckt. Auch an anderen Orten Italiens werden in etwas mehr vorgeschrittener Zeit die Ossuarien mit den Beigefassen u. s. w. in grossen Dolia vereinigt, so z. B. in den Brandgräbern bei Albano und theilweise auch in den Villanova-Gräbern um Bologna. Beispiele derselben Entwickelung der Knochenurnen, wie innerhalb der hier zu besprechenden Gräbergruppe von Chiusi, findet man, wie wir unten naher darlegen werden, auch im sudlichen Etrurien. Die am meisten entwickelten Tombe a ziro mit reichem und interessantem Inhalt bilden jedoch eine für die Gegend um Chiusi eigenartige Gruppe. Wenn diese Graber hier vollstandig ausgebildet sind, finden wir gewohnlich die Knochenurne wie ein menschliches Gebilde geformt und ausgestattet, auf einem Sessel von Bronze oder Thon aufgestellt, mit einem kleinen Tisch von Bronze davor (vielfach Suppedaneum genannt, weil man fruher diese kleinen Tische meistens für Fussbänke gehalten hat), mit den Beigaben auf den verbrannten Knochen im Ossuarium und auch auf dem vorangestellten Tischlein, oder neben dem Gefasse, Stuhle oder Tischlein liegend. Diese Knochenurnen in Menschenform werden Canopen genannt; sie haben diesen Namen von den bekannten agyptischen Todtenurnen erhalten, in denen die edleren Eingeweide des Verstorbenen neben seiner Mumie verwahrt wurden[2]), welche Gefasse bekanntlich auch vielfach Deckel [der 4 Todesgenien[3])], wie menschliche Köpfe, trugen.

Es fängt diese eigenthumliche, reiche Entwickelung der etruskischen Knochenurnen damit an, dass eine metallene Portraitmaske des todten Menschen ins Grab des Vornehmeren gelegt wurde, wohl der Sitte zufolge, die wir in alten agyptischen und orientalischen Grabern finden, nehmlich

---

1) Vergl. Bulletino dell' instituto 1875. p. 218—20, und 1882. p 230—33, wo speciell über eine solche Grabergruppe von Fonte all' Aja bei Chiusi berichtet ist

2) Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, I. p. 308 ff. Lieblein, Gammel-aegyptisk Religion (Christiania 1884/85), II. p 96; III p. 66.

3) Dennis, The cities and cemeteries of Etruria, 2. Ausgabe, London 1878. p 308 f Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft, S. 275 f Vergl Annali dell' inst. 1884. p. 111. Note; p 138, Note — Die etruskischen Canopen sind in neuerer Zeit von Hrn Prof. Dr. Milani, Director des etruskischen Museums zu Florenz, zum Gegenstand einer Monographie gemacht. Vergl Monumenti etruschi iconici in der italienischen Zeitschrift Museo italiano di antichità classiche, I 1885. Verf. giebt hier besonders genaue Auskunft über das reiche einschlägige Material im etruskischen Central-Museum zu Florenz; er scheint indessen nicht die früheren italienischen Gesichts-Ossuarien zu kennen oder wenigstens nicht anerkennen zu wollen, dass eine Verschmelzung der importirten Sitte der Gesichtsmasken mit vorhandenen Vorstellungen hier stattgefunden hat

dass das Gesicht des Leichnams mit einer metallenen, ofter goldenen Maske, welche die Gesichtszüge des Dahingeschiedenen verewigen sollte, bedeckt wurde[1]). In Etrurien war ja seit uralter Zeit Leichenbrand die allgemeine Grabsitte; indem hier der Gebrauch, eine metallene Portraitmaske des todten Menschen in sein Grab zu legen, aufgenommen ward, wurden solche Masken (in Bronze oder Thon) an der Aussenseite des Ossuariums mit Metalldrähten oder Kettchen angebunden, gewohnlich um den Hals der Knochenurne[2]). Diese fremdlandische Sitte, durch Todtenmasken die Gesichtszüge des Verstorbenen zu verewigen, fand auf italischem Boden in der Villanova-Zeit eine schon seit der Terramaren-Epoche bestehende Vorstellung vor, an welche sie mit Leichtigkeit anknupfen konnte. Wie wir in den vorangehenden Abschnitten gesehen haben, existirte bei mehreren indoeuropäischen Volkern die Idee, dass die Todtenurne mit den verbrannten Knochen eines Menschen eine Art von Reprasentation oder Personification sei, weshalb man auch früher dann und wann angefangen hatte, die Knochenurne als Gesichtsurne zu bilden. Mit diesen einheimischen Vorstellungen verschmolz dann natürlich ganz leicht jene ausländische Sitte der Todtenmasken. Statt einer Portraitmaske, welche an das Ossuarium angebunden wurde, finden wir nun die eigentlichen etruskischen Canopen, wo der Deckel des Ossuariums als ein menschlicher Kopf ausgebildet wird und wo auch nach und nach andere Korpertheile und mehrere Details der persönlichen Ausrüstung angefugt werden.

Ich führe meine Leser sofort in medias res, da ich erstens einige bisher unedirte, einschlägige Stücke publiciren kann.

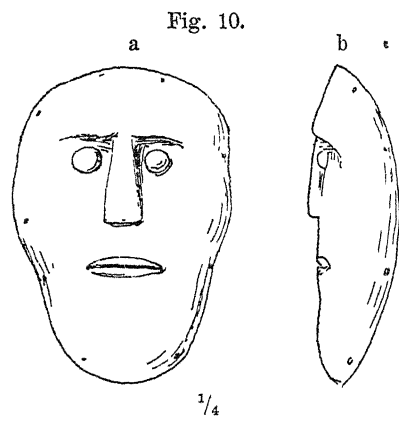



Fig. 10.

Unsere Fig. 10 ist eine bronzene Portraitmaske, die in einer Tomba a ziro bei Ponte Cucchiajo, nahe bei Chiusi, gefunden wurde. Sie war an eine Bronzevase mit verbrannten Knochen angebunden; diese Vase war jedoch so zertrümmert, dass davon nichts bewahrt werden konnte. In dem grossen Ziro, von einer Steinplatte überdeckt, stand auf einem Sessel von Terracotta eine Canopusvase, daneben zwei kleinere Thonvasen, die eine mit Henkeln, welche als Greifen-Protome in späterer Um-

1) O. Benndorf, Antike Gesichtshelme und Sepulchral-Masken, 1878 (in den Denkschriften d. phil.-hist. Cl. d K Akad. d. Wissensch in Wien, XXVIII). — Ueber einen im Jahre 1848 gemachten Fund einer goldenen Gesichtsmaske auf einer Mumie von Halebi-Tschelebi auf der syrischen Seite des Euphrat (dem antiken Zenobia?) vergleiche Archäologische Zeitung, 36 (1878), S. 25—27; vergl. Benndorf, a. a. O. S. 67.

2) Brogi, Bullettino dell' instituto, 1875. p. 218 — Helbig, Ibid. 1879. p. 30 ff., wo er das oben citirte Werk von Benndorf bespricht und Supplemente über die hier zu behandelnden Chiusiner Masken liefert.

bildung ausliefen. Die Bronzevase mit der Maske stand in demselben Ziro, der Canopus-Vase gegenuber, ebenfalls verbrannte Knochen enthaltend. Im Ziro waren auch eine Feuerzange und zwei bronzene Spiesse nebst anderen Metallsachen, ferner die kleine, auf S. 65 f. besprochene und abgebildete Terracotta-Darstellung eines Mannes auf einer Biga, welche wahrscheinlich Achse und Räder von Holz gehabt hat, nebst zwei kleinen Terracotta-Pferden. Das Ganze ist gewiss eine Darstellung des in der Canopus-Vase bestatteten Mannes[1]).

Fig 11.

1/10

Fig. 11 stellt den wesentlichsten Inhalt einer anderen Tomba a ziro dar, die in Vigna grande bei Chiusi gefunden wurde. Auf einem Sessel von Bronze stand eine Bronzevase von Villanova-Form, wie die Abbildung zeigt, mit einer Reihe von spitzconischen Nagelköpfen um den Bauch, wo der Hals an den Unterth il der Vase genagelt ist. Der Sessel hat grosse Aehnlichkeit mit einem im vatikanischen Museo Gregoriano befindlichen und im berühmten Regulini-Galassi-Grabe bei Caere gefundenen. An diesem Sessel von Chiusi laufen, wie man sieht, die Hinterbeine oben wie spätzeitliche Greifen-Protome aus. Vor dem Sessel stand in dem Ziro ein kleiner, bronzener Tisch in demselben Grossenverhältniss (Fig. 11a), — was also hier besonders klar macht, dass dies Geräth nicht Fussbank, sondern Tisch benannt werden muss. Auf dem Tische lagen bei der Auffindung eine Stecknadel und

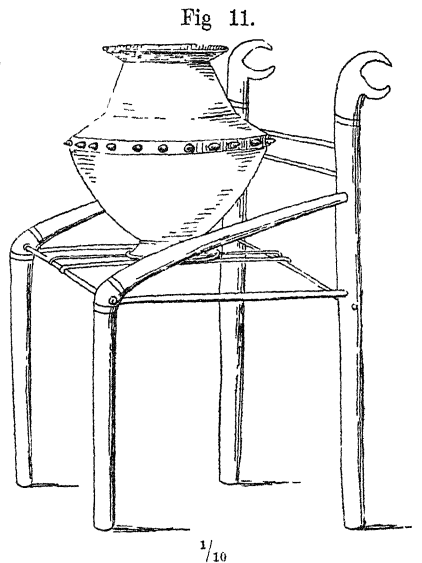
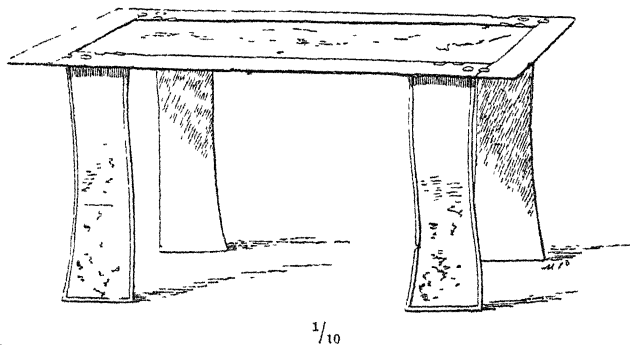



Fig. 11a.

1/10

1) Der Inhalt dieser Tomba a ziro befindet sich ebenso, wie der der folgenden, im Antiquitäten-Cabinet (Antiqvarium) zu Kopenhagen. Der alte, bekannte Gräber Foscoli in Chiusi hat mit seinen Söhnen beide gefunden und über die Funde berichtet.

zwei Ohrgehänge von Gold, welche Sachen jedoch sofort verkauft wurden und daher mit den Bronzen nicht nach Kopenhagen kamen

Ein ziemlich ähnliches Inventarium einer Tomba a ziro aus der Gegend von Chiusi sah ich in der Sammlung Bourguignon in Neapel. Auf einem Stuhl von Bronze, ganz wie der erwähnte aus dem Kopenhagener Antiquitäten-Cabinet, stand eine Bronze-Vase der jüngeren Villanova-Form, mit abgerundeter Ausbauchung und um die Mitte eine Reihe von Nägeln mit halbrunden Köpfen, welche die obere und untere Hälfte zusammen hielten[1]), ausserdem auf jeder Seite zwei bronzene Greifen-Protome, eine junge Ableitung dieses Motivs. Diese Protome bilden zu zwei auf jeder Seite einen Henkel. Der cylindrische Hals der Vase ist mit einem etwa halbrunden Deckel überwölbt, an dessen vorderer Seite eine Gesichtsmaske ausgearbeitet ist. Oben auf dem so gebildeten, halbrunden Kopfe steht eine bronzene Lilie, von kleineren, ebenfalls aufgesetzten Ornamenten umgeben. Bei der Auffindung lag in dem Munde des einen Greifen-Paares ein Spinngeräth von Bronze von gewöhnlichem Villanova-Typus[2]). — In der bekannten Tomba a ziro von Poggio alla Sala von Montepulciano, dicht bei Chiusi, stand auch ein ähnlicher Bronzestuhl und darauf ein bronzenes Ossuarium, etwa von derselben rundlichen, späteren Villanova-Form. Ausserdem waren in diesem Grabe mehrere primitive, bemalte Gefässe[3]). Das Tischlein, das vor diesem Stuhle stand, hat die Beine so zusammengebogen, dass es beinahe auf der Erde liegt und wirklich wie eine Fussbank aussieht; ursprünglich war es dies aber gewiss nicht. Ausser den bemalten, primitiven Gefässen fanden sich in diesem Grabe zwei Würfel und zwei Augen von Bein, die wahrscheinlich an einem Holzkästchen angebracht waren, worin die Würfel ursprünglich aufbewahrt wurden. An diesem Kästchen waren wohl die knöchernen Augen angebracht als Zeichen gegen das „böse Auge“ (contro mal' occhio). In eine Gesichtsmaske waren sie wohl nicht eingesetzt.

Den Uebergang von den an Ossuarien angehängten Masken zu den Canopus-Urnen kann man gut sehen, wenn eine bronzene Calotte mit der Maske zusammen vorkommt. Selbstverständlich diente diese Calotte als Deckel des Ossuariums, an dem die Maske angebunden war. Man sieht leicht, wie der Deckel an dem gedachten bronzenen Ossuarium aus

---

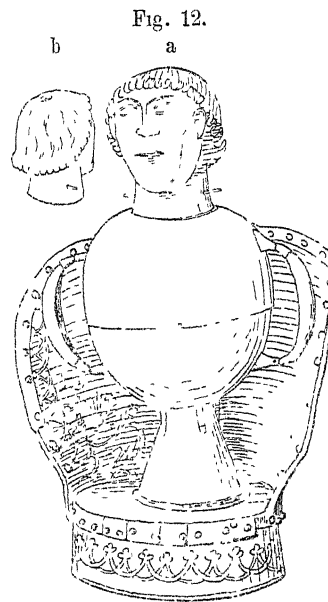
1) Vergl. Museo Etrusco Gregoriano (1842) I. Tav. 5, wo Fig. 2 die ältere, den Villanova-Thon-Ossuarien ähnliche Form darstellt, Fig 3 die jüngere Form mit halbrundem Körper, um welche Form es sich hier handelt — Vergl. auch Monumenti dell' instituto, X. Tav. Xa, aus der Tomba del guerriero von Corneto, wo Fig 3 ein fragmentirtes Exemplar einer Bronzevase der älteren Form ist, Fig. 1 eine Vase der jüngeren Form. Bei den noch mehr entwickelten Exemplaren der jüngeren Form wird der Bauch runder, die Nägelköpfe sind nicht mehr so spitz-conisch, sondern gerundet, und der Fuss mehr cylindrisch.

2) Wie Gozzadini, La nécropole de Villanova, Bologne 1870, Fig. 24.

3) Der Inhalt dieses Grabes von Poggio alla Sala befindet sich im Museum zu Florenz (vergl. Bullettino dell' instituto 1877. p. 195; Helbig, Annali dell' instituto 1878. p. 296 f. und Tav. d'agg. Q—R).

der Sammlung Bourguignon zu Neapel, wo eine Bronzemaske an der Vorderseite des halbrunden Deckels ausgearbeitet war, einer bronzenen Calotte uber dem Ossuarium mit darunter angebundener Bronzemaske sehr nahe steht; man kann also hier die Entwickelung von den angebundenen Masken zu den wirklichen Canopus-Gefassen genau verfolgen[1]). — Hier schliesse ich unmittelbar die Erwähnung eines bronzenen Ossuariums an, welches auf einem Sessel von der Form eines Lehnstuhles steht, wie wir mehrere in etruskischen Gräbern einer etwas spateren Zeit in Stein ausgearbeitet finden (Fig. 12); es stellt den hauptsachlichsten Inhalt einer Tomba a ziro von Dolciano bei Chiusi dar[2]). Eigenthümlich bei diesem bronzenen Gefass ist, dass der Deckel, wie ein Manneskopf geformt, von Terracotta ist; durch eine bronzene Nadel ist der Deckelkopf an den cylindrischen Hals des Bronze-Gefasses befestigt.

Fig. 12.

Ganz ahnlich, wie das Inventar der zuletzt erwähnten Tomba a ziro (im Museo municipale von Chiusi), scheint auch der Inhalt eines anderen Grabes an etwa derselben Fundstelle (Dolciano bei Chiusi) zu sein, der nach dem Konigl. Antiquarium zu Berlin gekommen ist. Auf einem ahnlichen Stuhle stand ein Ossuarium, etwa von derselben jüngeren Villanova-Form, mit rundlicher Ausbauchung; vor dem Sessel stand ein kleiner, bronzener Tisch, unter welchem mehrere eiserne Speerspitzen lagen, daneben mehrere alterthümliche Bronze-Gefässe, von welchen besonders

1) Milani, l. c im Museo italiano, I. p. 291 ff., Tav. X. Fig 1, wo solch eine Bronzemaske mit Calotte abgebildet ist.

2) Die hier gegebene Zeichnung wurde im Jahre 1875 fur das romische Institut von Hrn. de Sanctis gemacht Durch gütige Vermittelung des Hrn. Prof Dr Helbig wurde sie mir im Jahre 1883 in Rom fur diese Publikation uberlassen. Nachher ist dieser Bronzestuhl mit Gefäss von Hrn Prof Milani in seiner gedachten Abhandlung im Museo italiano di antichità classiche, I. Tav IX. Fig 9 und 9a und p 327 ff publicirt worden. — Von derselben Form, wie dieser Canopus-Sessel, ist auch der bekannte Marmor-Sessel im Palazzo Corsini, mit figürlichen Darstellungen, wovon einige in einem folgenden Kapitel, wo über figurliche Ornamentik der Villanova-Zeit gehandelt werden soll, naher besprochen werden. Es wurde dieser Marmorsessel, der als oskisches Werk in Anspruch genommen worden ist und der etruskischen Kunst jedenfalls nahe steht, auf romischem Boden ausgegraben, jedoch nicht in einem Grabe gefunden. Vergl Monumenti dell' inst., XI Tav. IX, und Helbig, Annali dell' inst. 1879 p. 312 ff — Die hier erwähnten Sessel zeigen uns eine Form, die aus einem abgeschnittenen und etwas ausgehohlten Baumstamme entstanden sein muss. Auch in den Gebirgsthalern des Nordens finden wir ganz ahnliche Sessel, aus einem abgeschnittenen Stuck eines Baumstammes wirklich gemacht (Kubbestole).

zu nennen ist eine Bronze-Vase der älteren Villanova-Form und eine Bronze-Kanne mit kleeblattformiger Mündung, von der alterthümlichsten Art dieser Kannen, wohl ein importirtes griechisches Stück. Ausserdem fanden sich dabei eine Menge von kleinen Bronzenägeln mit halbrunden Köpfen, die offenbar ein Holzgefäss decorirt hatten, wie mehrere in dem bekannten „Krieger-Grabe“ (Tomba del guerriero) von Corneto[1]); ferner 2 Augen von Bein mit Pupillen von Bernstein, ganz wie die oben aus dem Grabe von Poggio alla Sala erwähnten. Im Grabe waren ferner 3 Bronzefibeln mit verlängertem Fuss und mit kleinen Knöpfen an den Seiten des Bügels, wo dieser am breitesten ist; ausserdem eine bronzene Fibula-Nadel mit einem Stückchen von der Spirale an der einen Seite, also nicht eine Haarnadel, wie man nach dem Fundberichte im Bullettino glauben konnte; weiter mehrere kleinere Stucke von Bronze oder Eisen, worunter auch einige halb geschmolzene Glasstucke, welche Fibula-Bügel gebildet haben (als Pezzi di scorie im Fundberichte erwähnt). Auch dieses Grab, dessen Inhalt, wie gesagt, sich jetzt im Antiquarium zu Berlin befindet, wurde, wie das vorige, aus dem Museum zu Chiusi beschriebene, bei Dolciano in der Nähe von Chiusi, zwischen Chiusi und Sarteano, gefunden[2]).

Weit häufiger, als Canopus-Ossuarien von Bronze, sind solche von Thon, deren Entstehung und Entwickelung auf dieselbe Weise zu erklären ist, obschon lose Terracotta-Masken, die an Knochenurnen angebunden waren, äusserst selten sind, wenn überhaupt mehr als eine einzige solche erhalten und in eine Sammlung gekommen ist. Früher kannte ich kein sicheres Beispiel eines derartigen Fundes, obschon man solche vermuthen musste. Jetzt finde ich in Milani's gedachter Abhandlung eine solche Terracotta-Maske mit Spuren von Bemalung publicirt. Hr. Canonicus Brogi in Chiusi hat sie selbst an einem Terracotta-Ossuarium hängen gesehen[3]). Bei zwei von Benndorf in der citirten Abhandlung publicirten Terracotta-Masken in dem Britischen Museum zu London ist es ziemlich zweifelhaft, ob sie ächt sind; ihre reiche figürliche Tättowirung lässt sich wohl kaum als „Zeichen gegen das böse Auge“ befriedigend erklären. Die ganze Bildung und der künstlerische Ausdruck im Geiste der Gesichter scheint auch kaum antik sein zu können. Alleinstehend, wie sie sind, und ohne genaue und zuverlässige Provenienz-Angabe, muss man sie am besten vorläufig zur Prüfung hinstellen[4]).

Unsere Fig. 13 stellt eine Canopus-Vase mit zwei Greifen-Protomen dar, wo vorn am runden Deckel eine Maske modellirt ist, ganz als ob

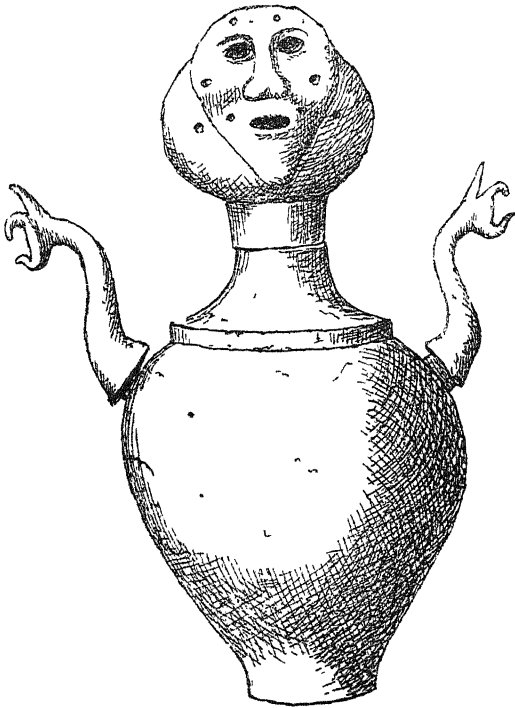
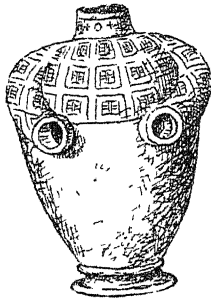
1) Monumenti dell' instituto, X Tav. X d, Fig 2—8

2) Helbig im Bullettino dell' instituto 1883. p. 193—196, wo das nach Berlin gekommene Grabinventar beschrieben worden ist.

3) Milani, l c p. 296, Tav. X, Fig. 3.

4) Benndorf, a. a. O. S. 42—47, Taf XI.

sie daran gehängt wäre; alles von Terracotta. Angedeutet sind an der Maske auch Löcher zum Aufhängen, wie an den früher beschriebenen Bronze-Masken, so dass es hier am meisten aussieht, als wäre eine Maske an dem Deckel festgehängt[1]).

Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15.

Die folgenden Figg. 14—21 zeigen, wie die thönernen Canopen weiter ausgebildet sind, indem der Deckel wie ein aufgesetzter Kopf geformt ist und auch andere Körpertheile u. s. w. hinzugefügt sind. In dieser

1) Ich gebe diese Zeichnung nach Milani's Tav. IX, Fig. 4. Ueberhaupt habe ich jetzt mehrere meiner eigenen Skizzen von Terracotta-Canopen cassirt, nachdem ich aus Milani's gedachter Abhandlung so gute Figuren habe entnehmen können.

Entwickelung der thönernen Canopus-Vasen werden auch mehrere Details angedeutet und hinzu modellirt, sowohl an dem Bilde des Verstorbenen

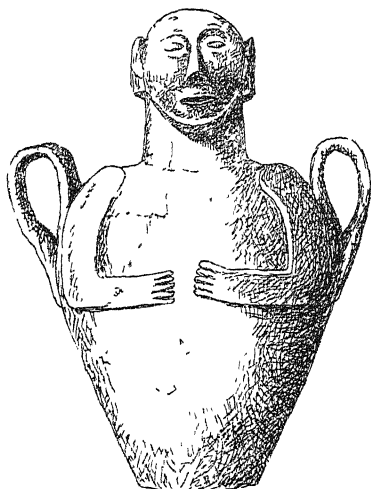
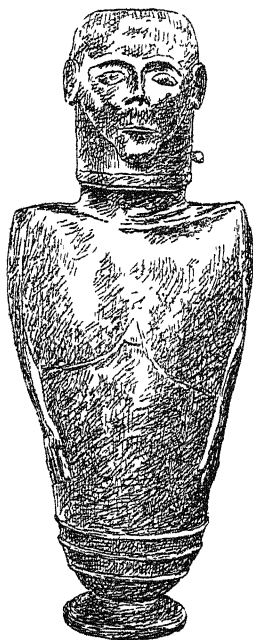
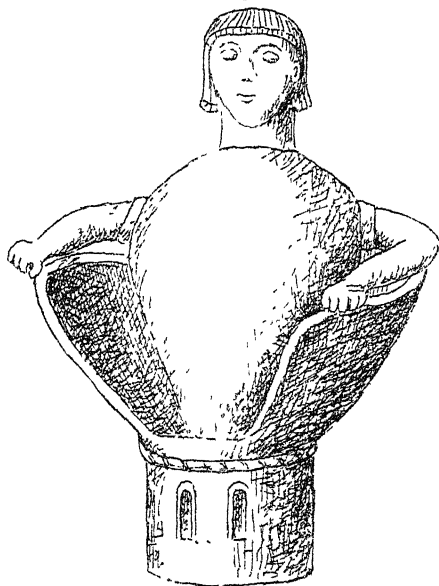



Fig. 16 Fig. 17. Fig. 18. Fig. 19.

selbst, wie auch an dem Sessel. So findet man nicht allein Spuren davon, dass das Ganze mit Zeug umwickelt[1]) und der Sitz sowohl an den

1) Helbig, Die Italiker in der Po-Ebene, S. 69; Bullettino dell' instituto 1874. p. 206, 1877. p 194 f.

bronzenen, als auch an den thonernen Canopus-Stühlen, wie aus Leder bestehend gemacht worden war. Mehrere Beispiele sind auch vorhanden, dass bronzene Schmuckstucke in Metall an den Kopfdeckeln angebracht wurden. So stellt unsere Fig. 21 einen Canopus-Deckel, von hinten gesehen, dar, wo bronzene Spiralringe an den Ohren (τέτιγγες) angebracht sind und wo die Haare unten durch eine bronzene Haarnadel, deren radförmigen Bronzekopf man sieht, vereinigt werden, — eine auch sonst aus den archäologischen Funden der Villanova-Zeit wohlbekannte Form von

Fig. 20.

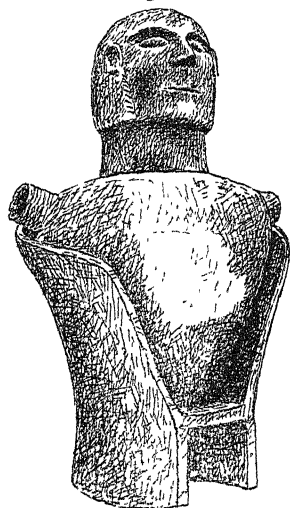



Fig. 21.

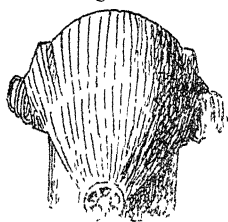



Fig. 22.

Bronzenadeln, welche auch schon bei den Terramare-Bewohnern nicht selten war[1]. Bisweilen sind metallene Kopfschmuck-Sachen auch in der

1) Milani. l. c. p. 304, 311, 322, 338 ψ. — Für solche radförmige Nadelkopfe in Bein oder Bronze aus den Terramaren vergleiche Helbig, Die Italiker in der Po-Ebene, S. 19 f., Taf I Fig 6 und 7. — Nach der Aussage der Ausgräber von Chiusi kann Milani (p. 309) anführen, dass es ganz gewohnlich ist, dass die weiblichen Canopus-Kopfe von Terracotta solche Bronzespiralen in den Ohren haben; wo die metallenen Ringe fehlen, zeigen die Ohren kleine Löcher für solche, so z. B ein Canopus in der Campana-Sammlung (jetzt im Louvre), und auch viele andere Canopen in italischen und anderen Museen, so ein Canopus im etruskischen Museum zu Florenz, der auch in der Nase ein Schmuckstück gehabt zu haben scheint, bei Castiglione am Trasimener See gefunden (vergl. Milani in Notizie degli scavi 1884. p. 383 f.; ferner Bullettino dell' instituto 1885. p 118[1]).

Modellirung und Bemalung angegeben gewesen, und auch Ohrgehänge kommen, in Terracotta gebildet, vor[1]). Andere Schmucksachen, in Terracotta gebildet und bemalt, sind mehrmals hinzumodellirt[2]).

Die Bemalung muss überhaupt bei den Terracotta-Canopen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Durch braune Farbe konnte Bronze nachgeahmt werden, durch gelbe an den Schmucksachen Gold. Haare, Bart, Kleider u. s. w. konnten gleichfalls durch Farben bezeichnet werden. Sichere Spuren sind auch davon erhalten, dass Canopen-Köpfe mit Perrucken von wirklichen Haaren bedeckt gewesen sind, wie man es auch öfters in Aegypten gefunden hat[3])

Von anderen Körpertheilen kommen am häufigsten Arme vor, wie unsere Figg. 14—20 zeigen; entweder sind sie am Gefässe selbst modellirt oder in den Gefässhenkeln mittelst Bronzenagel befestigt; Vorderarme sind auf dieselbe Weise lose hinzugefügt, wo die Oberarme mit dem Gefässe selbst modellirt sind, wie an unseren Figg. 14, 19 und 20. Besonders genannt zu werden verdient hier eine Canopus-Vase aus dem Museum des Grafen Faina in Orvieto. Dieses Gefäss ist augenscheinlich als der Obertheil eines menschlichen Körpers modellirt, mit kürzerem Durchmesser von der Brust bis zum Rücken, als zwischen den Seiten; namentlich um die Schulter ist in der Modellirung die menschliche Form durchgeführt; am Gefässe selbst sind die Arme kreuzweise auf die Brust gelegt modellirt. Auch bei einigen anderen Canopen haben Menschenkörper bei der Formgebung des Gefässes dem Verfertiger vorgeschwebt, so z. B. bei einem Exemplar im Vatikan und bei unserer Fig. 18.

In der Modellirung der Canopen ist mehrmals auch die Bekleidung des dargestellten Menschen angegeben. In Fig. 15 z. B., einem im Sienischen

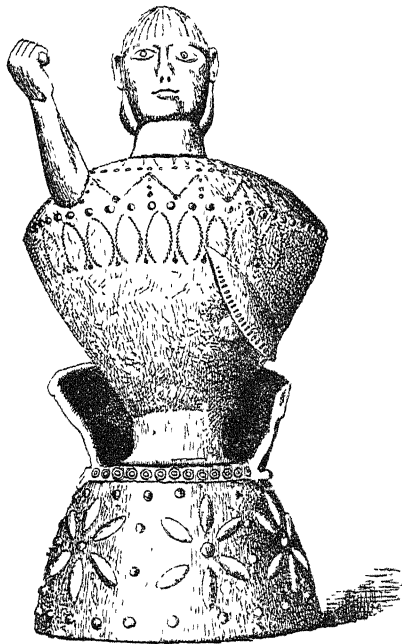
1) Milani, l. c. p. 337 v), 338 w).

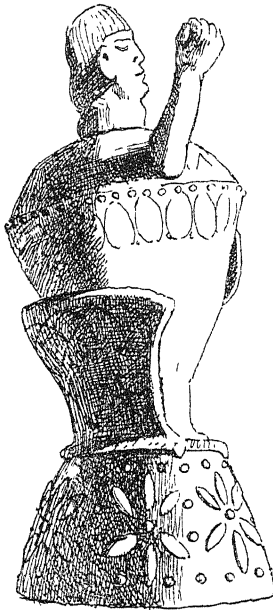
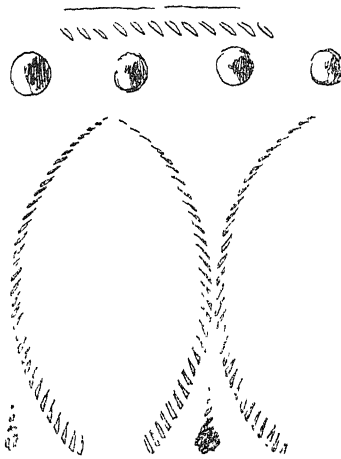
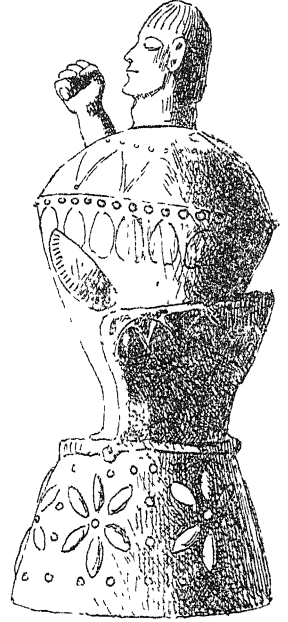
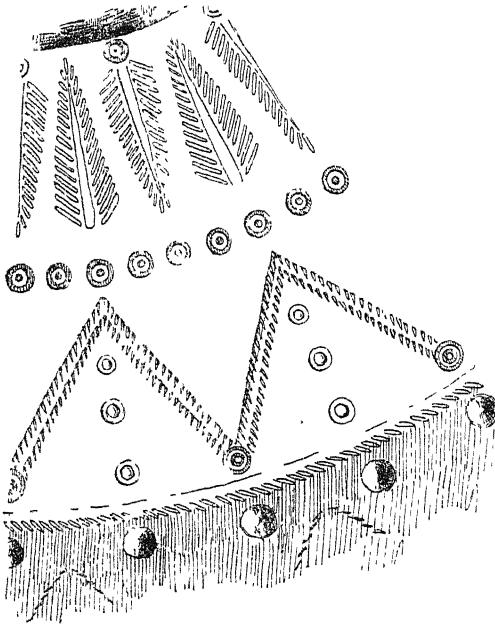
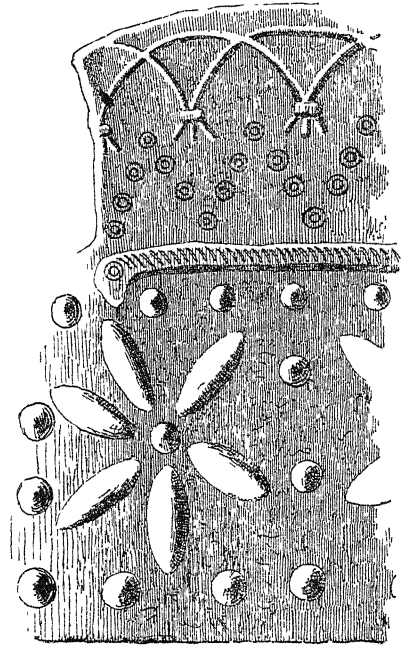
2) Im Museum des Louvre sah ich aus der alten Sammlung Campana einen sonderbaren Terracotta-Canopus, der eine weibliche Figur darstellt, mit weiblichen Brüsten am Gefäss und vorgestreckten Armen. Letztere hielten in den Händen metallene Bänder, an welchen ganz kleine Miniatur-Urnen hingen. Um den Hals der Urne lag ein Halsband von Thonstücken, die durch röthliche Bemalung wie imitirter Bernstein aussahen, vorn in der Mitte des Halsbandes hing ein halbmondförmiges Schmuckstück aus Bronze. Das Canopus-Gefäss selbst war ächt, die Halskette jedoch entschieden moderne Zuthat. Das Band, an dem die wie Bernstein imitirten Terracotta-Stücke hingen, war ein neuer, mit Thon überstrichener Eisendraht; das halbmondförmige Stück, das vorn an der Brust herunterhing, konnte vielleicht römisch sein; die Agraffe, die im Nacken das Halsband zusammen hielt, war ein Stück etwa aus dem vorigen Jahrhundert; die kleinen Thongefässe, die von den Händen herunterhingen, können wohl antik und im Grabe gewesen sein, aber die Eisendrähte, die von den Händen herunterhingen, sind gewiss moderne und nur mit Thon überschmierte Eisendrähte. Das Ganze war wahrscheinlich ein Machwerk, das in Marchese Campana's Restaurationswerkstatt von seinen Arbeitern zu Stande gebracht worden war. Nachdem ich bei meinen Studien im Louvre im Jahre 1884 Herrn de Villefosse auf diese Fälschung aufmerksam gemacht habe, ist die Halskette vielleicht weggenommen worden. — Verglichen kann auch das Halsband bei Benndorf, a. a. O. Taf XI. werden; es ist ebenso, wie die Masken, gewiss falsch (vergl. oben und seine Fig. 17).

3) Milani, l. c. p. 321[2]).

gefundenen Gefässe, sehen wir an der Canopus-Vase, die auf einem Stuhle steht (der übrigens etwas suspect sein soll und der ebenso, wie der Stuhl in Fig. 23, in seinen Ornamenten getriebenes Bronzeblech imitirt), dass die Hände ganz wie aus einem über die Schultern gewickelten Kleide hervorstehen. In Fig 14 haben wir eine Canopus-Vase, deren Kopfdeckel und Vorderarme fehlen; der obere Theil des Gefasses ist mit modellirten und bemalten Quadraten bedeckt, die offenbar ein gemustertes Kleidungsstück darstellen sollen[1]). An den Canopus-Vasen findet man auch gewöhnlich in deren oberen Theile oder am Deckel-Kopf ein oder mehrere Löcher, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren, die Gase, welche sich bilden konnten, wenn an den Knochen nicht alle organischen Reste vollständig verzehrt waren (Effluvien, Ausdünstung der Knochen), entweichen zu lassen.

Fig. 23.

Unsere Fig. 23 stellt eine sehr interessante Canopus-Vase aus dem Museum zu Florenz dar. Auf einem Stuhle steht, wie man sieht, ein Krieger, der in der rechten Hand, die von der Seite frei ausgeht, ein Schwert gehalten hat; es war wahrscheinlich aus bemaltem Holz verfertigt. Jetzt ist nur noch ein Stück des Griffes in der Hand erhalten; das Uebrige ist selbstverständlich vermodert. Auf der anderen Seite des Gefasses ist, wie man sieht, unten am Bauche ein Stück vom Schilde und darunter die linke Hand, als den Schild haltend, modellirt. Uebrigens ist der thönerne Sessel decorirt, als ob er aus Bronze gemacht wäre; seine Ornamente deuten getriebenes Bronzeblech an. Die Abbildung Fig. 23 und besonders die danach gegebenen Details Fig. 23a—23e zeigen Folgendes: Fig. 23a und Fig. 23b das Gebild von der Seite gesehen, Fig. 23c die Ornamente unten am Bauche des Gefässes, Fig. 23d die Ornamente am oberen Theile desselben und Fig. 23e die Ornamente des Stuhles[2]).

1) Museo Etrusco Gregoriano, II. Tav 99, Fig. 4. Das Stück befindet sich im etruskischen Museum im Vatikan und ist bei den Ausgrabungen in Sudetrurien im Anfang der 30er Jahre, wahrscheinlich bei Caere oder Vulci, gefunden. — Vergl. auch Milani, l. c. p. 320 n) und 331.

2) Milani, l. c. p. 317 und tav. XII. Fig. 2 Meine vortreffliche Zeichnung mit den charakteristischen Details, woran man genau sieht, wie Bronzetechnik hier in Thonmodellirung nachgeahmt ist, hat der dänische Architekturmaler J. T. Hansen in Florenz im Jahre 1884 für mich ausgeführt.

Es ist hier der Platz, mit den Canopen zusammen eine kleine Steinkiste zu erwähnen, die ich (nach Milani a. a O.) in Fig. 22 wiedergebe. Die kleine Kiste ist etwa viereckig. Auf der Vorderseite ist eine Gesichtsmaske modellirt. Die Kiste war mit gebrannten Knochen gefüllt.

Der Deckel ist wie ein Pileus geformt. Auch dieses sonderbare, fast alleinstehende Stück ist offenbar unter dem Einflusse der von auswärts gekommenen Sitte der Gesichtsmasken entstanden. Das in die Vorderseite eingehauene Gesicht erinnert sehr an eine angebundene Gesichtsmaske. Das Stück gehört offenbar einer fruhen Zeit an, und da die Steinart, woraus es gemacht ist, aus der Chiusiner Gegend stammt, hat man das Recht, das Denkmal, wie Milani a. a. O es gethan hat, in enger Verbindung mit den alten Chiusiner Gesichtsmasken zu erwähnen [1]). — Diese Canopus-Vasen finden sich, wie gesagt, in den Tombe a ziro, einer Gräber-Art, die einer ziemlich frühen Zeit angehort und auf die primitiven Tombe a pozzo folgt. Wie ich schon vorher ausgesprochen habe, werden sie etwa aus dem 7. und 6. Jahrhunderte v. Chr. datiren. Einige reichen vielleicht bis ins 5 Jahrhundert herunter Mit Recht unterscheidet Milani mehrere Arten dieser Canopus-Vasen nach der künstlerischen Durchbildung der Portraits u. s. w. Einige der am meisten durchgebildeten Vasen dieser Art kommen noch in den altesten Tombe a camera vor, obschon dies seltener zu sein scheint [2]).

Es wurde schon oben angeführt, dass die Canopus-Vasen, wie überhaupt die Tombe a ziro, besonders in der Gegend von Chiusi häufig sind und dort besonders entwickelt zu sein scheinen. Grabgefasse dieser Art und verwandte Vorkommnisse sind aber auch anderswo in Etrurien bekannt, obschon seltener. In der Gegend von Corneto scheint z. B. eine bronzene Gesichtsmaske mit Augen von Glasschmelz gefunden zu sein [3]). Auch anderswo in Südetrurien, z. B. bei Caere, scheinen entwickelte Canopus-Vasen entdeckt zu sein [4]).

An die Canopus-Vasen anschliessend nenne ich Knochenurnen, wie Fig. 24, die ebenfalls in Tombe a ziro in der Gegend um Chiusi gefunden werden, und wovon Exemplare sowohl in den etruskischen Sammlungen von Chiusi und Florenz, als auch in grosseren ausländischen Museen (z. B. Berlin, Paris, London, Kopenhagen u s. w.) vorhanden sind [5]). Unsere Abbildung ist nach Micali a. a. O. gegeben und stellt ein Exemplar dar, das im Jahre 1842 in Poggio Romitorio bei Chiusi aufgefunden wurde. Die Urne war mit gebrannten Knochen gefüllt. Oben auf dem Deckel steht eine weibliche Statuette, die das Bild der verstorbenen Frau wiedergiebt; sie trägt carrirte Kleidung (vergl. oben Fig. 14); in ihrem

---

1) Milani, l. c. p. 298, tav. X. Fig. 4.

2) Milani, l. c. p. 299 [7]), 307, 325, 337.

3) Milani, l. c. p. 297 [4]).

4) Vergl. die oben in Fig. 14 abgebildete Vase aus dem vatikanischen Museum, die wahrscheinlich bei Caere oder Vulci gefunden ist. Ferner eine Canopus-Vase in der Glyptothek zu München. (Vergl. Brunn, Beschreibung der Glyptothek, 1879. p. 51 f ein Kopfdeckel einer solchen Vase von Caere.)

5) Micali, Monumenti inediti, tav. XXXIII und p 188—194, Dennis [2], The Cities and Cemeteries of Etruria, II. p. 310 ff.

Kopfe ist eine Oeffnung für die Effluvien, an ihren Füssen und rings herum auf dem Deckel stehen 11 kleine weibliche Figuren mit den Händen an der Brust. Weiter unten, auf einem Absatze der Vase, stehen 7 ähnliche kleine weibliche Figuren und dazwischen 7 Greifen-Protome. Alle diese Frauenfiguren tragen einen eigenthümlichen Kopfputz: die Spitzen der über den Rücken herunterhängenden Haare scheinen wie in einen kleinen Beutel gesammelt, der in ein ringformiges Ornament ausläuft. Die kleinen Weiber-Figuren stellen vielleicht Klageweiber (Praeficae) dar, wie solche an einem späteren Chiusiner Relief um die Bahre eines Todten dargestellt sind[1]); Micali meint, dass es Schutzgenien seien, die um glückliche Ruhe fur den Geist des Verstorbenen flehen.

Fig. 24. $^1/_9$

Fig. 25. $^1/_{16}$

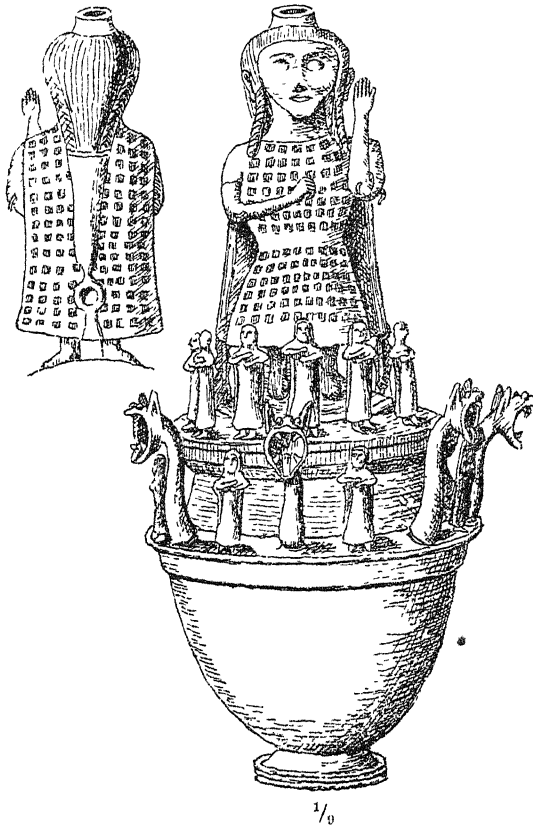



Fig. 25 zeigt uns, wie die besprochene Entwickelung der etruskischen Behälter gebrannter Knochen der Verstorbenen in deren Ausbildung als Portrait-Darstellungen culminirt. Der Knochenbehälter wird als vollständiges Bildniss des Verstorbenen geformt, als seine Statue, aus weichem Stein oder Terracotta, im Innern hohl, so dass die Portrait-Statue zugleich

1) Micali, Antichi monumenti (Firenze 1833), Tav. LVI. Fig. 1.

als Behälter der gebrannten Knochen dient. Auch diese Abbildung ist nach dem Werke von Micali gegeben[1]). Es werden solche Grabstatuen aus Thon oder weichem Stein in den Museen von Florenz, Paris, London, Berlin u. s. w. aufbewahrt. Entweder sind die Köpfe dieser Statuen zum Einsetzen in den Hals und zum Abnehmen, um den Eingang zum inneren Knochenbehälter zu bilden, eingerichtet[2]), oder die Terracotta-Statuen haben im Rucken eine viereckige Oeffnung, die durch einen Deckel geschlossen werden kann.

Besondere Erwähnung verdienen 2 Steinkalk-Gebilde dieser Art. In der etruskischen Abtheilung des Museums der antiken Skulpturen in Berlin Nr. 566 befindet sich eine sitzende weibliche Figur aus Kalkstein, 0,62 *m* ohne den Kopf hoch, auf einem Stuhle mit 2 Sphinxfiguren an den Fussen. Innen ist die Figur hohl und mit gebrannten Knochen und Asche gefüllt. Der ursprüngliche Kopf fehlt und ist vom Verkäufer durch den Terracotta-Kopf einer Canopus-Vase ersetzt; unten ist derselbe mit Gyps ausgegossen, um in den Hals der Statue eingesetzt zu werden[3]). Auf dem Stuhle ist ein Löwenfell ausgebreitet, dessen Kopf und Vorderbeine nach hinten hängen. Die Figur ist hohl; die vorzusetzende Plinthe oder ein anderes, die Höhlung unten schliessendes Glied fehlt. In der linken Hand hält die Figur einen Apfel. Die 2 Sphinxfiguren vorn sind in hohem Relief an den Seiten des Stuhles ausgearbeitet. [Die Beschreibung dieser Figur im Katalog des Berliner Museums ist von Hrn. Korte verfasst; er bemerkt, dass die Figur in's 3. oder spätestens in's 2. Jahrh. v. Chr. fallen müsse[4])].

Ebenfalls in Berlin unter Nr. 519 befindet sich ein eigenthümliches Stück aus Kalkstein; es sieht wie ein Sarkophag-Deckel aus mit der Figur eines halbliegenden Mannes. Auf dem Schooss desselben sitzt eine kleine, geflügelte, weibliche Figur (wohl Todtengöttin?); an den Füssen der Figur steht ein kleiner Knabe, vor dem in Relief ein Hund angedeutet ist. Hinter der Figur liegen anscheinend mehrere Kissen auf einander, auf welchen ein Pileus steht. In einer Hohlung in den Kissen und unter dem Pileus-Deckel ist offenbar der Knochenbehälter[5]). Auch

1) Micali, Monumenti inediti, tav. XXVI. p 150 ff.

2) Auch bei einigen Canopen ist der Kopf zum Einsetzen in den Hals des Gefässes, obschon gewöhnlich, wie unsere Abbildungen zeigen, der Deckelkopf einen cylindrischen Hals hat, der um die Mündung des Gefässes greift und über die Schulter fällt (siehe Notizie degli scavi 1884. p. 383 f).

3) Es wird gewiss diese Figur sein, die bei Inghirami, Museo Chiusino, tav. XVII und XVIII, abgebildet ist nach einem bei Cesala in der Nähe von Chiusi gefundenen Gefäss, und die bei Abeken (Mittelitalien vor der Zeit romischer Herrschaft, S. 369), als möglicherweise Persephone darstellend, erwähnt worden ist.

4) Micali, Monumenti inediti, tav XXVI. Fig 1· eine zweite ähnliche Figur aus der Casuccini-Sammlung, jetzt im Museum von Palermo, ibid p. 150 ff

5) Vergl. Conestabile in Annali dell' inst. 1860. p. 316 und tav. d'ogg. N., wo eine ähnliche Figur aus Chiusi abgebildet ist

diese Figur hat nicht ihren ursprünglichen Kopf aus Kalkstein, sondern einen Terracotta-Kopf, wohl vom Deckel einer Canopus-Vase.

Es muss hier hervorgehoben werden, wie der etymologische Ursprung des lateinischen Wortes Bustum (Buste) auf diese Weise klar wird. Das gedachte Wort ist wahrscheinlich von (b)urere (verbrennen) abzuleiten; die ursprüngliche Bedeutung von Bustum wäre dann Leichenbrandstelle, Leichenbrand, — so Buste in unserer Bedeutung des Wortes, weil die ältesten Büsten ja Canopen, dann Terracotta-Bildnisse waren, die zu gleicher Zeit Portraits des Verstorbenen darstellten und als Behälter seiner gebrannten Knochen dienten[1]).

In der späteren etruskischen Zeit wird wieder die alte nationale Grabsitte, die Leichenverbrennung, allgemein, nachdem eine zeitlang wenigstens alle Vornehmeren nach importirter ausländischer (ägyptisch-semitischer) Sitte unverbrannt in Kammergräbern bestattet worden waren. Die gebrannten Knochen werden jetzt gewöhnlich in ganz kleinen Behältern (Kisten) vereinigt, welche Sarkophagform erhalten und an deren Vorderseite oft Reliefschmuck von Darstellungen aus angeeigneten griechischen Mythen oder aus der reich entwickelten etruskischen Dämonologie angebracht wird. Auf dem Deckel dieser Kisten sieht man gewöhnlich eine ruhende Figur, die, wie an den grossen Sarkophagen, das Bild des Verstorbenen sein soll. Besonders aus dem nördlichen Etrurien hat man eine Menge von solchen kleinen Todtenkisten, in der Gegend von Chiusi am meisten aus weichem Stein oder Terracotta, in der Gegend von Volterra schöne Exemplare aus Alabaster mit Relief-Darstellungen, oftmals aus dem troischen Sagenkreise[2]). Es rühren diese Kisten aus den letzten Jahrhunderten (etwa 4. bis 2. Jahrh. v. Chr.) der selbständigen etruskischen Zeit her. Auch im südlichen Etrurien giebt es ähnliche kleine, kistenförmige Behälter der gebrannten Gebeine.

Unsere Fig. 26 stellt eine solche kleine Knochenkiste von Terracotta dar, wie sie namentlich in der Chiusiner Gegend so häufig sind. Das Relief auf der Vorderseite zeigt, wie Kadmos mit einem Pfluge die aus den gesäeten Drachenzähnen emporgewachsenen Kämpfer niederschlägt[3]). Auf dem Deckel sieht man eine ruhende Person, die offenbar den Todten darstellen soll; von einem Portrait ist hier jedoch keine Rede, weil diese Kisten fast identisch in grosser Menge vorkommen und offenbar Gegenstand handwerksmässiger Fabrikation gewesen sind.

Fig. 27 stellt eine solche Kiste aus Südetrurien dar, die in einer

---

1) Vergl. verschiedene grössere Wörterbücher der lateinischen Sprache, besonders De Witt, Schöne, Bullettino dell' inst. 1866. p. 99 f., Jules Martha, Manuel d'archéologie étrusque et romaine, p. 94; Milani, l. c. p. 322.

2) Vergl. das vom deutschen archaeologischen Institut in Rom herausgegebene Werk: H. Brunn, I rilievi delle urne etrusche, I. Ciclo Troico, Roma 1870.

3) Das Original, aus der Gegend von Chiusi, befindet sich in meinem Privatbesitze.

kleineren Seitenkammer des Campana-Grabes von Veji mit mehreren anderen solchen aufgestellt ist[1]). In dem gedachten alten Grabe waren die 2 Hauptbegräbnisse in der grossen Kammer unverbrannt; sowohl in dieser, wie auch in der kleineren Kammer waren aber mehrere gebrannte Begräbnisse, wohl von Angehörigen derselben Familie, Clienten des Hauptlings-Paares oder spateren Verwandten. Auch sonst hat man Spuren, dass nur die Vornehmeren die neue ausländische Grabsitte sofort aufnahmen, während sonst allgemein die alte nationale Leichenverbrennung beibehalten wurde. Auch bei dieser Kiste soll selbstverstandlich das Bild in Büstenform auf dem Deckel den Verstorbenen darstellen, dessen Knochen in der Kiste verwahrt waren. Von einem Portrait des Todten aber ist wohl ebenso wenig hier, wie bei der vorangehenden Abbildung, die Rede.

Fig. 26.

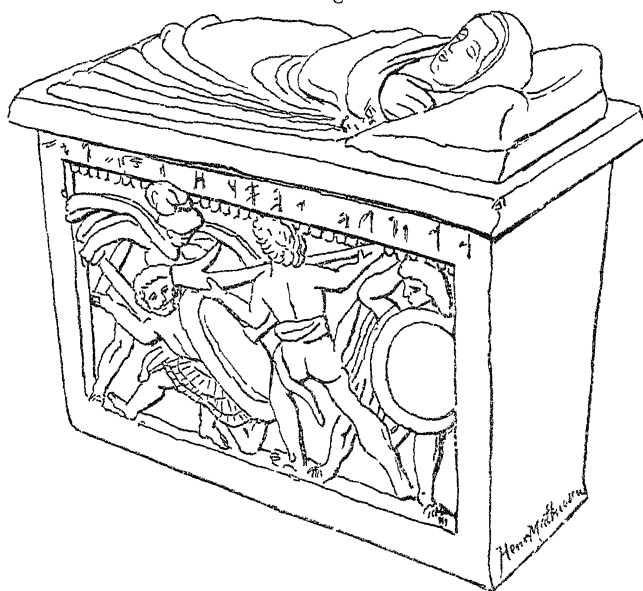
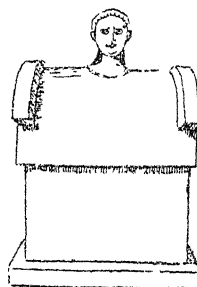



Fig. 27.

Ob die römische Sitte, die Imagines der dahingeschiedenen Vorfahren im Atrium des Hauses aufzustellen, mit den hier gedachten Canopus-Bildnissen u. s. w. zusammenhängt, darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Bemerkt sei nur noch, dass wir auch bei den Römern in historischer Zeit beide Grabsitten neben einander in Gebrauch finden: die ursprüngliche nationale Leichenverbrennung und die aus orientalischer Einwirkung hervorgegangene Skeletbestattung.

4. Andere etruskische und römische Gesichtsurnen.

Im vorrömischen Italien und besonders in Etrurien kommen auch andere, mit menschlichen Gesichtern ausgestattete Gefässe vor, die hier erwähnt werden müssen.

1) Dennis[2], The cities and cemeteries of Etruria. I. p. 40.

Fig. 28.

$^1/_3$

Fig. 28 zeigt uns ein etruskisches Thongefass von der Art, die Buccheri genannt werden; sie bestehen aus geschwarztem Thon und haben oft einen glänzenden Ueberzug, so dass die Oberfläche ganz metallisch aussieht[1]). In Relief sind an diesen Buccheri einer mehr entwickelten Zeit Thierfiguren und andere figürliche Ornamente angebracht; darunter kommt am Halse des abgebildeten Gefasses auch eine Gesichtsmaske en face vor. Andere ähnliche Gefässe haben als Ornament mehrere solche Gesichtsmasken. Knochenurnen waren selbstverständlich diese Gefässe nie; meistens werden sie als Beigefässe in den grossen Grabkammern mit Skeletten gefunden; nur der Vollständigkeit halber erwähne ich sie hier in aller Kürze. Diese Relief-Buccheri werden wohl besonders aus dem 5. und 4. Jahrhunderte stammen.

Fig. 29a und 29b stellen ein kleines, schwarzes Gefäss aus dem Museum des Louvre dar, von vorn und von der Seite gesehen. Die Ausstattung als ein menschlicher Kopf spielt hier in der Dekoration des Gefasses die Hauptrolle. Das Gesicht sieht bis zu einem gewissen Grade auch hier aus, als wäre es dem Gefässe aufgelegt; an den Seiten sind ausserdem Ohren modellirt. Auch hier kann aber nicht die Rede davon sein, dass die Ausstattung mit dem menschlichen Gesichte auf einem symbolischen Gedanken beruht; sie ist gewiss nur eine Dekoration. Eine Knochenurne kann dieses kleine Gefäss ebenso wenig gewesen sein, wie die anderen ähnlichen, die sich in verschiedenen Museen befinden. Von anderen solchen Gefässen nenne ich nur ein ziemlich gleiches aus dem Museum Bruschi in Corneto. Das Kinn tritt hier noch stärker hervor. Dieses Gefäss ist bestimmt in der Nekropole jener berühmten Etruskerstadt gefunden. Auch in der Sammlung Bourguignon in Neapel sah ich ein ähnliches kleines Exemplar, jedoch ohne Mund und Kinn; es ist bei

1) Die Abbildung ist nach Dennis², l. c. II. p. 78, aus dem Museum zu Florenz. Eine solche kleine Vogelfigur auf dem Deckel kommt als Handgriff öfters an den etruskischen Buccheri vor; ursprünglich ist dies ein griechisches Motiv, vergl. ein Bronzegefass von der Insel Euboea, das in den Annali 1883. p. 184 ff besprochen und tav. d'agg. N. Fig. 1 abgebildet ist.

Cervetri gefunden; womit zusammen, konnte ich jedoch nicht erfahren. Die hier genannten etruskischen Gefässe rühren gewiss aus der mehr entwickelten, späteren Zeit des etruskischen Alterthums her, doch kann ich deren genaue Provenienz und mit welchen anderen Sachen sie zusammen gefunden wurden, nicht angeben.

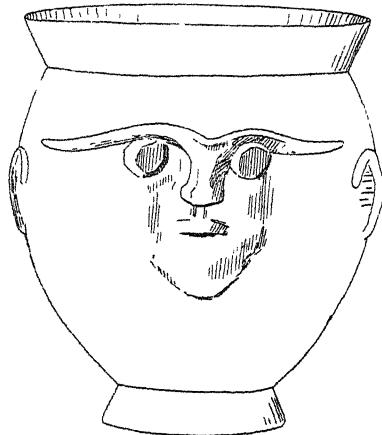



Fig. 29 a. Fig. 29 b.

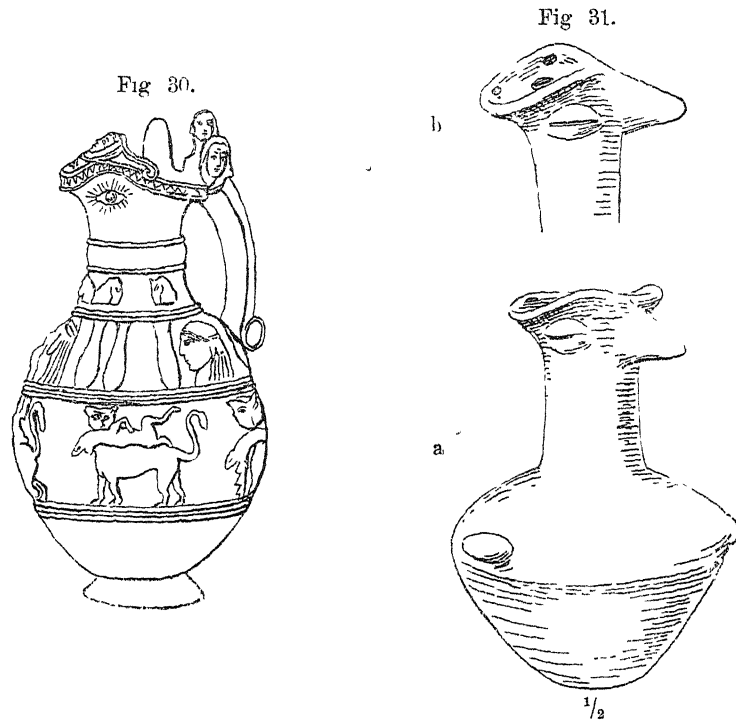
In Verbindung mit diesen späteren etruskischen Gefässen nenne ich ein bei Alife im Neapolitanischen gefundenes Fragment einer Gesichtsurne, obschon diese wohl eher mit den älteren italischen Gesichtsurnen in Verbindung zu setzen wäre. Das Fragment mit der Darstellung eines menschlichen Gesichts lag über dem Gesichte eines Skelets, ganz wie die älteren Gesichtsmasken. Das Grab gehorte etwa dem vierten vorchristlichen Jahrhunderte an. Andere, in jenen Gräbern gefundene Gegenstände deuteten auf dieselbe, ziemlich späte Zeit und zeigten grosse Verwandtschaft mit dem, was wir aus etwa derselben Zeit aus den Nekropolen auf der Ostseite des Appenins in Picenum kennen[1])

Gesichtsurnen sind eigentlich nicht zu nennen die Kannen (oinochoe), die ich jetzt erwähnen werde und die besonders in der Gegend von Orvieto häufiger vorzukommen scheinen. Es sind Krüge, meistens aus Bucchero-Masse, und etwa aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. herrührend. An beiden Seiten des Ausgusses, der als Mund oder Schnabel gedacht zu sein scheint, sind Augen eingravirt[2]) (Fig. 30). Derselbe Gedanke, dass der Ausguss eines Gefässes als Mund oder Schnabel betrachtet wird, kann nicht fern liegen; finden wir ihn doch an anderen Orten ziemlich ähnlich wieder. Fig. 31 zeigt uns ein ganz kleines Thongefäss aus

1) Dressel, Annali dell' instituto 1884. p 219—268, tav. d'agg. O. e P. speciell tav. O. Fig. 3.

2) Die Abbildung zeigt ein Exemplar aus dem Museum zu Florenz, vergl. Dennis[2], l. c. II. p. 77.

einem alten vorrömischen Funde in Ungarn, wo derselbe Gedanke ausgedrückt ist. Auch auf Cypern und in Hissarlik ist Aehnliches gefunden[1]).

Fig 30. Fig 31.

Genannt können hier auch werden die griechischen Trinkschalen, an denen oft zwei grosse Augen gemalt sind; weiter die μάστοι, Trinkgefässe ohne Fuss und mit einem Gesichte dekorirt[2]). Diese Dekoration hat, wie vermuthet, auf „das böse, neidische Auge" wahrscheinlich Bezug gehabt. Es stammen diese Trinkgefässe wohl meistens aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, gehen uns aber hier nicht näher an.

Nur nennen will ich hier einige nordalpine Gefässe, die früher mit den etruskischen Canopen in nähere Beziehung gesetzt worden sind. Ich meine einige bayrische Gefässe in Form von Menschenköpfen[3]). Wie es sich jetzt herausgestellt hat, rühren sie jedoch aus späteren Zeiten (Mittelalter und Neuzeit) her und sind von der Landbevölkerung als Votive, u. a. gegen Kopfweh, verwendet worden[4]).

In Deutschland kommen bekanntlich in der Rheingegend aus römischer Zeit öfters Gefässe vor, die in Relief angesetzte Ornamente

1) Schliemann, Ilios, p 795

2) Dennis[2], l. c. Einleitung p. CXVIII und CXXI, auch I. p. 471; vergl. auch Annali dell' inst. 1832. p. 64, 1850. p. 274, 1852 p. 85 und 1857. p. 211.

3) Hr. Major von Wurdinger hat mir im Jahre 1883 in der Sammlung des historischen Vereins zu München mehrere solche Gefässe gezeigt.

4) Abgebildet sind einige Exemplare in den Verh. der Berl. Gesellsch. 1888. S. 157.

haben, darunter auch mehrere, die ein menschliches Gesicht und auch andere Körpertheile zeigen; die grösseren dieser Gesichtsgefässe waren meistens Aschenurnen für Leichenbrand[1]). Früher glaubte ich, dass dies eine provinzial-römische Art von Gefässen sei; jetzt muss ich die Sache etwas anders betrachten. Als ich im Jahre 1881 das erste Mal in Bologna war, bemerkte ich zu meinem Erstaunen im Alterthumsmuseum das Thongefäss, das hier Fig. 32 abgebildet ist. Es war im Museum alleinstehend, und über die Provenienz konnte nichts ermittelt werden, weil es mit einer Privatsammlung (Sammlung Palazzi) dem Museum zu-

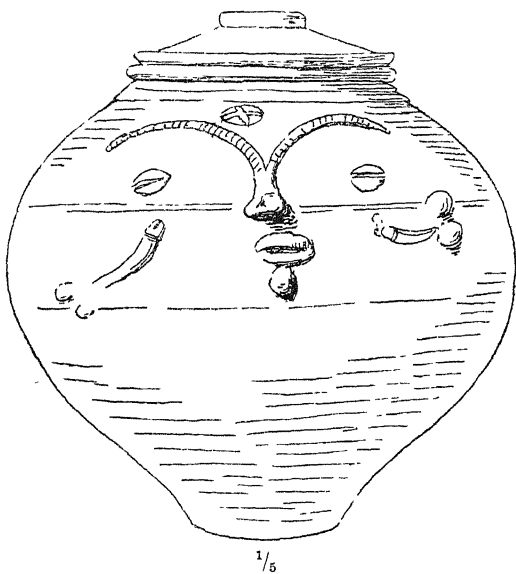



Fig. 32. 1/5

Fig. 33. 1/3

gekommen war. Die Aehnlichkeit mit den rheinisch-römischen Gesichtsurnen war mir indessen sofort auffallend, und mit den dortigen Archäologen, die auch nichts Aehnliches aus Italien kannten, wurde ich bald einig, dass dies Stück auf dem Wege des Antiquitäten-Handels in neuer Zeit jener Privatsammlung aus der Rheingegend zugekommen sein müsse. Später, bei meiner weiteren Durchmusterung der italischen Museen, wurde es mir inzwischen klar, dass diese Sache sich anders verhalten musste. In dem Museum zu Bologna fand ich noch ein anderes, ähnliches Exemplar, hier als Fig. 33 abgebildet. Es rührt aus derselben Privatsammlung her. Besonders zu beachten ist bei diesem die grosse Nase. Das Gefäss ist auf dieselbe Weise wie jenes gearbeitet, aber aus mehr röthlichem Thon. In den Sammlungen zu Verona, Grosseto und Viterbo traf ich ebenfalls ähnliche, kleine, römische Gesichtsurnen, das Exemplar zu Viterbo mit kleinen

---

1) Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I. VI, 6. Fig. 7, 10, 13. Vergl. auch Westdeutsche Zeitschrift, II S. 37, Taf. IV. Fig. 25. Ueber ähnliche Gesichtsurnen aus Strassburg und Lyon vergl. Hostmann in den Verhandl., Sitz vom 15. Juni 1872. S. 15 f.

Terracotta-Anhängseln an den Enden der Augenbrauen (wo wohl Ohren hinzudenken sind). In Neapel und Pompeji sah ich schliesslich mehrere ganz ähnliche Gefässe Fig 34a und Fig. 34b stellen ein solches Exemplar aus dem Museum zu Neapel (Nr. 1007), in Pompeji gefunden, dar. Die Sache muss sich selbstverständlich so verhalten, dass die Idee, Gefässe so zu dekoriren und auszustatten, von den Römern aus Italien nach den

Fig. 34a. Fig. 34b.

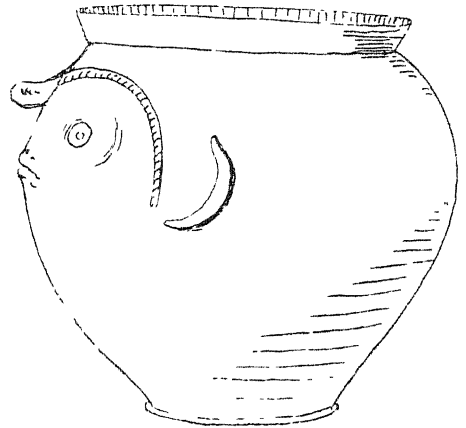



Fig. 35.

Rheinlanden mitgebracht wurde[1]). Auf meinen späteren Reisen fand ich auch Beweise, dass die Römer dieselbe Idee nach anderen Theilen ihres Reiches gebracht hatten. So stellt z. B. Fig. 35 eine solche kleine römische Gesichtsurne aus Kroatien dar, welche sich im Museum zu Agram befindet und in den Ruinen einer römischen Anlage bei Sisek gefunden worden ist. Auch in London sah ich im Britischen Museum mehrere Exemplare ähnlicher Gefässe, die in römischen Stationen Englands gefunden waren, u. a. eine mit der Votiv-Inschrift DO MIRCURIO, wonach sie dem Gotte Mercurius geweiht worden war[2]).

Eine besondere Gruppe unter den Gesichtsgefässen der Römerzeit im Rheinlande bilden bekanntlich die Gesichtskrüge aus der Gegend

1) Auch nach der römischen Zeit ist vielleicht diese Idee, ein Gefäss mit einem menschlichen Gesicht zu dekoriren, im Rheinlande fortgesetzt und weiter entwickelt worden. Wegen Mangels an Material aus den folgenden Jahrhunderten können wir es nicht beweisen; eine Möglichkeit ist es jedoch, dass es einer solchen Tradition zu verdanken ist, wenn über 1000 Jahre später die bekannte rheinländische Keramik in Raeren und Frechen oft Krüge mit einem menschlichen Gesicht dekorirte („Bartmänner" oder „Bellarmines"), vergl. Jaennicke, Grundriss der Keramik, S. 431 f. und 437, Fig. 246, 247, 248.

2) Proceedings of the society of antiquaries. 2d series, II. p. 440.

um Worms[1]): der oberste Theil um die Mündung des Gefässes ist ganz wie ein Menschenkopf geformt. Ziemlich ähnliche Gesichtskrüge kommen auch in verschiedenen romischen Stationen Englands vor (im Britischen Museum). Auch dies ist kaum eine eigene provinzielle Entwickelung der genannten Gegenden. Fig. 36a und Fig 36b zeigen das italische Vorbild, ein Gefäss aus dem Neapeler Museum, das bei Ruvo in Apulien gefunden worden ist. Alleinstehend, wie es damals bei meinen Reisen

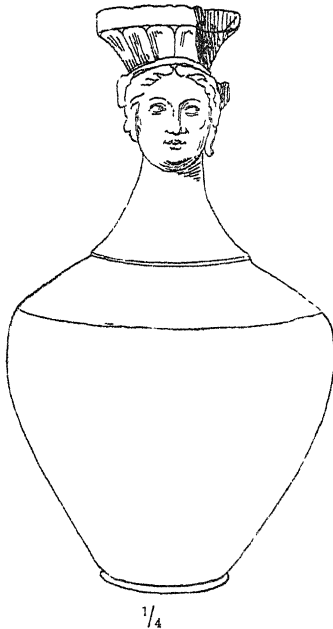
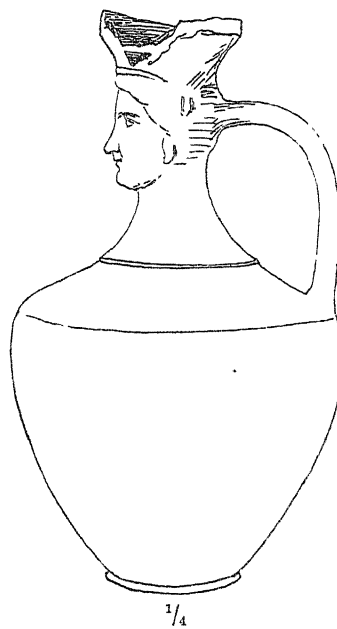



Fig. 36a Fig 36b.

und Studien in Italien in den Jahren 1881—83 in den italischen Sammlungen war, bietet es eine nicht häufige Form, die, wie gesagt, besonders in der Gegend um Worms und in England in römischer Zeit festen Fuss gewonnen zu haben scheint. Die künstlerische Durchbildung des abgebildeten Gefässes aus dem Neapeler Museum scheint übrigens für griechische Kunst oder Kunsttradition zu sprechen.

Schon oben wurde erwähnt, wie diese italischen Gesichtsurnen und speciell die Canopus-Gefasse mit der norddeutschen Gruppe der pomerellischen Gesichtsurnen in Verbindung gesetzt worden sind[2]). An jene

1) Ein bemaltes schones Exemplar ist bei Lindenschmit (Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, III I, 4. Fig. 4) abgebildet. Vergl auch von Cohausen in den Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde 1879. S. 272 ff., ferner Westdeutsche Zeitschrift, II. Taf. V, Fig. 27 und 28 und S. 38. Siehe auch Mehlis im Correspondenzblatt der deutsch. anthrop. Gesellsch. 1875 S. 56.

2) Ueber die pomerellischen Gesichtsurnen siehe den Excurs bei Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, S. 123—133), wo auf die speciellere Literatur hingewiesen ist.

pomerellische Gruppe schliessen sich bekanntlich an den Grenzgebieten andere Gefässe an, wo man nur einzelne Elemente des Gesichtes findet, so z. B. schlesische Exemplare mit nur einzelnen Details von Gesichtern, besonders Augen und Nase[1]); weiter die Ohren-Urnen im westlichen Norddeutschland[2]), und noch westlicher, in Niedersachsen, die weit jüngeren Buckel-Urnen, wo bisweilen einzelne Buckel als Gesichter ausgestaltet sind[3]).

Sonst durfte wohl die am meisten bekannte Gruppe von Gesichtsurnen die von Troja sein, über die ich im Allgemeinen auf Schliemann's Werk verweisen kann[4]). Mit diesen troischen hängen vielleicht zusammen die Gesichtsurnen der „Thrako-Geten" in Siebenburgen und östlicher Völker[5]). Mit den italischen zusammen mussen die cyprisch-phonikischen Gesichtsurnen berücksichtigt werden[6]) Auch in Aegypten kommen Gefässe vor, die hier zu erwahnen sind[7]); Knochenurnen sind diese, die oft ein Bes-Gesicht zeigen, jedoch gar nicht; auch rühren sie zum grossen Theil nicht aus der frühesten Zeit her; die Körpertheile und andere Ornamente scheinen, wie an den fruher gedachten romischen Gefässen, in Relief aufgesetzt zu sein. Exemplare solcher ägyptischen Gefasse finden sich in den meisten grösseren Sammlungen agyptischer Alterthumer

Von aussereuropaischem Vergleichsmaterial muss man hier besonders an die peruanischen und mexikanischen Gesichtsurnen erinnern[8]).

Von den genannten Gruppen von Gesichtsurnen in den Mittelmeer-Ländern glaube ich jedoch nicht, dass irgend eine mit den italischen Gesichtsurnen in nahere Beziehung zu setzen ist. Wie ich vorher ausgesprochen habe, finde ich in mehreren Gebieten der indo-europäischen Volkerwelt schon während der Bronzezeit, der ältesten Periode, wo wir solche Grabsitten finden, Spuren derselben Auffassung des Gefässes mit den gebrannten Knochen des Verstorbenen als seine Reprasentation. Auf dieser allgemeinen indo-europäischen Grundlage entsteht die besonders reiche Entwickelung der etruskischen Canopus-Gefasse, Dank den Ein-

---

1) Vergl. Verhandl. 1887. S. 288, ein Exemplar mit Elementen von mehreren Gesichtern.

2) Virchow, Verhandl. 1889 S. 747 f.

3) Tewes, Unsere Vorzeit, S. 41.

4) Schliemann, Ilios, Leipzig 1881.

5) Frl. Torma und andere, Correspondenzbl d. deutsch. anthrop Gesellsch. 1889. S. 19 ff.

6) Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, III. p. 694 ff.; Mittheil. des deutsch. archäol. Instituts, Athenische Abtheil., X. S. 229, Doell, Die Sammlung Cesnola (in den Mémoires de l'Acad Imp des sciences de St-Petersbourg, VIIe Série, Tome XIX), Taf. 16. Fig 21–26, die zwei letzten (25 und 26) mit Thierköpfen als Ausgüsse.

7) Perrot et Chipiez. l c. I. p 820 f, speciell Fig. 548.

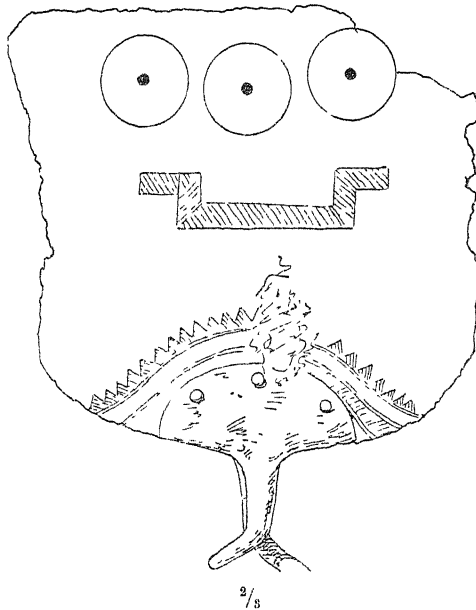
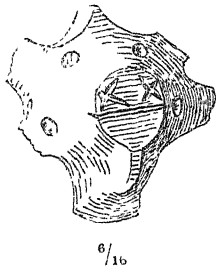
8) Aus der grossen Literatur über diese Gruppe verweise ich hier nur auf Mémoires de la société des antiquaires du Nord 1840–44. Pl VI und VII, und (einige mexikanische Trinkgefässe) auf die Verhandl. der Berl. Gesellsch 1888, S. 111, Fig. 17–22.

wirkungen der semitisch-orientalischen Sitte, das Gesicht des Todten mit seiner metallenen Portraitmaske zu bedecken. Ob diese speciell etruskische Entwickelung die andere, reiche Ausbildung von Todtenurnen in Menschenform, die wir auf europäischem Gebiete in der unteren Weichselgegend finden, durch specielle Beeinflussung hervorgerufen hat, ist gewiss nicht unmöglich und unwahrscheinlich, wurde wegen der Chronologie auch ganz gut moglich sein, lässt sich aber vor der Hand nicht naher beweisen.

Anhang.

Mit Fig. 12 zusammen wurde das Stuck Fig. 37 im Jahre 1875 im Provinzial-Museum zu Chiusi fur das römische archaologische Institut von Hrn. de Sanctis gezeichnet und mit jener Zeichnung mir vom Institute uberlassen. Man war im Museum von Chiusi etwas in Zweifel, ob dieses Stück (Mus.-Nr. 433) mit jener Canopus-Vase wirklich zusammen gefunden war; man wagte es nicht, bestimmt zu behaupten oder zu verneinen. Solche, nach unten viereckige, ganz dünne Bronzestücke kommen mehrmals in Funden der jüngeren Villanova-Zeit vor; gewöhnlich nennt man sie Rasirmesser, und einige tragen auch, ebenso wie die halbmondförmigen Messer, diesen Namen mit Recht. Bei anderen kann es jedoch fraglich sein, ob sie richtig so bezeichnet werden. Einige waren gewiss „Hängeschmucksachen“ oder „musikalische Instrumente“, ganz wie das bei Gozzadini, La nécropole de Villanova, Fig. 22, abgebildete Stück. Unser hier abgebildetes, dünnes Exemplar hat in seinem unteren Theile 3 Bronzebuckel (Borchie) auf jeder Seite aufgesetzt gehabt. Ausserdem hat es einige gravirte Ornamente, wie man in der Abbildung wahrnehmen kann.

Fig 37.

2/3

Neben dem ungarischen Thongefässe Fig. 31, mit Augen an beiden Seiten des schnabelähnlichen Ausgusses, nenne ich das Fragment, das hier Fig. 38 abgebildet ist. Es ist ein Henkel-Bruchstück von einem Thongefässe, ebendaselbst gefunden und bei derselben Gelegenheit für mich gezeichnet. Hinter und unter dem Kopfe waren die Ansatze des Henkels an das Gefäss; zwischen den jetzt abgebrochenen Hörnern konnte der

Daumen angesetzt werden, wenn der Henkel mit den anderen Fingern angefasst wurde. Es erinnert somit dieser Henkel sehr an die Horn-Henkel der Thongefässe der norditalischen Terramaren. Dieser Henkel muss ehestens als Ochsenkopf aufgefasst werden; mit dem Gefässe Fig 31 ist er ein Zeugniss dafür, dass die Alten den Hang hatten, ihre Industrie-Erzeugnisse zu beleben.

Nachträge zu den früheren Capiteln.

1) Nachtrag zu Cap. I: Zu den ältesten Fibeltypen (diese Zeitschrift 1889. S. 205—231). Nachdem jene meine Abhandlung (im Jahre 1888) längst abgeschlossen und abgesendet war, ist mir Band XIII der Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts, athenische Abtheilung, vor Augen gekommen S. 287, Note 1 finde ich hier mitgetheilt, dass Fibeln, wie etwa von meiner Urform Fig. 2 in jener meiner Abhandlung, jetzt auch in „mykenischen“ Gräbern, und zwar bei Mykenae selbst, gefunden worden sind. Von den HHrn. Dr. P. Orsi in Syracus und Dr. P. Wolters in Athen habe ich brieflich collegiale Mittheilungen über jene neuen mykenischen Funde empfangen und Hinweisungen auf die mir nicht zugängliche griechische Zeitschrift Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1887. S. 164, und 1889. S. 167, Taf. 9, Fig. 1 und 2, bekommen. Meine in jenem Aufsatze geäusserte Vermuthung über den Urtypus der Fibula ist somit durch spätere Funde ganz bestätigt worden Der Ursprungsort wird sich durch fernere Funde vielleicht irgendwo in der griechischen Inselwelt fixiren lassen.

In einer Abhandlung von Dr. M. Hoernes über Grabhügel-Funde von Glasinač in Bosnien (Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellsch. XIX. 1889) finde ich S. 139 als Fig. 175 eine fragmentarische grosse Peschiera-Fibel abgebildet, die gewiss von derselben Urform gewesen ist. In derselben Abhandlung erwähnt Verfasser ferner (nach dem kroatischen Kataloge der Bronzezeit-Alterthümer im National-Museum zu Agram von Ljubič) eine in Kroatien gefundene Fibula, die einen Mitteltypus zwischen dem von Peschiera und dem ungarischen darstellen soll, ausserdem auch einige ächt italische, in Kroatien gefundene Typen. Ueber griechische Fibeln vergl. übrigens jetzt Studniczka, Mittheil. d. ath. Inst., XII. (1887) S. 8 – 24, wo er besonders über Dipylon-Fibeln handelt.

Christiania, März 1890.

2) Nachtrag zu Cap. III: Die ältesten Schwertformen (diese Zeitschrift 1890. S. 1—29). Ein fragmentarisches Eisenschwert, ganz wie die S. 2 von mir aus Kopenhagen und Paris publicirten Exemplare vom Dipylon, finde ich jetzt auch von Dummler publicirt in den Mittheilungen des archäologischen Instituts, Athenische Abtheilung, XII. S 297, ebenfalls von derselben Fundstelle, Dipylon bei Athen.

Christiania, Mai 1890.

VI.

Altpreussische Wirthschaftsgeschichte bis zur Ordenszeit,

von

OTTO HEIN zu Königsberg i. Pr.

Wenn ich in Folgendem den Versuch mache, eine Darstellung der Wirthschaftsgeschichte des heidnischen Preussens zu geben, so bin ich mir der Schwierigkeiten, welche dies Unternehmen bietet, wohl bewusst. Die Aufgabe einer jeden Wirthschaftsgeschichte ist es, das wirthschaftliche Leben eines Volkes in seinem Zu- und Abnehmen, in seinem Entstehen und Werden, kurz im Flusse seiner Entwickelung zu zeigen und die Veränderungen in demselben darzustellen und zu erklären Diese Aufgabe für die älteste Epoche altpreussischer Geschichte völlig zu lösen, ist bei der Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit der Quellen unmöglich. Was uns die Quellen erlauben, ist meist nur Feststellung einzelner Thatsachen aus dem Wirthschaftsleben; selbst da, wo die Fixirung zeitlich auf einander folgender Umstände möglich ist, sind die Nachrichten meist so spärlich, dass wir genöthigt sind, durch Analogien und Hypothesen ganze Glieder in der Kette der Entwickelung zu ergänzen.

Da es unter diesen Umständen nur zu einer wüsten Häufung von Muthmaassungen geführt haben würde, wenn ich die einzelnen Zweige der Volkswirthschaft von ihrem ersten Anfange an bis auf die Ordenszeit herab verfolgt hätte, so habe ich es vorgezogen, meiner Darstellung die Zeit, welche der Eroberung Preussens durch den Orden unmittelbar voranging, zu Grunde zu legen, und von hier aus, wenn die Quellen die Möglichkeit dazu bieten, Rückblicke zu werfen

Ein anderes Moment, welches die Behandlung des Thema's sehr erschwert, liegt darin. dass wir es bei dem heidnischen Preussen mit keinem geschlossenen, einheitlichen Wirthschaftsgebiete zu thun, sondern dass wir hier ein Nebeneinander von, in cultureller Beziehung völlig verschieden entwickelten Landschaften zu constatiren haben.

Wenn ich mich trotzdem an diese heikle, in ihrem vollen Umfange überhaupt kaum jemals zu lösende Aufgabe heranwage, so geschieht dies aus folgenden Gründen: einmal sind über die betreffende Epoche der preussischen Geschichte noch vielfach durchaus unrichtige Anschauungen verbreitet, so dass eine quellengemässe Korrektur derselben geboten erscheint; zweitens bildet die Arbeit nicht nur die natürliche, sondern auch die nothwendige Einleitung zu einer projektirten Wirthschaftsgeschichte Preussens während der Ordenszeit.

Ueberblick über die Quellen.

A. Literarische Quellen.

Als ältester Schriftsteller über Preussen pflegte früher stets Pytheas[1]) von Massilien citirt zu werden. Der schon früh begonnene Streit über seine Bedeutung für die Geschichte Preussens ist unlängst dadurch in ein neues Stadium getreten, dass man behauptet hat, Pytheas wäre überhaupt nicht über Jütland hinausgekommen, besonders unter dem Hinweis darauf, dass auch auf den Jütland vorgelagerten Inseln Bernstein gefunden wurde. Diese, auf kaum zu widerlegende Thatsachen begründete Behauptung gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn man Strabo, Geogr. L. VII. c. 2, berücksichtigt, wo es heisst: *τὰ δὲ πέραν τοῦ Ἄλβιος τὰ πρὸς τῷ ὠκεανῷ παντάπασιν ἄγνωστα ἡμῖν ἐστιν.* Wie der Bericht des Pytheas, bezieht sich jedenfalls auch das, was Diodor uns über die Insel „Basilia" mittheilt, nicht auf Samland, sondern auf die Bernsteininseln in der Nordsee. Wichtiger, wenn auch nur mit Vorsicht zu benutzen, sind die Berichte bei Plinius (Hist. nat. L. IV und XXXVII 1, 2), Tacitus (Germania c. 45) und Ptolemaeus. Die bisher genannten Schriftsteller bilden zusammen die erste Gruppe derer, die über Preussen geschrieben haben. Die zweite Gruppe umfasst die ausserpreussischen Schriftsteller von der Zeit nach Untergang des weströmischen Reiches an. Die Reihe der hierher gehörigen Werke beginnt mit den „Getica" des Jornandes[2]) und hat als einziges ausschliesslich über Preussen handelndes Werk nur den Bericht Wulfstan's über seine Reise nach Truso aufzuweisen, welchen der englische König Alfred in die Einleitung zu seiner Uebersetzung des Orosius aufgenommen hat. Nebensächlich wird Preussen erwähnt in den 3 Biographien des heiligen Adalbert, sowie in einer grossen Anzahl von niederdeutschen, oberdeutschen, thüringischen, schlesischen, österreichischen, böhmischen, polnischen, livländischen, schwedischen und dänischen Chroniken. Als von besonderer Wichtigkeit will ich unter den letzteren hervorheben die Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum von Adam von Bremen, speciell deren viertes Buch, das betitelt ist Descripcio insularum Aquilonis. Die dritte Gruppe endlich besteht aus den Schriftstellern, die in Preussen selbst geschrieben haben, vornehmlich aus den Chronisten des deutschen

---

1) Aus der reichen Literatur über Pytheas will ich hier nur hervorheben: Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, I. Berlin 1870; Bessel, Pytheas v. M.; Nilsson, Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens, Bd II: Das Bronzealter, S 102 Ueber die Art, wie Pytheas von den preussischen Historikern benutzt ist, vergleiche Voigt, Geschichte Preussens, I. S. 18—28; Schubert, Das Land Preussen und seine Bewohner vor Ankunft des Ordens, S. 264 ff. (in den Abhandlungen der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, III.), Lohmeyer, Geschichte von Ost- und West-Preussen, I. S. 5.

2) Dr. Brosow, Was erfahren wir aus Jornandes über den Aufenthalt der Gothen in den Weichselgebieten? Vortrag, gehalten in der „Prussia": Referat in der Hartung'schen Zeitung vom 17. Januar 1890.

Ordens. Für unsere Zwecke kommen hier besonders in Betracht die ältere Chronik von Oliva und das Chronicon terrae Prussiae von Peter von Dusburg[1]). Nehmen wir noch das urkundliche Material aus den Anfängen der Ordenszeit hinzu, so ist hiermit die Reihe der Originalquellen erschöpft. Aus ihnen haben sämmtliche späteren Schriftsteller geschopft, wenn sie es nicht, wie ein Simon Grunau[2]) oder Erasmus Stella[3]), vorzogen, die Dinge nach ihrem eigenen Belieben zu konstruiren. Den Versuch, eine Wirthschaftsgeschichte dieser ältesten Zeit zu schreiben, hat zuerst Hartknoch im Ausgange des 17. Jahrhunderts gemacht. Doch ist die diesbezügliche Abhandlung, betitelt: De re oeconomica veterum Prussorum, die in dem Anhange zu seiner Ausgabe der Dusburg'schen Chronik enthalten ist, fur die heutige Zeit ohne Belang, da ihm das jetzt vorhandene Quellenmaterial noch nicht zu Gebote stand. Zusammenstellungen der die älteste Epoche preussischer Geschichte betreffenden wirthschaftlichen Thatsachen finden sich mehr oder weniger ausführlich in fast allen Werken über die Geschichte Preussens. Rücksichtlich der Vollständigkeit des Materials verdient hervorgehoben zu werden der erste Band von Voigt's Geschichte Preussens, doch hat gerade hier der Mangel an einschneidender Quellenkritik den Verfasser sehr vielfach auf Abwege geführt. Den wahren Kern hat zuerst von allen ihn umgebenden Fabeleien und Irrthümern Lohmeyer in seiner Geschichte von Ost- und West-Preussen befreit, doch sind hier die einschlagigen Fragen, entsprechend der Absicht des Autors, ein Handbuch preussischer Geschichte für weitere Kreise zu liefern, sehr in extenso behandelt, auch laufen mehrfach Unrichtigkeiten mit unter. Endlich sind noch zahlreiche, hierher gehorige Themata einzeln behandelt worden, in Abhandlungen, die zum grössten Theil in den Neuen Preussischen Provinzialblättern, bezw. deren Fortsetzung, der Altpreussischen Monatsschrift, enthalten sind.

B. Reste der altpreussischen Sprache.

Die zweite Kategorie von Quellen für die Geschichte der heidnischen Zeit bilden die uns erhaltenen Reste der altpreussischen Sprache. Wie dürftig diese sind, wird man aus folgender Aufzählung erkennen:

1. Ein preussisch-deutsches Vokabular, enthaltend 800 Wörter,

1) Ueber das Verhältniss dieser beiden Chroniken zu einander vergleiche Dr Fuchs, P. von Dusburg und das Chronicon Olivense, und Perlbach, Der alte preussische Chronist in der Chronik von Oliva. Beides in der Altpreussischen Monatsschrift 1884. Nähere Literaturangaben daselbst S 193 ff.

2) Perlbach, Einleitung zu seiner Grunau-Ausgabe. und Toppen, Geschichte der preussischen Historiographie, 1855.

3) Dr Hirsch über Stella in Scriptores rerum Prussicarum IV. S 275—282. Das Urtheil Dr. Mannardt's lautet: Stella entlehnt Einiges theils aus dem Bericht des Hieronymus von Prag bei Aeneas Sylvius, theils aus Helmold Einiges erlügt er, und schliesslich hat er einige dürftige Originalnotizen über die Sudauer bei Gelegenheit seiner Nachfragen über den Bernstein vernommen

gewöhnlich als Elbinger Vokabular citirt. Die Abfassungszeit ist das 15. Jahrhundert.

2. Ein etwa 100 Worte umfassendes Vokabular nebst einer Uebersetzung des Vaterunsers, das in Grunau's Chronik enthalten ist.

3. Drei Uebersetzungen des kleinen Katechismus von Luther, von denen jedoch die beiden ersten nur einige Hauptstellen aus dem Lutherschen Buche wiedergeben.

4. Eine grosse Zahl von preussischen Personen- und Stadte-Namen.

5. Eine Anzahl von Worten, die von den deutschen Kolonisten recipirt wurden und sich in verschiedenen Urkunden jener Zeit finden, zum Theil jetzt noch als Provinzialismen in der Volkssprache umlaufen.

Abgesehen von der Geringfügigkeit dieser Quellen, stellen sich ihrer Ausnutzung für die Geschichte der heidnischen Zeit noch andere Hindernisse in den Weg Erstens nehmlich muss man berucksichtigen, dass keine dieser Aufzeichnungen von einem Stammpreussen herruhrt, — die alten Preussen kannten nachweislich die Schrift noch nicht, — dass sie vielmehr ihre Entstehung den eingewanderten Kolonisten verdanken. Ob diese die zu einem solchen Unternehmen nothige allgemeine Bildung besassen, ist schwer zu entscheiden; von Grunau und dem Uebersetzer des Katechismus sind wir wohl das Gegentheil anzunehmen berechtigt. Zweitens aber muss man berücksichtigen, dass diese Aufzeichnungen, wenigstens die hauptsächlichsten, aus einer verhältnissmässig recht späten Zeit herrühren, nehmlich aus dem 15. und 16. Jahrhundert, d. h also 2—3 Hundert Jahre nach dem Einzuge des Ordens. Ein solcher Zeitraum vermag aber das Wesen einer Sprache gar vielfach zu beeinflussen, besonders unter so abnormen Verhältnissen, wie sie in Preussen sich gestaltet hatten. Bevor man diese Sprachfragmente für unseren Zweck benutzen kann, muss man daher Alles, was seit der Ordenszeit zu der Sprache hinzugekommen ist, wegstreichen. In manchen Fällen ist dies nicht schwer, da man Worten, wie altars (Altar), evangelistai (Evangelisten), hófftmannin (Hauptmann), jumpravan (Jungfrau) u. s. w. auf den ersten Blick ansieht, dass sie aus dem Deutschen übernommen sind. Um so schwerer ist dies aber in anderen Fallen, da man doch unmoglich wird leugnen können, dass die preussische Sprache innerhalb zweier, bezw. dreier Jahrhunderte sich auch selbständig weiter entwickelt hat, besonders wenn man bedenkt, wie unendlich sich mit einem Schlage der Gesichtskreis der Eingebornen erweiterte, und welche Fülle von Gegenständen jetzt erst zu ihrer Kenntniss kamen. Daher scheint mir bei der Verwerthung dieser Sprachreste äusserste Vorsicht am Platze zu sein.

Zu Grunde gelegt ist bei den in Folgendem vorkommenden Etymologien meist Nesselmann's Thesaurus linguae Prussicae.

Literatur: Hartknoch, De lingua veterum Prussorum modoque scribendi 1796; Prätorius, Preussische Schaubühne, Bd. XVI; J. A. Pauli,

Acta Borussica 1732; Thumann, Untersuchungen uber die alte Geschichte einiger nordischen Volker, 1772; Hennig, Preuss. Archiv 1794, 1796, 1797; Hennig in Adelung's Mithridates II.; Vater, Die Sprache der alten Preussen, 1821; von Bohlen in Voigt's Geschichte Preussens, I. 1827; Pott, 2 Dissertationen, 1837, 1841; Nesselmann, Neue Preussische Provinzialblatter 1843; Nesselmann, Die Sprache der alten Preussen, 1845; F. Bopp, Die Sprache der alten Preussen, 1853; Nesselmann, Elbinger Vokabular in der Altpreuss. Monatsschrift 1868; Nesselmann, Thesaurus linguae Prussicae 1873. Einzelheiten der altpreussischen Sprache sind behandelt von Töppen, Neumann, Pierson, Pauli u. A., meist in den N. Preuss. Provinzialblattern und der Altpreuss. Monatsschrift.

C. Funde.

Die gleiche Vorsicht, wie bei Verwerthung der uns erhaltenen Reste der preussischen Sprache, scheint mir auch bei der Ausnutzung der dritten Quellen-Kategorie erforderlich zu sein. Als solche betrachte ich nehmlich die in Preussen gemachten Funde an Waffen, Geräthschaften u. s. w. Um hier vollig sicher zu gehen, musste man wissen, welcher Zeit die einzelnen Fundobjekte angehoren und wer sie angefertigt hat, Fragen, die mit positiver Sicherheit nur in den seltensten Fallen zu lösen sind. Dazu wird die Verwerthung der Funde fur die Wirthschaftsgeschichte noch dadurch erschwert, dass es bis jetzt an einer abschliessenden Zusammenstellung der Funde, wie wir derartige Uebersichten und Fundkarten für andere Gebiete bereits besitzen, für Ostpreussen noch mangelt. Das diesbezügliche Material findet sich zerstreut in den Schriften der Physikalisch-okonomischen Gesellschaft[1]) zu Konigsberg, den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prussia, in der Altpreussischen Monatsschrift, den Berichten der Elbinger Alterthumsgesellschaft, in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig und verschiedenen kleineren Werken, in den Sammlungen von prähistorischen Alterthumern des Provinzial-Museums zu Konigsberg, des Prussia-Museums daselbst, sowie der Museen zu Elbing, Thorn und Danzig. Ein gedruckter Katalog existirt nur für die Sammlung der Prussia, der, wenn auch in der Systematisirung wohl verfehlt, in den Einzelheiten doch recht gründlich ist.

Geschichte Preussens bis zur Ordenszeit.

Umfang des Landes. Eintheilung in Landschaften.

Die erste verbürgte Nachricht, die wir uber die Geschichte Preussens haben, besagt, dass dort die Gothen sich niederliessen, wahrscheinlich als Nachfolger einer slavischen Volkerschaft. Die Grenzen des von ihnen ein-

1) Von Bedeutung sind namentlich die Aufsätze des jetzigen Direktors der Gesellschaft, Dr. Tischler.

genommenen Gebietes lassen sich nur ungefähr bestimmen; nach Müllenhoff[1]) ist anzunehmen, dass die Gothen auch auf der rechten Seite der unteren Weichsel bis ziemlich nahe an den Pregel gewohnt haben. Für die Zeit ihrer Einwanderung lassen sich Daten nicht beibringen, dagegen kann man mit ziemlicher Sicherheit das dritte, bezw das vierte Jahrhundert n. Chr. als die Zeit, in welcher sie wieder ausgewandert sind, angeben[2]). Ob die Auswanderung eine freiwillige oder unfreiwillige, eine radikale oder theilweise, eine einheitlich-plötzliche oder allmähliche war, darüber herrscht Dunkel. Indessen spricht die Analogie für ein allmähliches, gruppenweises Ausrücken An die Stelle der Gothen traten die von Osten her einrückenden Preussen, ein Bruderstamm der Letten und Litthauer, und weiterhin auch den Slaven nahe verwandt. Ihre endgültige Niederlassung erfolgte jedenfalls erst im fünften Jahrhundert, zur Zeit, wo auch im übrigen Europa eine Consolidation der Verhältnisse eintrat. Ueber die Geschicke Preussens von dieser Zeit an bis zum Eintreffen der Ordensritter ist wenig zu sagen; die dürftigen Nachrichten, die wir hierüber besitzen, rühren meist von den Feinden der Preussen, nehmlich Polen und Dänen her, und unterliegen daher hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit manchem Zweifel. So viel jedoch dürfte sich mit Sicherheit daraus entnehmen lassen: Zwischen den südlichen Preussen und den Polen haben heftige Grenzkriege stattgefunden, und andererseits haben die nördlichen Preussen, vor allem die Samländer, viel unter den räuberischen Angriffen der Dänen zu leiden gehabt. Doch sind diese Kriege kaum derartig gewesen, dass unter ihnen die Existenz der Preussen als Nation gefährdet gewesen wäre, geschweige denn Schaden gelitten hätte, wenigstens nicht in ihrem Kerne.

Versuchen wir es, das damals als Land der Preussen bezeichnete Gebiet räumlich abzugrenzen, so finden wir, dass seine Grenzen weder mit denen der heutigen Provinz Ostpreussen zusammenfallen, noch dass das „Pruzzenland“ mit dem zur Ordenszeit so genannten Territorium identisch war. Auszuscheiden haben wir vornehmlich als nicht zu Preussen gehörig die Landschaft Sudauen, welche von den Jadzwingern oder Polexianern bewohnt wurde, einem Bruderstamm der Preussen und Litthauer[3]). Auch die in späterer Zeit als acht preussische Landschaften aufgeführten Territorien Schalauen und Nadrauen sind höchst wahrscheinlich nicht von Preussen bewohnt worden, vielmehr werden sie von den Originalquellen der älteren Zeit stets als zu Litthauen gehörig bezeichnet[4]), eine

1) Deutsche Alterthumskunde, Bd II. 1887. S. 19; vergl auch S 4 ff.

2) Müllenhoff, a a O. S. 92: Ganz Ostgermanien war seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, ja zu einem grossen Theile schon seit dem Ende des dritten Jahrhunderts von seinen alten Bewohnern aufgegeben.

3) Beweise hierfür bei Töppen, Geschichte Masurens, 1870. S 7—11 Vergl auch Töppen, Historisch-comparative Geographie von Preussen, S 31—33.

4) Töppen, Histor.-comp. Geogr

Auffassung, welche durch zahlreiche kleine Züge der Geschichte bestätigt wird. Nachdem wir so das nicht zu Preussen gehörige Gebiet ausgeschieden haben, behalten wir als von Stammpreussen bewohntes Land das Territorium zwischen Weichsel, Kujavien, Masovien, Sudauen und Nadrauen übrig. Ja, wir müssen sogar noch eine weitere Beschränkung hinzufügen, indem wir daran erinnern, dass die Bevölkerung des Kulmerlandes durch polnischen Einfluss sehr in ihrer Nationalität afficirt war. Dagegen ist die Nachwirkung der Kriegszüge der Dänen gegen Preussen wohl nicht so bedeutend gewesen, wie Voigt[1]) annimmt.

Die Eintheilung Preussens in Landschaften ist nicht so sicher, wie man allgemein glaubt[2]). Die gewöhnlich citirte Elftheilung beruht auf Dusburg[3]), der als preussische Landschaften nennt: Terra Culmensis et Lubavia, Pomesania, Pogesania, Warmia, Nattangia, Sambia, Nadrovia, Scalovia, Sudovia, Galindia, Barte et Plica Barta In dem um 1231 abgefassten Lagerbuche Waldemars II. von Dänemark werden folgende Namen genannt[4]): Pomizania, Laulania, Ermelandia, Natangia, Barcia, Peragodia, Nadravia, Galindo, Syllones, Zudua, Littovia, Zambia, Scalwo, Lammata, Curlandia, Semigallia. Eine weitere Aufzählung der preussischen Landschaften haben wir in einer Urkunde[5]) aus dem Jahre 1268, und diese harmonirt wieder mit keiner der beiden ersterwähnten völlig.

Schliesslich möchte ich hier noch darauf hinweisen, dass die einzelnen Landschaften in kultureller Hinsicht durchaus nicht gleichmässig entwickelt waren, so dass wir nicht berechtigt sind, eine Thatsache, die wir für eine Landschaft festgestellt haben, auch für die anderen als erwiesen anzunehmen. Als die beiden relativ höchst kultivirten Distrikte haben wir Samland und Pogesanien in Anspruch zu nehmen, denen gegenüber die anderen ziemlich weit zurückstanden.

Theil I.

Verfassung. Sociale Gliederung. Privatrecht.

Den Gedanken daran, dass Preussen schon vor der Ankunft des deutschen Ordens sich jemals einer national-einheitlichen Organisation zu erfreuen gehabt hätte, haben wir völlig von der Hand zu weisen.

Eine diesbezügliche Sage von dem Alanen Widewut, der eine Vereinigung der Alanen und Preussen herbeiführte, sich selbst zum Könige dieser vereinten Völker machte und als solcher Biotterus, d. h. altpreussisch

---

1) Geschichte Preussens, I. S. 234 ff.

2) Töppen, Histor.-comp. Geogr., S 7 und 8.

3) Dusburg, Chronicon III. c. 3. Dusburg gebraucht „Preussen“ stets als Bezeichnung für das Ordensland, nicht für das ursprünglich so bezeichnete Gebiet.

4) Citirt bei Voigt, Geschichte Preussens, II S. 204.

5) Dreyer, Cod. dipl Pom. n. 58, 79, 80.

Bienenkönig, genannt wurde, sowie von der nach Widewut's Tode stattfindenden Theilung der Herrschaft unter seine Söhne[1]) findet sich zuerst bei E. Stella in dessen berüchtigtem Buche De Borussiae antiquitatibus und ist von hier aus in sämmtliche späteren Geschichtswerke über Preussen, bis auf Voigt herab, übergegangen. Schon der Umstand, dass wir diese Erzählung gerade bei Stella finden, dessen ebenso interessantes wie stoffreiches Werk bekanntlich nur den einen Fehler hat, dass fast alle darin erwähnten Thatsachen auf der blossen Phantasie des Autors beruhen, genügt, um ihren Werth zu kennzeichnen. Aber man konnte im Zweifel sein, ob diesem Berichte Stella's nicht eine Volkssage zu Grunde liegt, und wäre es in diesem Falle zu untersuchen, welchen historischen Kern diese Sage enthielte. Diese Untersuchung scheint mir jedoch nicht von Nothen, da die ganze Erzählung, wie auch vornehmlich die Namen der dabei erwähnten Personen ganz und gar nicht auf eine Volksmythe hinweisen, vielmehr den ganzen Vorgang als eine Konstruktion Stella's erkennen lassen. Aehnlich urtheilt Dr. Hirsch[2]): Der dürren, mit schwacher Phantasie ausgebildeten, hauptsächlich auf Etymologie begründeten Sage den Charakter einer alten Sage beizulegen, scheint mir bedenklich, um so mehr, wenn Stella und Grunau die einzigen Gewährsmänner derselben sind. Es liegt, wie mir scheint, näher, in ihr gerade eine recht neue zu erkennen, eine gelehrte Klügelei, wie das Zeitalter Stella's sie liebte, welche darauf ausgeht, dem wohlfeil gefundenen Stammvater der Bruteni, Brutenus, eine künstliche Ableitung aus der zur Zeit Stella's noch gesprochenen altpreussischen Landessprache zu geben.

Damit die Unmöglichkeit der ganzen abgeschmackten Fabel völlig evident werde, erwäge man noch folgende beide Momente: Erstens finden wir bei den Preussen, zu welcher Zeit wir ihnen auch begegnen, niemals eine Spur von Einheit oder einheitlicher Gesinnung. Es ist bekannt, wie partikularistisch gesinnt sie sich in dem Kampfe gegen den Orden zeigten, obwohl doch hier wahrlich Anlass genug zur Einigung vorlag. Den nämlichen Mangel an Einheit erwähnen auch die Quellen aus den letzten Jahrhunderten vor der Ordenszeit als eine für die Preussen charakteristische Thatsache. So heisst es in den angeblich von Gallus herrührenden Chronicae Polonorum[3]): Adhuc ita sine rege, sine lege persistunt. Aehnlich sagt auch Adam aus Bremen[4]) von ihnen: nullum inter se dominum pati

1) Die nehmliche Sage finden wir bei Grunau wieder, der den Stoff augenscheinlich aus Stella entlehnt hat, ihn jedoch, wie er es bei allen seinen Quellen gemacht hat, nach seinem Belieben verändert. So stellt er dem König Widewut den Brutenus als Bruder und Kriwe zur Seite und lässt den ersteren statt 4 Söhne (Pomesanus, Galingus, Natangus, Litalanus) deren 12, nach der von ihm angenommenen Zahl der Landschaften, haben.

2) Script. rer. Pruss., IV. p 281.

3) Lib. II. c. 42

4) Lib. IV. c. 18.

volunt. Zweitens aber wäre es ein beispielloser Fall, dass ein auf so niedriger Kulturstufe stehendes Volk, wie die alten Preussen zu der Zeit, in welcher die Sage gespielt haben soll, sich zu einer straffen Einheit mit monarchischer Spitze zusammengeschlossen hätte, ohne durch einen höchst energischen Druck von aussen her dazu genöthigt zu sein.

Ein anderer Beleg[1]), den man für das „Königreich Preussen" beigebracht hat, scheint mir ebenso wenig stichhaltig. Man beruft sich nehmlich auf eine Stelle der Adalbert-Biographie des Kanaparius[2]), in welcher erzählt wird, wie die Preussen auf den heil. Adalbert eindringen, rufend: Nobis et toto huic regno, cuius nos fauces sumus, communis lex imperat et unus ordo vivendi; vos vero etc Gegen die Richtigkeit der in dieser Biographie vorkommenden Thatsachen hat Giesebrecht[3]) so schwere Bedenken geltend gemacht, dass man mit grösster Vorsicht verfahren muss, wenn man diese Quelle überhaupt für die Geschichte verwerthen will. Aber gar aus einem an sich schon so zweifelhaften Berichte eine Redefloskel zum Beweise verwerthen zu wollen, die einem dort Sprechenden in den Mund gelegt wird, scheint mir völlig unzulässig Wer unbefangen den betreffenden Passus in Kanaparius liest, wird sicher zugeben, dass die ganze Situationsschilderung den Stempel des Gemachten und Erfundenen an sich trägt, das dazu bestimmt ist, die Erzählung dramatischer zu gestalten. Aber angenommen selbst, dass die Stelle auf einem mündlichen oder schriftlichen Berichte beruht, der Kanaparius vorgelegen hat, was kann man denn aus einem so unbestimmten Begriffe, wie „regnum", schliessen? Der Ausdruck regnum ist auf jedes beliebig grosse Territorium anwendbar Bringt man ihn aber mit den altpreussischen reges, über deren Bedeutung wir weiter unten zu sprechen haben werden, in Verbindung, so beweist er nicht eine einheitliche Landesregierung, sondern gerade das Gegentheil.

Die Erzählung von einer einheitlichen Verfassung Preussens vor der Ordenszeit ist also nichts als eine Fabel. Wenden wir uns daher zu den anderen uns überkommenen Nachrichten über die Art der Landesregierung. Die Notizen sind sehr lückenhaft und haben vielfach Controversen hervorgerufen. Doch glaube ich, ist hieran vor allem der Umstand Schuld, dass man die betreffenden Nachrichten noch niemals von einem völlig richtigen Gesichtspunkte aus betrachtet hat. Um diesen näher zu beleuchten, muss ich hier etwas weiter ausholen.

Institutionen, wie Ehe, Familie, individuelle Freiheit, erscheinen auf unserer Culturstufe als etwas so Selbstverständliches, dass man geneigt ist, zu glauben, sie wären etwas Ursprüngliches, von jeher Existirendes. Und

---

1) Neuerdings in etwas verblümter Weise A. Rogge in der Altpr. Monatsschr. 1887. S. 260.

2) Script. rer. Pruss., I. p. 299.

3) N. Pr. Provinzialbl. 1860. Töppen, Script. rer. Pruss. I. p. 227 et 228.

doch ist durch historische Forschung unzweifelhaft festgestellt, dass auch sie etwas im Laufe der Geschichte Entstandenes sind[1]). Gehen wir auf die alteste Culturstufe irgend eines Volkes zurück, sei es der Russen, der Deutschen, der Indier oder wer es sonst sein mag, nirgends finden wir sich frei und selbständig bethätigende Individuen, vielmehr sind alle Rechte und Pflichten, deren Träger heute das Individuum ist, bei den Geschlechtsverbänden; das Einzelwesen existirt nicht an sich, sondern nur als ein Glied der Sippe Aus ihr haben sich in vielhundertjahrigem Fortschreiten Staat und Familie entwickelt: ersterer durch Concentration, letztere durch Zersetzung.

Doch zuruck zu Preussen. Ohne Zweifel sind wir nach dem Gesagten berechtigt, zu vermuthen, dass auch hier die Culturentwickelung mit den Geschlechtsverbänden begonnen habe. Doch lassen die aus dem 9., 10. und den folgenden Jahrhunderten uns erhaltenen Nachrichten und sonstigen Symptome auf einen Grad der Cultur schliessen, als dessen Consequenz wir sonst überall die beginnende Zersetzung der Sippen finden Dieser durch Analogie gefundene Satz soll jetzt an dem Berichte der Quellen auf seine Richtigkeit hin gepruft werden.

Einen sehr wichtigen Beleg für die Existenz und das gemeinsame Handeln von Geschlechtsverbanden bietet ein Passus der alteren Olivaer Chronik[2]), der lautet: Illo in tempore erat in Warmia una generatio valde potens, quae dicebatur Bogatini, qui simul congregati aedificaverunt castrum forte in campo, qui dicitur Partegal, et aliud propugnaculum aedificaverunt Schrando. Dies ist wohl die einzige Stelle, die uns von der gemeinsamen Aktion eines Geschlechtsverbandes berichtet Doch ist uns noch eine ganze Reihe von Geschlechtsnamen erhalten, namentlich aus dem Samlande. Hier wohnten die Sippen der Sipayne[3]), Greybowen, Karioten und Kandeynen. Im Ermlande lebten die Glottiner und Widen[4]), in Barten die Monteminer[5]). Auch eine Stelle aus Dusburg's Chronik[6]) ist wohl geeignet, unsere Ansicht zu bestätigen, an der von einem Samländer erzählt wird, welcher durch eine Ansprache seine Geschlechtsgenossen (consanguineos suos et amicos) zur energischen Parteinahme für den Orden anfeuert. Denn sicher ist doch hier das Wort consanguinei auf einen grösseren Verband zu deuten, da im entgegengesetzten Falle das ganze Ereigniss kaum das Interesse des Chronisten erweckt haben

1) Zu den besten einschlagigen Werken gehoren: Morgan, Ancient society, und Laveleye, La propriété primitive (Deutsch: Laveleye-Bucher, Das Ureigenthum).

2) Script. rer. Pruss., I p 680

3) Voigt, Geschichte Preussens, I S. 558; Geschichte des Eidechsenbundes, S 222. Irrthümlich meint Voigt, dass solche Geschlechtsnamen nur den Edlen und Vornehmen eigen waren und auch nur von diesen gefuhrt werden durften.

4) Urkunde vom Jahre 1348.

5) Dusburg, Chronicon III. c. 23 und c. 174.

6) Chronicon III. c. 84.

würde. Einen Einblick in die wirthschaftliche Gemeinorganisation gewähren uns die Chronicae Polonorum[1]), wo es heisst: terra (Prussorum) per sortes hereditarias ruriculis et habitatoribus dispartita. Zum besseren Verständniss dieser Stelle mussen wir auf die uns durch Quellen aller Art eingehender bekannten altgermanischen Verhältnisse rekurriren. Hier sehen wir, dass innerhalb des gemeinsamen Wirthschaftsverbandes, der Mark, der Antheil des Einzelnen an Grund und Boden (hoba) ursprünglich durch das Loos bestimmt wurde[2]). Der Uebergang zum Privateigenthum geschah später dadurch, dass diese Loose erblich gemacht wurden und nur im Falle des Aussterbens einer Familie an die Markgenossenschaft zurückfielen. Wenn daher an der oben citirten Stelle von sortes hereditariae die Rede ist, so deutet dies auf eine Uebergangsperiode, eine allmähliche Zersetzung der Wirthschaftsgemeinschaft, ein Umstand, der mit gleich zu berührenden anderen Nachrichten vollkommen im Einklange steht. Wenn wir nehmlich zur Zeit des Beginns der Ordensherrschaft als die normale, am meisten verbreitete Ansiedelungsart der Preussen das Dorfsystem finden, so lässt sich doch andererseits auch nicht in Abrede stellen, dass auch das Einzelhofsystem weit um sich gegriffen hatte. Dies lässt sich sehr wohl erklären. Sobald die Bevolkerung einer Wirthschaftsgemeinschaft zu sehr angewachsen war, zeigte sich die Nothwendigkeit neuer Siedelungen Wenn diese nun am häufigsten in Einzelhofen geschahen, so hat hierauf sicherlich die damalige Bodenbeschaffenheit Preussens einen bedeutenden Einfluss geubt, das uns noch im Anfange des 13. Jahrhunderts, um einen Taciteï'schen Ausdruck zu gebrauchen, als silvis horrida paludibusque foeda geschildert wird. Um eine Analogie zu haben, denke man nur an Thüringen, das durchweg in Einzelhofen besiedelt wurde, zu einer Zeit, in der sonst überall noch das gemeinwirthschaftliche Prinzip herrschend war. Uebrigens mag bei dieser Bevorzugung der Einzelsiedelungen in Preussen auch eine allgemeine, gegen den Zwang der Wirthschaftsverbände gerichtete Strömung im Volke eine Rolle gespielt haben.

Noch eine Frage möchte ich hier erledigen, bevor ich wieder auf die Art der Landesregierung zu sprechen komme: ob die heidnischen Preussen schon Städte gehabt haben. Stellen wir es als den charakteristischen Unterschied zwischen dorfischem und städtischem Gemeinwesen auf, dass die dem ersteren Angehörigen vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treiben, während die Städter sich besonders der Gewerbe und des Handels befleissigen, so glaube ich die Frage entschieden verneinen zu müssen[3]). Was für unsere Ansicht spricht, ist der Umstand, dass wir bei der Eroberung Preussens

1) L. III. c. 24 (Script rer Pruss., I. p 752).

2) Inama-Sternegg, Deutsche Wirthschaftsgeschichte, I. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, I.

3) Auch von Treitschke spricht in seinem Aufsatze „Das Ordensland Preussen" von einem „städtelosen" Volke der Preussen.

durch den Orden nirgends von der Belagerung oder Eroberung von Städten hören, ein Fehlen, welches wir bei der sonstigen Ausführlichkeit der Quellen hinsichtlich der militärischen Erfolge des Ordens kaum anders als durch das Nichtvorhandensein von städtischen Ansiedelungen erklären können. Ferner aber heben die Chronisten des 11. und 12 Jahrhunderts den Mangel an Städten ausdrücklich als eine für Preussens niedrigen Culturzustand bezeichnende Thatsache hervor[1]). Was man für die Existenz von Städten in damaliger Zeit theils angeführt hat, theils anführen konnte, ist Folgendes: Wulfstan, der im 9 Jahrhundert von Hedeby in Schleswig aus eine Reise nach Preussen unternahm, bezeichnet ausdrücklich als das Ziel seiner Reise den Ort Truso[2]). Hieraus hat man schliessen zu können geglaubt, dass Truso, da es im Auslande bereits bekannt war, eine grössere Stadt gewesen sei. Dieser Schluss erscheint mir jedoch durchaus nicht zwingend. Gehen wir von der feststehenden Thatsache aus[3]), dass zwischen Hedeby und dem Preussenlande Handelsbeziehungen bestanden haben, so mag sehr leicht durch die nach Schleswig kommenden preussischen Seefahrer dort der Name Truso, vielleicht als der ihres Abfahrtsortes, bekannt geworden sein, ohne dass man deswegen Truso für eine Stadt zu erklären braucht. Uebrigens kann immerhin zugegeben werden, dass Truso vielleicht schon seinen rein dörfischen Charakter verloren hatte, indem sich dort möglicher Weise zahlreiche Seeleute, vielleicht auch einige Gewerbetreibende und Kaufleute, niedergelassen hatten.

Ebenfalls auf den Wulfstan'schen Reisebericht gründet sich der zweite Beweis[4]), den man für das Vorhandensein von Städten in Preussen zu führen gesucht hat. Hier heisst es nämlich: Das Estenland ist sehr gross, und da liegen viele „burh“, und in jeder „byrig“ ist ein „cyninge“. Alle[5]), welche diesen Bericht ins Deutsche übertragen haben, übersetzen hier das angelsächsische Wort burh und byrig mit „Stadt“. Gegen diese Ansicht polemisirt schon Voigt[6]) und übersetzt die fraglichen Worte mit „Burg“. Jedoch ist diese Uebersetzung ebenso willkürlich gewählt, wie die andere, indem burh, bezw. byrig, weiter nichts besagt, als „bergender Ort“[7]), und daher sowohl den Begriff Stadt, wie Burg in sich schliesst.

Einen letzten Anhalt dürften die Städtegläubigen vielleicht in einer Stelle der Passio Adalperti martiris[8]) zu finden glauben, an der von einer urbs Cholinum gesprochen wird Bevor man diese Stelle überhaupt zum

---

1) Script. rer. Pruss., I. p 747, 752, 755.

2) Ueber Truso vergl Script rer Pruss., I p. 733, Anm 3. Dazu Dr Anger, Ueber die Lage von Truso (Altpr. Monatsschr. 1884)

3) Adam Bremensis. Gesta eccl Ham pont, IV. c. 1

4) Vergl. den Aufsatz von Rogge (Altpr. Monatsschr. 1880)

5) Forster, Dahlmann, Hirsch.

6) Geschichte Preussens I. S. 223, Anm.

7) Nach Mittheilung des Hrn. Prof. Kissner.

8) Script. rer Pruss., I. p. 235 – 237.

Beweise benutzt, wäre meiner Meinung nach zuerst nachzuweisen, welche von den drei, mit einander sehr wenig harmonirenden Passionsgeschichten des heil. Adalbert, die auf uns uberkommen sind, die maassgebende ist. Auch dürfte urbs hier vielleicht weiter nichts bedeuten, als ein befestigtes Dorf; jedenfalls giebt die ganze Schilderung uns keinen Anhalt dafür, dass wir es hier mit einer Stadt in unserem Sinne zu thun haben[1]).

Wir kehren jetzt zu der Frage zurück, wie Preussen regiert wurde. Eine eigenthümliche Nachricht darüber finden wir bei Dusburg[2]): Fuit autem in medio nacionis huius perverse, scilicet in Nadrovia, locus quidam dictus Romow, trahens nomen suum a Roma, in quo habitabat quidam, dictus Criwe, quem colebant pro papa, quia sicut dominus papa regit universalem ecclesiam fidelium, ita ad istius nutum seu mandatum non solum gentes predicte, sed et Lethowini et alie naciones Livonie regebantur. Tante fuit auctoritatis, quod non solum ipse vel aliquis de sanguine suo, verum eciam nuncius cum baculo suo vel alio signo noto transiens terminos infidelium predictorum a regibus et nobilibus et communi populo in magna reverencia haberetur. Diese Stelle hat zu den kühnsten Hypothesen Veranlassung gegeben. Man hat daraus folgern wollen, dass ganz Preussen einen einzigen, grossen Priesterstaat gebildet habe, der von dem Kriwe als souveränem Fürsten regiert wurde. Dies kann jedoch unmöglich aus dem citirten Passus gefolgert werden. Wenn er uberhaupt eine Wahrheit enthalt, so kann man ihn doch höchstens auf eine einheitliche Leitung des Sacralwesens deuten. Dem Kriwe auch staatsrechtliche Funktionen beilegen zu wollen, geht schon deswegen nicht an, weil auch Litthauen und Livland hier als dem Kriwe untergeben erwahnt sind. Aber auch abgesehen von den absurden Consequenzen, die man daraus gezogen hat, scheint mir die Stelle, was die Macht des Kriwe anbetrifft, doch einer bedeutenden Einschränkung zu bedürfen. Ein sehr wesentlicher Einwand, den bereits Lohmeyer[3]) geltend gemacht hat, besteht darin, dass wir bei der Eroberung des Landes nirgends auch nur mit einem Worte des Einflusses des Kriwe gedacht finden, und doch galten diese Kampfe nicht bloss der Wahrung der Selbstandigkeit, sondern auch „der Erhaltung des von den Vätern ererbten Glaubens". Auch ist es von Bedeutung, dass in keiner anderen Quelle[4]) eines mit hervorragender Macht begabten Oberpriesters Erwähnung gethan wird. Dazu erwage man noch, welche Schwierigkeiten sich einer einheitlichen Leitung eines so gewaltigen Gebietes, wie das der vereinigten Lander Preussen, Litthauen und Livland, bei der damaligen Bodenbeschaffenheit entgegensetzten. Berucksichtigt

1) Der 12thorige Ort bei Ibrahîm ibn Jakûb ist wohl auf Danzig zu deuten. Vergl Wigger im Jahrb. des Ver. für meklenburgische Gesch., Bd. 45, S. 16.

2) Chron. III c 5.

3) Geschichte von Ost- und West-Preussen, S 33.

4) Grunau hat Dusburg benutzt und entstellt.

man schliesslich die zahlreichen Spuren einer lokalen Organisation des Gottesdienstes[1]), sowie das gänzliche Fehlen einer hierarchisch gegliederten Priesterkaste, so wird man den Schluss nicht ungerechtfertigt finden, dass die Bedeutung und Macht des Kriwe nicht sehr weitreichend war Uebrigens soll damit keineswegs behauptet werden, dass die Priester ohne Einfluss auf die Regierung des Landes, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, gewesen seien. Vielmehr ist ohne Zweifel anzunehmen, — wenn uns auch nur wenige Spuren davon uberliefert sind[2]), — dass bei den alten Preussen, wie bei allen weniger entwickelten Völkern, religiöse und staatsrechtliche Momente mit einander auf das Engste verknüpft gewesen seien. Auch denke man nur an die Zahigkeit, mit welcher sie an ihrem Glauben festhielten, und man wird nicht zweifeln, dass von einer so heissen Verehrung der Nationalgotter ein Abglanz auch auf deren Priester gefallen sei.

In der oben citirten Stelle aus Dusburg hiess es u. a., dass die Boten des Kriwe mit grosser Ehrfurcht empfangen seien a regibus et nobilibus et communi populo. Hier haben wir also preussische „Konige" zu konstatiren. Bezeugt wird die Existenz dieser auch durch Wulfstan, welcher erzählt, dass im „Estenlande" sehr viele Orte liegen und in jedem Orte ein König sei[3]), wie auch durch das Chronicon Alberici[4]), in welchem ein rex Sodrech erwahnt wird. Endlich horen wir noch mehrfach von reges Pruthenicales in den vom deutschen Orden ausgestellten Urkunden, von welchem sie keineswegs sehr respektvoll behandelt wurden. Da keine der namhaft gemachten Stellen einen Aufschluss uber das Wesen und die Bedeutung der Konige giebt, so sind hierüber verschiedenartige Hypothesen aufgestellt worden, die sich zum Theil von der Wahrheit recht weit entfernen. Vor allem ist Voigt's diesbezügliche Annahme gänzlich unhaltbar. Indem er nehmlich in dem Glauben an das Vorherrschen deutscher, speciell gothischer Elemente in Preussen auch hier an gothische Institutionen anknüpft und dazu noch die Nachricht von den reges mit der oben erwähnten Bruteno-Widewut-Sage combinirt[5]), findet er, dass diese reges, denen er den gothischen Namen „Reiks" beilegt, nichts anderes gewesen sein konnen, als die Herrscher der einzelnen preussischen

---

1) Ueber die Verschiedenheit der Culte vergl Bender, Zur altpreussischen Mythologie und Sittengeschichte, II (Altpreuss. Monatsschr 1867. S. 2 ff.)

2) Z B Dusburg, Chron. III c. 5.

3) Eine ganz erstaunliche Etymologie des angelsachsischen Wortes „cyning" finden wir bei Rogge (Altpr. Monatsschr. 1877. S 258): „Das Wort cyning ist ein schwedisches, Kumingas, Konung, welches noch im litthauischen Kunigs erhalten ist und in der altschwedischen Sprache einen Mann von Geburt bezeichnet Das altslavische Kunezĭ, Furst, scheint die Uebergangsform zu bieten." Scheint mir nicht.

4) Abbas Godefridus de Lukina ... ducem Phalet ad fidem convertit et postmodum fratrem eius regem Sodrech.

5) Voigt, Geschichte Preussens, I. S 171 und 175.

Landschaften[1]). Einen Beweis für die Richtigkeit dieser phantastischen Hypothese vermag Voigt nicht zu geben; dagegen kann man ohne Mühe ihre Unrichtigkeit nachweisen: Die Analogie mit gothischen Verhältnissen ist unzulässig; ebenso wenig ist die Anknüpfung an die Widewut-Sage wegen deren erwiesener Unwahrheit gestattet. Vergleicht man dazu noch die Stelle in Dusburg[2]), wo von der Niedermetzelung 70 samaytischer Konige erzählt wird[3]), erinnert man sich ferner daran, dass in dem Kriege gegen den Orden Landschafts-Könige nirgends erwähnt werden, so wird man sich der Ansicht nicht verschliessen konnen, dass diese reges etwas ganz Anderes gewesen sind, als wofur Voigt sie ausgeben will[4]).

Daruber, was die preussischen Konige in Wahrheit gewesen sind, kann man nach dem Vorausgehenden kaum mehr zweifelhaft sein: Eine einheitliche Organisation des ganzen Landes war nicht vorhanden, ebenso mangelte eine solche in den einzelnen Landschaften Wir mussen also auf die kleineren Verbände zuruckgehen Als solche haben wir oben die Dorfer gefunden, — ergo waren die Konige nichts anderes als Dorfschulzen. Gegen diesen Schluss konnte man jedoch einwenden, dass möglicherweise zwischen den Dorfverbänden und den Landschaften noch Mittelstufen existirt haben. Rufen wir wieder die Analogie zu Hülfe.

Bei den alten Germanen finden sich politische und wirthschaftliche Verbande. Der kleinste wirthschaftliche Verband ist die Mark, der kleinste politische die Hundertschaft. Wenn auch oft genug beide in eines zusammengefallen sein mögen, so mussen wir die Begriffe doch auseinander halten, da wir öfters finden, dass wirthschaftlicher und politischer Verband sich nicht decken, vielmehr mehrere Markgenossenschaften erst eine Hundertschaft bilden. Auf die Analogie mit altgermanischen Verhältnissen ist schon Dr. Toppen[5]) zurückgegangen und hat die Ansicht ausgesprochen, dass die preussischen reges den germanischen Hundertschaftsvorstehern entsprochen haben dürften. So nahe diese Parallele auch der Wahrheit

1) Ihre Stellung schildert er wie folgt: An der Spitze der einzelnen Landschaften standen zwei leitende und gebietende Oberhäupter, deren eines als oberster Landesfurst der Reiks oder Konig, das andere der Kriwe hiess. Jeder dieser Reiks war nur der oberste Herr seiner einzelnen Landschaft und galt als solcher gegen die ubrigen fur vollig unabhangig.

2) Chron. III. c 228.

3) Eine Analogie zwischen Preussen und Samayten ist wohl gestattet

4) Ausgegangen ist Voigt bei seiner Hypothese augenscheinlich von den Stellen in Wulfstan, Dusburg und Albericus Mit den in den Urkunden der Ordenszeit vorkommenden reges wusste er nichts anzufangen, da er unmöglich ihre Identität mit den von ihm aufgestellten Landschafts-Konigen zugeben, noch andererseits sie ohne irgend welche Beziehung zu diesen lassen konnte. Er sucht sich daher in folgender, absurder Weise zu helfen (Geschichte Preussens, III S. 443): Der auffallende Namen leitet zu der Vermuthung, dass diese Konige in Stammverwandschaft mit den altpreussischen Reiks stehen und dass sie zur heidnischen Zeit da, wo sie erscheinen, den ersten und vornehmsten Stand gebildet haben.

5) Vergl. Script. rer. Pruss, I. p 53 und 54 Anm zu Dusburg, III. 5.

kommt, so kann ich sie doch nicht für völlig zutreffend halten. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass die alten Preussen ein den Slaven sehr nahe verwandtes Volk waren, und so sehr alle Völker auf den unteren Culturstufen in ihrem Leben und ihren Einrichtungen sich gleichen mögen, so scheinen sich doch gerade hier bedeutende Verschiedenheiten zwischen Germanen und Slaven zu zeigen. Betrachten wir zunächst die noch heute vorhandenen Dorfgemeinschaften Russlands[1]. Das kleinste wirthschaftliche Gemeinwesen ist hier der Mir. An seiner Spitze steht der von den Familienvätern gewählte Starost. Die Verbindung mehrerer Dörfer bildet die Wolost, eine zugleich wirthschaftliche und politische Vereinigung. Der Leiter der Wolost ist der Starschina, welchem ein aus den Starosten der Dörfer innerhalb seines Bezirkes zusammengesetzter Rath zur Seite steht. Vergleichen wir diese Organisation mit der altgermanischen, so finden wir als Hauptunterschied, dass die Slaven bereits einen einheitlich geleiteten kleinsten Wirthschaftsverband haben, während die altgermanische Mark von der Gemeinde verwaltet wird, oder mit anderen Worten: bei den Germanen ist die verwaltungsrechtliche Basis ein politisch-militärischer Verband (Hundertschaft), bei den Slaven ein wirthschaftlicher Verband (Mir). Doch nun zu den Preussen zurück. Ich bin weit davon entfernt, eine Identität der Verhältnisse, wie wir sie heute in Russland finden, mit den altpreussischen annehmen zu wollen, gebe vielmehr ohne weiteres zu, dass die Construktion der heutigen russischen Dorfverfassung erst die Folge eines grösseren Fortschrittes in der Technik, — in Russland haben wir das Dreifeldersystem, — wie einer ethischen Vervollkommnung (Monogamie) ist. Wollen wir daher aus den russischen Einrichtungen einen Schluss auf die preussischen ziehen, so müssen wir zunächst daraus Alles streichen, was sich als in Folge einer höheren culturellen Entwickelung entstanden nachweisen lässt. Als eine solche spätere Weiterbildung lässt sich vor Allem die Wolost erkennen. Schon der Umstand, dass dem Starschina die gesammten Starosten seines Bezirkes zur Seite stehen, scheint mir darauf hinzudeuten, dass die Wolost eine aus dem Mir hervorgegangene Institution ist. Auch die historische Forschung bestätigt diese Annahme[2]. Streichen wir also die Wolost, so bleibt uns für die altpreussischen Verhältnisse nur eine dem Mir analoge Einrichtung übrig. Und jetzt dürfte es auch nicht mehr zweifelhaft sein, was die preussischen reges waren: entsprachen die preussischen Dorfgenossenschaften dem Mir, so entsprachen die reges den Starosten.

Einen recht eclatanten Beweis für die Richtigkeit der hier gezogenen Analogie, sowie für die daraus abgeleiteten Consequenzen bietet, wie mir scheint, der Umstand, dass wir sogar die Bezeichnung „Starosta“ für

---

1) Laveleye-Bücher: Das Ureigenthum, S. 9 ff. Wallace: Russia.
2) Laveleye, a. a. O.

Dorfschulze in den altpreussischen Verhältnissen wiederfinden. So heisst es in dem später codificirten Gewohnheitsrecht der stammpreussischen Bevolkerung vom Starost[1]): „Ein Starost sal nicht anders gericht werden, denn als eyn ander Preusse," und weiter: „Ein Dienstbotte sal sein Lohn dem Starost ... kunt thun." Die Macht dieser reges ist sicher nicht sehr weit reichend gewesen. Jedenfalls waren sie, wie heute die Starosten, durch eine Gemeindevertretung beschrankt, ja dieser untergeordnet. Dieser Anschauung entspricht es vollig, wenn wir in den Ordenschroniken nie von Anordnungen der reges, wohl aber von entscheidenden Volksversammlungen horen[2]). Die Oberleitung im Kriege lag nicht den reges ob, vielmehr wurden in Kriegszeiten, wie wir aus einigen Stellen bei Dusburg und anderen Chronisten entnehmen können, besondere Führer gewahlt.

Bevor ich dies Thema verlasse, möchte ich hier noch gegen eine andere Auffassung der reges Front machen, welche von Hartknoch[3]), Schubert[4]), Hirsch[5]) und Lohmeyer[6]) vertreten wird. Nach der Ansicht dieser fallen die reges mit dem preussischen Adel zusammen und unterscheiden sich von diesem hochstens durch ihren Grundbesitz. Um ihre Behauptung zu beweisen, stützen sie sich meist auf Urkunden, die von Ordensbeamten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und später ausgestellt sind. Um sich aber uber die Zustände in Preussen vor der Ordenszeit Klarheit zu verschaffen, halte ich es fur zweckmässiger, auf die älteren Quellen zurückzugehen. Und hier finden wir überall eine strenge Scheidung zwischen Königen und Adeligen. So bei Wulfstan, wo es heisst: se cyning and þa ricostan men (der König und die reichsten Leute), und ebenso einige Zeilen weiter: þa cyningas and þa odre heahdungene men (die Konige und die anderen Leute hohen Ranges). Aehnlich heisst es auch in der schon mehrfach citirten Stelle aus Dusburg[7]): a regibus et nobilibus. Auch in dem Privilegium der Stadt Bartenstein[8]), das im Jahre 1332 ausgestellt ist, wird ganz scharf geschieden: reges, nobiles et communis populus. Die citirten Stellen[9]) genügen wohl, um zu beweisen, dass man die reges nicht ohne Weiteres mit dem preussischen Adel zusammenwerfen kann. Andererseits ist es aber auch unmöglich,

1) Laband, Jura Prutenorum, p. 10, No 27, und p. 16, No. 77.

2) Die Schilderung einer derartigen Gemeindeversammlung findet sich in Alnpeck's Reimchronik (Scriptores rerum Livonicarum, I. p. 587). Erwähnt werden Versammlungen dieser Art ferner bei Dusburg, Chron. III. c. 5, 184, 204. Vergl. Toppen in Anmerkung zu Dusburg III c. 5 (Script rer. Pruss., I. p. 54)

3) Dusburg-Ausgabe S 82

4) Das Land Preussen und seine Bewohner u. s. w, S. 288.

5) Vergl. Anmerkungen zur Chronik Wigands von Marburg, not. 14 und not. 182 (Script. rer. Pruss., II. p. 454 und 480).

6) Vergl Geschichte von Ost- und West Preussen, S. 34.

7) Vergl. Chron. III. c. 5.

8) Citirt in Hartknoch's De republica veterum Prussorum, § 6.

9) Mulverstedt, N. Pr. Provinzialbl 1855. S. 180.

aus ihnen einen besonderen, über dem Adel stehenden Stand von ganz besonders reichen Preussen zu machen. Diese Annahme eines hohen und niedrigen Adels würde zu dem Culturzustande der heidnischen Preussen in grellem Widerspruche stehen.

Schon in Vorstehendem haben wir von einem Stammadel in Preussen gesprochen Dass ein solcher existirt habe, darüber herrscht heute kein Zweifel mehr. Sein Vorhandensein wurde geleugnet von Kreuzfeld in der Schrift „Ueber den Adel der alten Preussen". Es heisst hierin: „Weil sie keinen Herren über sich, keinen freien Mittelstand neben sich, sondern nur Leibeigene unter sich hatten, ohne Begriff von adelig Blut und ritterlicher Würde und ritterlichen Sitten: so konnten diese einzelnen kleinen, unter keinem Oberhaupt vereinten Dorfkönige zwar Herren, Reguli, heissen, aber nur sehr uneigentlich Nobiles, Adelige." Wahres und Falsches ist in diesen Bemerkungen bunt in einander gemischt; augenscheinlich hat Kreuzfeld eine nicht ganz richtige Definition des Wortes Adel im Sinn. Er kann sich von den Aeusserlichkeiten, wie der deutsche Adel im Mittelalter sie sich zu eigen gemacht hatte, nicht los machen und kommt so zu keiner allgemein gültigen Vorstellung vom „Adel". Wollte man eine abstrakte Definition dieses Wortes geben, so würde dieselbe etwa also lauten: Adel ist eine in sich geschlossene, mit besonderen Vorrechten ausgestattete Kaste, die sich über der Klasse der Gemeinfreien erhebt. Halten wir hieran fest, so müssen wir auch zugeben, dass die heidnischen Preussen einen Adel gehabt haben. Diese Ansicht bestätigen sämmtliche Quellen: die ausserpreussischen sprechen von potentes et majores terrae Prussiae[1]), oder von nobiles[2]), oder von ricostan[3]), und ebenso erwähnen auch die Ordenschroniken einen Stand der nobiles sehr oft. Dazu ist uns noch die feierliche Anerkennung des stammpreussischen Adels seitens des Ordens in dem nach Ueberwältigung des ersten Aufstandes im Jahre 1249 geschlossenen Vertrage, der sogenannten Friedensurkunde[4]), erhalten, in der es heisst: Concesserunt, ut filii ex ipsis Neophytis, qui sunt vel erunt de nobili prosapia prognati, accingi possint cingulo militari. Schliesslich lassen auch die von Ordensbeamten (bezw. von denen der Bischöfe) ausgestellten Landverschreibungen das Vorhandensein eines Adels erkennen.

Aus den nämlichen Quellen, welche die Existenz eines heimischen Adels bezeugen, kann man auch entnehmen, dass es in Preussen Unfreie gegeben hat.

Das Vorhandensein dieser beiden Stände ist auch allgemein anerkannt

1) Vergl. Annales Otakariani.
2) Pulkava (Przibico), De gestis incliti Regni Boemiae
3) Wulfstan
4) Abgedruckt in Hartknoch's Dusburg-Ausgabe, S 463 ff.

worden; dagegen behauptet man merkwürdiger Weise meist[1]), dass dies die beiden einzigen Klassen der preussischen Bevolkerung gewesen seien. Um das Absurde dieser Anschauungsweise zu erkennen, vergegenwartige man sich, wie die sociale Klassenscheidung sich uberhaupt vollzieht. So weit wir zurückblicken können, überall finden wir auf der untersten Culturstufe Verbände von politisch, wie wirthschaftlich vollig gleich berechtigten Individuen. In Folge von personlicher Tuchtigkeit im Kriege, von Klugheit und sonstigen Umstanden beginnt sich sehr allmahlich eine Anzahl von Geschlechtsgenossen uber das Niveau des Wirthschaftsverbandes zu erheben, während andererseits Andere unter das namliche Niveau hinuntersinken Naturlich kann sich eine derartige Scheidung erst zu vollziehen beginnen, wenn der Stamm sesshaft geworden ist und die Rechte des Individuums sich fester zu gestalten anfangen. Da einer solchen Zersetzung der ungemein starke Gemeinsinn, das eigenthumliche Erbrecht, die gemeinwirthschaftliche Organisation und ahnliche Umstande auf das energischste entgegenwirken, so vermag sie sich nur ausserst langsam zu vollziehen. Daher finden wir die Scheidung des ganzen Volkes in Herren und Sklaven nur als das Resultat einer langen, langen Entwickelung, meist in Verbindung mit einer Cultur, die der Uebercultur schon sehr ähnlich sieht, oder in Folge der Unterjochung eines Volkes durch ein anderes. Den ersten Fall auf Preussen anwenden zu wollen, ist naturlich unmoglich, und den anderen Ausweg schneidet Lohmeyer sich selbst ab, indem er den Kriegen der Preussen mit Polen und Danen jede Nachwirkung abspricht.

Dass unsere Ansicht mehr als eine blosse Hypothese ist, beweist auch eine Stelle aus dem Wulfstan'schen Bericht, an der ganz klar unterschieden wird zwischen cyninge, ricostan, unspedigan und peôwan (Konige, Reichste, Unbemittelte, Sklaven). Dusburg dagegen scheint, auf den ersten Blick gesehen, anderer Meinung zu sein In dem viel citirten Kapitel (III. c 220), in welchem er die Behandlung der Eingebornen durch den Orden schildert und das sicherlich die Veranlassung zu Schubert's und Lohmeyer's Zweitheilung gegeben hat, unterscheidet er nur nobiles und ignobiles. Gegen die auf diesen Passus gegrundeten Schlüsse kann man einwenden, dass Dusburg in dem betreffenden Kapitel sein Thema nur in ganz allgemeinen Umrissen behandeln will und er deshalb vielleicht, mit Uebergehung aller dazwischen liegenden Stufen, nur die Extreme hervorgehoben hat. Wichtiger jedoch scheint mir ein anderer Punkt. Ausdrucke namlich, wie sub regibus Pruthenicalibus residentes, wie sie sich in Ordens-Urkunden bisweilen finden, lassen, meiner Meinung nach, ziemlich unzweifelhaft erkennen, dass der Orden das Wesen der oben geschilderten Dorf-Verbande nicht richtig erfasst hat, indem er Ab-

1) Lohmeyer, Geschichte von Ost- und West-Preussen, S. 33 und 34; auch Schubert und Hartknoch. Anders Voigt, Geschichte Preussens, I. S. 225—227.

hängigkeit annahm, wo in der That Freiheit herrschte Dusburg selbst bietet hierfür Belege. Wenn er nehmlich scheidet in reges, nobiles, communis populus, so kann man den letzteren Ausdruck doch kaum durch „Sklaven" ersetzen, wird vielmehr zugeben mussen, dass die Bezeichnung communis populus eine weit mehr umfassende ist.

Wir haben also daran festzuhalten, dass in Preussen sich 3 Stände gebildet hatten: Adel, Gemeinfreie und Leibeigene. Fur diese Trichotomie, namentlich für die Existenz von Freien, sprechen auch die im Elbinger Vokabular enthaltenen Standesbezeichnungen. Wir finden hier Ausdrücke für Konig (konagis, litt. kunigs, Pfarrer; lett. kungs, Herr), Ritter (waldwico), Lehnsmann (laukinikis; im Litt ist laukininkas ein nicht im Dorfe, sondern auf einem Abbau im Felde wohnender Landmann), Freier (tallokinikis), Bauer (kumetis; litt. kùmetys, Instmann).

Besonders schroff traten allem Anscheine nach die Standesunterschiede in Samland hervor, was mit den Spuren einer hoheren Cultur, die wir hier antreffen, sehr wohl im Einklange steht.

Die Nachrichten, die uns uber privatrechtliche Institutionen bei den alten Preussen erhalten sind, obwohl sparlich, gewähren doch einen recht guten Einblick in die damaligen Culturverhaltnisse

Als die gewohnlichste Art der Geschlechtsverbindung haben wir, wie die Quellen mit ziemlicher Sicherheit erkennen lassen, die patriarchalische Familie anzunehmen[1]). Dass die Vielweiberei vielfach geubt wurde, lässt sich aus der Friedensurkunde vom Jahre 1249 erkennen, in welcher die Preussen versprechen, dass sie hinfort zwei oder mehr Frauen nicht heimführen, sondern sich mit einer begnugen würden. Sie versprechen auch, heisst es an der namlichen Stelle weiter, dass sie hinfort Keinem mehr ihre Töchter zur Ehe verkaufen, noch dass Jemand fur sich oder seinen Sohn eine Frau um Geld erwerben wolle. Die Form der Ehe war also hier noch die Kaufehe, wie es auch von Dusburg[2]) bestätigt wird. Blutsvermischungen und incestahnliche Verhältnisse waren hier, wie bei allen weniger cultivirten Völkern, nichts Ungewohnliches. Ein besonderes Beispiel davon giebt die erwähnte Friedensurkunde. Es wird hier namlich auf eine Gewohnheit der Preussen angespielt, dass Vater und Sohn gemeinsam eine Frau kaufen, die nach dem Tode des ersteren auf letzteren übergeht. Eine interessante Analogie hierzu finden wir in den russischen Mir-Verhältnissen[3]). Um der Familie eine Arbeitskraft mehr zu sichern, verheirathet oft der Vater seinen noch gar nicht geschlechtsreifen Sohn. Da dieser weder im Stande ist, seine Rechte auszuüben, noch das nothige

---

1) Die Unterscheidung und Terminologie der verschiedenen Eheformen wurde zuerst von Morgan in der Ancient society aufgestellt.

2) Vergl Chron. III. c 5. Secundum antiquam consuetudinem hoc habent Prutheni adhuc in usu, quod uxores suas emunt pro certa summa pecunie

3) Laveleye, a. a. O. S. 34 und 35.

Verstandniss hat, sie sich unverkürzt zu bewahren, so entsteht hier meist eine nach heutigen Begriffen verwerfliche Blutsvermischung.

Das Haupt der preussischen Familie ist der pater familias, dessen Macht nicht weniger weit reichend ist, als die eines altrömischen oder altgermanischen Hausvaters Die Frau (bezw. die Frauen) erscheint neben ihm mehr als Sklavin, denn als ebenburtige Gattin. Unter den ihr obliegenden Pflichten erwähnt Dusburg[1]) besonders die Fusswaschung, die sie an bestimmten Tagen an den Familienmitgliedern, wie an den Gästen, vorzunehmen hat. Charakteristisch für ihre Stellung im Hause ist, dass sie mit ihrem Gatten nicht an einem und demselben Tische speisen durfte[2]) Die Gewalt über die Kinder ist eine Gewalt über Leben und Tod[3]). Die Aussetzung schwachlicher Kinder gilt für erlaubt; auch andere Kinder werden beseitigt, sobald sie lastig werden[4]).

Was das Erbrecht anbetrifft, so gelten allein die Sohne für erbfahig[3]). Die Tochter traten vermuthlich, wie wir es in anderen, gleichartigen Verhältnissen sehen, durch die Heirath in die Familie des Mannes ein[5]). Eigenthümlich ist die Art der Erbtheilung, wie sie Wulfstan schildert. So bald Jemand gestorben ist, kommen seine Verwandten und Freunde in das Trauerhaus zusammen und verbringen zunachst mehrere Tage mit Trinkgelagen. Darauf theilen sie die Habe des Verblichenen und machen die einzelnen Theile zu Preisen eines Wettrennens zu Pferde. Ob diese Erbtheilung nur dann eintrat, wenn kein erbberechtigter Sohn vorhanden war, bleibt ungewiss. Moglich und nicht analogielos wäre auch der entgegengesetzte Fall, so dass dann auf den Sohn nur die Immobilien ubergegangen wären[6]). Die Einrichtung des Wehrgeldes war den Preussen nicht bekannt, vielmehr wurde jeder Mord durch die Geschlechtsgenossen des Erschlagenen an dem Morder oder dessen Sippe durch Wiedervergeltung geracht. Wenn Dusburg sagt: nulla compositio potest intervenire, nisi prius homicida vel propinqui eius occidatur, so ist das unlogisch, insofern als das Wehrgeld ja gerade dazu dient, die Blutrache zu ersetzen, nach geschehener Wiedervergeltung von einem Wehrgelde aber nicht mehr die Rede sein kann.

1) Chron. III. c. 5.

2) Ebendaselbst.

3) Friedensurkunde vom Jahre 1249.

4) Beispiel bei Dusburg, III. c 4.

5) Die Friedensurkunde erklärt nur die Tochter für erbberechtigt, quae nunquam fuerit maritata.

6) Rogge (Altpr. Monatsschr. 1877. S. 255) knüpft an diese Stelle Wulfstan's einige höchst belehrende Bemerkungen über charakteristische Unterschiede zwischen Slaven und Germanen an. „Der Slave kannte kein Erbrecht, kein Mein und Dein unter Brüdern. Die Einheit der Sippe und des Stammes schloss jede Erbfolge aus. Dieser eigenthümliche Zug schied die Slaven ebensowohl von den Germanen, wie von den Romanen.“ Sollte es nicht immerhin ganz empfehlenswerth sein, ehe man derartige durchgreifende Unterscheidungsmerkmale konstatirt, auch nur wenigstens einen fluchtigen Blick auf die altgermanischen Verhaltnisse zu werfen?

Die Gastfreundschaft[1]) wurde sehr hoch gehalten, und durfte der Gast Alles beanspruchen, was dem Wirthe an Lebensmitteln und Getranken zu Gebote stand. Besonders eifrig nahm man dabei das Trinken wahr, und der Trinkcomment, wie ihn Dusburg uns schildert, zeigt bereits eine erstaunliche Vollkommenheit

Schliesslich sei noch eines Umstandes hier Erwahnung gethan, welcher ein helles Licht auf den damals herrschenden Gemeinsinn wirft. Bettler[2]) gab es in Preussen nicht. War Jemand verarmt, so ging er von Haus zu Haus und ass und trank ohne weiteres, wo und wie es ihm beliebte.

1) Dusburg, Chron. III. c. 5.
2) Ebendaselbst

(Schluss folgt)

Besprechungen.

Alois Raimund Hein Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit einem Titelbilde, 10 Tafeln, 90 Text-Illustrationen und einer Karte. 228 Seiten. Gross-Oktav. Wien, Alfred Hölder, 1890.

Die planmässige Durchforschung und Bearbeitung des künstlerischen Könnens eines noch auf niederer Culturstufe befindlichen Volkes muss als eine höchst willkommene Gabe angenommen werden, namentlich wenn sie, wie das vorliegende Werk, in so eingehender, von tiefem Studium zeugender Weise das gewählte Thema behandelt und durch eine Fülle von Abbildungen dem Leser eine direkte Prüfung des Gesagten möglich macht. Das der Abhandlung zu Grunde liegende Studienmaterial haben in der Hauptsache die reichen ethnographischen Sammlungen des Kaiserl. Königl. naturhistorischen Hofmuseums in Wien geliefert, jedoch ist auch eine grosse Reihe anderer ethnographischer Museen zum Vergleich herangezogen worden, unter denen wohl kaum eines von Bedeutung fehlt. Eine Einleitung behandelt die künstlerische Begabung der Naturvölker im Allgemeinen und beschäftigt sich mit dem bekannten Problem, dass künstlerische Begabung, ein gutes Darstellungstalent und eine feine Beobachtung der umgebenden Natur sich bei Völkerschaften auf niederer Entwickelungsstufe in überraschender Weise häufig vorfinden. Es werden darauf in systematischer Anordnung die Baukunst, die Plastik, die Malerei, die technischen Künste und schliesslich, als besonderer Ausdruck der Kunstfertigkeit, das Tättowiren besprochen. Von welcher Wichtigkeit solch ein gründliches Studium der Ornamentik dieser, ihre Eigenart in der Berührung mit der europäischen Cultur mehr und mehr abstreifenden Volksstämme ist, beweist der Umstand, dass der Verfasser auch jetzt schon bei einer ganzen Anzahl als ursprünglich imponirender Verzierungsformen die direkte Abstammung und Beeinflussung von Ornamenten der Chinesen, Araber und Hindu nachzuweisen vermochte, welche Nationen in früher Zeit in Borneo Machthaber gewesen sind. In der Architektur der Dayaks herrscht, durch die Bodenbeschaffenheit, das Klima und die Sitte der Kopfjägerei bedingt, das Pfahlbausystem mit hohen Dächern und reichem bildnerischem Schmuck. Ihre Plastik ist fast ausschliesslich dem religiösen oder abergläubischen Ideenkreise entsprungen. In ihrer Malerei überwiegt eine Neigung zu dem grossartig Phantastischen, jedoch lässt sich gerade hier die Beeinflussung vom asiatischen Festlande her bemerken. Einen ganz besonderen Grad der Ausbildung zeigen die Kleinkünste. Hier ist es namentlich, wo die Ornamentik studirt werden kann, da sämmtliche Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, auch die allergewöhnlichsten, mit besonderen Verzierungen ausgestattet sind, und man kann nicht genug die reiche Erfindungsgabe und den feinen Geschmack bewundern, welche die Dayaks in ihren Ornamenten, in der Farbenzusammenstellung und in der Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Raumes bekunden, sowie die Sicherheit und Genauigkeit in der Ausführung, obgleich sie mit den primitivsten Werkzeugen zu arbeiten pflegen.

Dieses Lob darf nicht allein dem männlichen Geschlechte gespendet werden, sondern es gebührt nicht minder auch den Frauen, in deren Händen ganz ausschliesslich die gesammte Textilindustrie liegt. Auch hier verdient die Wahl der zur Darstellung gebrachten Muster, die Harmonie der Farben und nicht minder die Geduld und Ausdauer bei der mühseligen Herstellung der Gewebe unsere volle Bewunderung.

Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr gute. Ein sehr ausführliches, die einzelnen Stichworte einer genauen Besprechung unterziehendes Register ist demselben beigegeben. Wir können nur den Wunsch aussprechen, dass in ähnlicher Weise die künstlerischen

Leistungen auch anderer primitiver Volkerschaften ihre kritischen Bearbeiter finden möchten. Es wurden dadurch unsere ethnographischen, sowie auch unsere volkerpsychologischen Kenntnisse nicht unwesentlich gefördert werden. Max Bartels.

Heinrich von Wislocki. Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Hamburg, Verlagsanstalt, vormals J. F. Richter, 1890. kl. 8. 390 S.

Der Verf., der schon seit Jahren seine Studien den siebenbürgischen Zigeunern, namentlich im folkloristischen Sinne, zugewendet hat, liefert in dem vorliegenden Werke eine umfassende, man kann fast sagen, monographische Darstellung dieses merkwürdigen Stammes. Da er seine Schilderungen überall aus eigener Erfahrung heraus entwirft, so besitzen sie auch eine seltene Frische und Ursprünglichkeit, welche die Lektüre in hohem Maasse anregend und überzeugend macht. Dies gilt vorzugsweise von den Kapiteln, in welchen Sitten und Gebräuche, Glaube und Dichtkunst der braunen Leute dargestellt werden. Aber auch die linguistischen und historischen Abschnitte zeugen von einer grossen Sorgfalt der Vorbereitung. Das Jahr 1415 gilt als der Termin des ersten Auftretens der Zigeuner in Siebenbürgen, von wo sie sich alsbald nach Ungarn und weiterhin nach Mitteleuropa verbreiteten. Dagegen nimmt der Verf. an, dass sie schon um 1241 in die Walachei eingewandert seien, wo zuerst der Name cigánu (rumänisch) vorkomme. Dieser aber sei aus dem bulgarischen ciganin und dieses Wort wiederum aus dem griechischen ἀτσίγγανοι (im Byzantinischen Athingani) abgeleitet, denn Griechenland sei als die Urheimath der europäischen Zigeuner zu betrachten (S. 26). Aus ihrer eigentlichen Heimath in Vorderindien seien sie zuerst nach Persien gekommen, wo sie schon um 420 n. Chr. als Musiker, Luri, erwähnt wurden. Sie selbst nennen sich rom, Mann, oder auch kálo, schwarz, im Gegensatze zu párno, weiss, womit sie alle Nicht-Zigeuner bezeichnen. Im Laufe der Zeit hat sich ein scharfer Gegensatz entwickelt zwischen den ansässigen Zigeunern, welche den sehr charakteristischen Namen der Gletetschore oder Glete-core (Spracharme, vgl. das Wort njemetzki) erhielten, und den Wander- oder Zelt-Zigeunern, den Kortorár (S. 53). Letztere zerfallen in 4 Stämme: Leila, Kukuya, Aschani und Tschale, deren Sprachen sich dialektisch, wie Hoch- und Plattdeutsch, unterscheiden (S. 57). Aus diesen Stämmen hat sich nach der Ansicht des Verf. erst in neuerer Zeit in Siebenbürgen die weitere Auflösung in einzelne Trupps (máhlyá) vollzogen (S. 59). In sehr ausführlicher Weise wird dann die Organisation dieser Genossenschaften und namentlich das Familienverhältniss geschildert, wobei die höhere Bedeutung der weiblichen Linie (S. 61) stark hervortritt. Die ethnologische Gestaltung dieser verschiedenen Abtheilungen und Unterabtheilungen wird in anschaulicher und scheinbar genauer Weise dargelegt. Nur der anthropologische Charakter der Leute ist nirgend zum Gegenstande einer eingehenden Erörterung gemacht, obwohl derselbe doch mindestens ebenso viel Werth besitzt, als die sociale oder linguistische Seite ihrer Entwickelung, ja vielleicht noch mehr Werth beanspruchen dürfte, wenn er mit den Eigenthümlichkeiten indischer Stämme in nähere Beziehung gebracht würde. Aber es ist eine sehr allgemeine Eigenthümlichkeit unserer Zeit, dass der physische Mensch an Werthschätzung verloren hat, seitdem der „Volkergedanke“ in den Vordergrund des Interesses getreten ist. Indess kann man sich damit trösten, dass diese Seite der Forschung sich leichter nachholen lässt, während so treue Beobachter des socialen Lebens der Zigeuner, wie der Verf. einer ist, sehr selten sind und in der That, wie nicht zu leugnen ist, ein so hoher Grad von Hingebung, wie er von einem derartigen Beobachter erfordert wird, nur ausnahmsweise erwartet werden darf. Freuen wir uns daher, dass gerade an einem so günstigen Platze, wie es Siebenbürgen ist, ein solcher Beobachter zur rechten Stunde sich gefunden hat, und seien wir ihm dankbar für die reiche Gabe, die er uns bietet. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr saubere und gefällige. Rud. Virchow.

J. Schneider. Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Neuntes Heft. Düsseldorf 1890, in Kommission der Bagel'schen Buchhandlung. gr. 8. 36 S. mit einer Karte.

Der durch die Ausdauer seiner Untersuchungen und den Eifer in der Sammlung des Materials rühmlich bekannte Verf. giebt in der vorliegenden kleinen Schrift eine zusammenfassende Darstellung seiner zahlreichen früheren Arbeiten, vermehrt durch eine grosse Reihe neuer Nachweise. Er unterscheidet vorgeschichtliche Handels- und Verkehrswege, römische Heerwege, und zwar zwei Arten, nehmlich solche, die auf vorgeschichtlichen Wegen einsetzten, und solche, die neu angelegt wurden, endlich solche Wege, die noch nicht vollständig untersucht sind. Auf seiner Karte, die bis zur Elbe und Saale reicht, ist diese Scheidung scharf durchgeführt, wobei die römischen Bohlenwege und Moorbrücken, sowie die Plätze vorrömischer und römischer Alterthümer besonders angezeichnet wurden. Im Text schieben sich diese verschiedenen Dinge ziemlich bunt durch einander, indem in mehr dogmatischer Weise die einzelnen Wege mit den auf und neben ihnen gefundenen Alterthümern zusammengestellt werden. Da ist ein Weg aus Böhmen in nordwestlicher Richtung bis zur Nord- und Ostsee, ein anderer von der Donau (Carnuntum) in derselben Richtung bis zur Nordsee, ein dritter von Verona in nördlicher Richtung bis zur Ostsee, ein vierter von Genua in nördlicher Richtung bis nach Jutland u. s. w. Fast alle diese Aufstellungen haben viel Willkürliches und Phantastisches an sich, weil sie den ungeheuren Zeiträumen, auf welche sie sich beziehen, keineswegs genügend Rechnung tragen, und weil sie bei der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse über die Verbreitung der Funde der einzelnen Perioden durch summarische Zusammenfassung des Bekannten eine Verbindung schaffen, die durch jeden neuen Fund erschüttert werden muss. Immerhin wird so viel Fleiss nicht verloren sein. Der Verf. gehört eben zu jenen Pionieren der Wissenschaft, welche die weitere Forschung anregen und ihr zugleich eine bestimmte Reihe von Fragen vorlegen. Das gegenwärtige Geschlecht wird schwerlich mit der Lösung dieser Fragen zu Ende kommen, aber jeder Versuch, die ungeheure Masse der Einzelheiten zu ordnen, verdient Anerkennung, und diese wird ein billig denkender Forscher auch dem Versuche des Hrn. Schneider zu Theil werden lassen. Schon der Umstand, dass er von den besser erforschten und auch bequemeren Verhältnissen des Rheinlandes ausgeht, sichert seiner Arbeit eine Unterlage, an die wir im mittleren, östlichen und nördlichen Deutschland irgendwo anknüpfen müssen. Rud. Virchow.

Brehm's Tierleben. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Säugetiere. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1890. gr. 8. Mit dem Bilde Brehm's, einer Karte, 17 besonderen Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text.

Das grosse Thierbuch Brehm's ist so allgemein bekannt und geschätzt, dass eine neue Empfehlung überflüssig wäre. Nachdem es dem Verf. beschieden gewesen ist, zwei Auflagen erscheinen zu lassen, ist auch der Hauptgedanke, den er verfolgte, „die Lebenskunde der Thiere“ zu einem Gegenstande des Forschens und des Wissens zu machen, das Thier als „fühlendes und bewegungsfähiges Wesen“ darzustellen, siegreich durchgedrungen. Es wäre nun vielleicht an der Zeit, die an sich nothwendige und unentbehrliche Verbindung dieser biologischen oder, wenn man will, beschränkt-physiologischen Betrachtung mit der anatomischen herzustellen, welche erst das Verständniss der Ordnungen, Familien, Gattungen u. s. w. in ihren Verhältniss zu einander oder, anders ausgedrückt, das systematische Verständniss sichert. Indess wird man es dem neuen Bearbeiter nachsehen dürfen, dass er, in dem berechtigten Pietätsgefühl, dem er in seinem Vorworte in warmen Worten Ausdruck giebt, bestrebt gewesen ist, „die glückliche Anlage und Gesammtauffassung treu zu wahren“. Nur in der Eintheilung des Stoffes hat er seinem Mit-

Dr. Wilh. Haacke, die erforderliche Freiheit gelassen, um „den Einblick in

den verwandtschaftlichen Zusammenhang der in ihrem Leben geschilderten Formen zu erleichtern". Der vorliegende Band umfasst die Affen, die Halbaffen, die Flatterthiere und von den Raubthieren die Katzen, die Schleichkatzen (Viverridae) und die Marder, also einen grossen Theil derjenigen Thiere, welche von jeher auf die Phantasie der Menschen einen bestimmenden Einfluss ausgeübt haben, sowie manche von denjenigen Thieren, welche gezähmt werden können. Für die Leser unserer Verhandlungen mag besonders auf die lebendige Schilderung der Anthropoiden und der Katzen hingewiesen werden. Die Ausstattung ist, wie wir es von den Publikationen des Bibliographischen Instituts kennen, eine höchst elegante. der Druck ist ungleich besser, als in den früheren Auflagen, und die Abbildungen sind auf das Sauberste hergestellt worden Vielleicht darf dabei auf einen gewissen Error loci hingewiesen werden, der sich bei manchen Abbildungen störend bemerkbar macht, nehmlich auf die Ausschmückung der Thierbilder mit Pflanzen ganz anderer Gegenden, ja anderer Continente, als der Heimath der dargestellten Thiere. Beispielsweise sei auf die Bilder des Leoparden (S 462), des Karakal (S. 515, Tafel) und des Ichneumon (S. 567, Tafel) hingewiesen Schwerlich dürfte sich in der Nähe der Pyramiden eine Vegetation vorfinden, wie sie hier dem Ichneumon zugedacht ist. Brehm selbst hat es ausdrücklich hervorgehoben, dass ihm das Verständniss der botanischen Formen nicht in erwünschter Vollständigkeit erschlossen war. seinen Zeichnern mag die Ausstattung der Räume in den zoologischen Gärten häufiger als Muster gedient haben, als es für ein naturwissenschaftliches Werk zulässig ist Vielleicht liesse sich in der Folge nach dieser Richtung einige Besserung schaffen Immerhin wird das wichtige Werk auch in seiner jetzigen Gestalt seine hervorragende Stellung als ein wirkliches Volksbuch behaupten und grossen Kreisen als ein angenehmes Mittel des Selbstunterrichts dienen.

Rud Virchow

Georg Buschan. Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Natur und Offenbarung") Münster 1890, Aschendorff'sche Buchhandlung. 8. 49 S. mit 1 Karte, 4 Tafeln und mehreren Abbildungen im Text.

Der Verf. hat in der vorliegenden Schrift versucht, die Ergebnisse der modernen Forschung über die Zugehörigkeit der Alterthumsfunde, vorzugsweise in den Gebieten zwischen Weichsel und Elbe, zu germanischen und slavischen Stämmen in übersichtlicher Weise darzustellen. Er schliesst sich in dieser Beziehung wesentlich den Auffassungen an, welche von Mitgliedern der Berliner anthropologischen Gesellschaft vertreten sind, und welche daher an diesem Orte einer weiteren Ausführung nicht bedürfen Mit grossem Fleisse hat er das literarische Material gesammelt, und Ref kann ihm in der Hauptsache zustimmen Weniger zutreffend erscheint der Abschnitt über die Zeit der Einwanderung der Slaven, worüber Verf eine eigene Meinung entwickelt Er setzt dieselbe um das Jahr 900 (S. 24), wenigstens das Hauptereigniss. Vorher sollen allerdings schon Veneter daselbst gesessen haben, allein diese erklärt er für ein „germanisirtes slavisch-illyrisches Mischvolk". Auf das Jahr 900 kommt er, indem er als Merkmal der stattgehabten Haupteinwanderung die „ostdeutschen Reihengräber" nimmt, von denen er sagt (S. 26): „Ueber das Alter dieser Gräber brachten uns die sie begleitenden arabischen Münzfunde Aufschluss" Hier liegt ein arges Missverständniss vor. Arabische Münzfunde sind in Gräbern gar nicht oder höchstens ausnahmsweise gemacht; sie stammen fast ausschliesslich aus Depots. Ihre Bedeutung liegt nicht darin, dass sie die Zeit einer Haupteinwanderung von Slaven anzeigen, im Gegentheil, sie nähern sich schon der Zeit, wo die Slavenherrschaft in diesen Gegenden ihrem Zusammenbruch entgegenging. Um das Jahr 900 hatten die Kämpfe an der Elbe schon wesentliche Fortschritte der Deutschen in der Wiedergewinnung des Landes herbeigeführt. Diese Kämpfe aber begannen nachweislich um Jahrhunderte vorher Münzfunde freilich sind keine vorhanden, welche gestatten, Gräber dieser früheren Zeit zu datiren; hier bleiben uns nur die Nachrichten der fränkischen Chronisten. Diese aber wissen von einem „germanisirten slavisch-illyrischen Mischvolke" nichts. Auch die „niedere Mythologie lehrt darüber nichts, da sie erst durch die

Regermanisation in die transalbingischen Gegenden eingeführt oder zurückgebracht worden ist. Der Verf. übersieht in seiner Darstellung der Gräberfunde aus der Zeit des Leichenbrandes und der ersten Bestattung von Leichen, dass ein grosser Theil der Brandgräber der Hallstatt-Zeit angehört, und dass nach diesen Gräber der Tène-Periode, der römischen und der Völkerwanderungs-Zeit folgen, von denen wir keineswegs behaupten können, dass sie sämmtlich germanischen Stämmen angehört haben, wenngleich nicht geleugnet werden soll, dass dies möglich ist. Was sollte aber dann das Eigenthum der nach oder mit der Völkerwanderung einwandernden Veneter (d. h. des germanisirten Mischvolkes) gewesen sein? Im Laufe von 4—5 Jahrhunderten mussten sie doch nennenswerthe Ueberreste hinterlassen haben. Aber der Verf. macht nicht einmal den Versuch, ihnen, ausser einigen zweifelhaften Topfresten, irgend welche Funde zuzuweisen. Es würde das bei dem heutigen Stande unseres Wissens auch recht schwer sein. Darum wird vor der Hand wohl nichts anderes übrig bleiben, als die auch nach den historischen Ueberlieferungen am meisten wahrscheinliche Annahme, dass die Slaven schon seit dem 5. oder 6. Jahrhundert in die fraglichen Gegenden eingerückt sind, und dass das Jahr 900 nicht die Zeit ihrer Haupteinwanderung, sondern nur die Zeit der Eröffnung des arabischen Handels anzeigt. Vielleicht darf darauf hingewiesen werden, dass auch in Russland ungefähr dieselbe Zeit für den Beginn dieses Handels angesetzt werden muss. Uebrigens bringt Verf. selbst eine Reihe geschichtlicher Daten, welche das frühere Vorrücken der Slaven bis zur Elbe und bis zur Saale darthun (S. 47), und aus welchen hervorgeht, dass diese Jahrhunderte nicht so kahl an Ereignissen waren, wie der Verf. es darstellt.

Rud. Virchow.

Rud. Buchholz. Verzeichniss der im Märkischen Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin befindlichen Berlinischen Alterthümer von der ältesten Zeit bis zum Ende der Regierungszeit Friedrichs des Grossen. Berlin 1890. 8. 156 S. mit 248 Abbildungen.

Das sehr gut geordnete und obwohl sehr gedrängte, so doch recht verständliche Verzeichniss umfasst unter A. Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit, ohne besondere Zeiteintheilung, jedoch sehr verschiedenen Perioden angehörig. Da nur solche Stücke aufgeführt werden, die im Weichbilde von Berlin gefunden sind und im Märkischen Museum aufbewahrt werden, so ist die Zahl begreiflich keine grosse, indess finden sich charakteristische Stücke aller Hauptperioden darunter. Anhangsweise werden die 7 römischen Kaiser-Münzen (von Tiberius bis Mauricius) aufgezählt, welche bis jetzt zu Tage gekommen sind. Unter IX. 4. sind die auf Volksaberglauben bezüglichen Funde zusammengestellt, unter IX. 6. die Funde von anthropologischem Interesse (darunter 86 Schädel), unter IX. 7. Reste aus dem Thier- und Pflanzen-Reich mit vorzeitlicher Bearbeitung, vorzugsweise Geweihstangen.

Rud. Virchow.

VII.

Altpreussische Wirthschaftsgeschichte bis zur Ordenszeit,

von

OTTO HEIN zu Königsberg i. Pr.

(Schluss von S 167.)

Theil II.

Jagd. Fischerei. Viehzucht Ackerbau

Logischer Weise musste jeder Wirthschaftsgeschichte eine geologische Skizze, sowie eine chemische Analyse der Bodenbestandtheile vorausgehen; auch eine Schilderung der Fauna und Flora gehört zu der nothwendigen Basis einer eingehenden Schilderung der wirthschaftlichen Zustände eines Landes. In vorliegendem Falle jedoch halte ich diese naturwissenschaftliche Einleitung für erlässlich, da die alten Preussen noch auf einer solchen Culturstufe standen, auf der die Völker die, ich möchte sagen, raffinirte, Ausnutzung der Naturbedingungen, wie wir sie heute in hoch entwickelten Volkswirthschaften antreffen, noch nicht kennen Daher ist es hier nicht nothwendig, die natürlichen Factoren bis in ihre Details kennen zu lernen, und genügt, meiner Meinung nach, eine summarische Schilderung der äusseren Beschaffenheit des preussischen Landes zur damaligen Zeit.

Wenn die heutige Bodengestaltung Preussens[1]) auch im Wesentlichen die nämliche ist, wie in vorhistorischer Zeit, so lassen sich doch einige nicht unbedeutende Veränderungen nachweisen, namentlich an 3 Punkten. Das erste Gebiet, dessen Gestaltung in prähistorischer Zeit mit der heutigen nicht harmonirt, ist das Frische Haff[2]). Hervorgegangen, wie alle derartigen Haffgewässer, aus den Deltabildungen von Flüssen, bestand es in früherer Zeit aus zwei gesonderten Theilen, dem Mündungsgebiet des Pregels und dem der Nogat-Weichsel, deren Scheidewand durch eine gewaltige Sturmfluth hinweggerissen wurde Andere Veränderungen der Bodenbeschaffenheit lassen sich bei den Stromläufen des Pregels und der Nogat-Weichsel nicht nur präsumiren, sondern sogar mit ziemlicher Genauigkeit nachweisen[3]). Dagegen gehört, was Voigt[4]) über den Untergang eines

---

1) Berendt, Geognostische Blicke in Altpreussens Urzeit, Berlin 1872, ferner Berendt. Aufsatz in den Schriften der phys.-ökon. Gesellschaft zu Königsberg, X 1859.

2) Gestützt auf eine noch ungedruckte Arbeit F. Stieren's

3) Näheres hierüber, wie über andere weniger wesentliche Bodenveränderungen in Toppen, Historisch-comparative Geographie von Preussen, 1858. S. 1—7.

4) Geschichte Preussens, Band I. Beilage Nr. VIII.

Landstriches neben Samland, Witland geheissen, mittheilt, in das Gebiet der Fabel.

Alle Quellen[1]) stimmen darin überein, dass sie das damalige Preussen als ein recht unwirthliches Land schildern. Als die beiden charakteristischen Merkmale werden überall die unermesslichen Wälder und die grosse Zahl der Seen und Sümpfe hervorgehoben. Dass dies Factoren von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren, zeigt uns die Art, wie das Land durch den Orden erobert wurde Im Sommer Kriegsreisen zu unternehmen, war wegen der zahlreichen Sümpfe und brückenlosen Flüsse nicht möglich. Alle grösseren Expeditionen fanden daher im Winter statt, wobei man sich der Eisdecken als Brücken bediente. Und wie zahlreich die Waldungen in Preussen gewesen sind, erkennen wir aus der fast verschwenderischen Art, wie der sonst so haushälterische Orden mit den Waldungen verfährt, wenigstens während der ersten 2 Jahrhunderte seiner Herrschaft

Die naturgemässe Folge einer solcher Beschaffenheit des Landes war, dass die Einwohner in eifrigster Weise der Jagd nachgingen. Entsprechend der Zahl der Wälder war auch die Anzahl der jagdbaren Thiere eine weit grössere, als sie es heute ist, indem theils jetzt ausgestorbene Thierarten noch vorhanden waren, theils die heute noch existirenden in weit grösseren Schaaren die Jagdlust der Preussen reizten. Zu den ersteren zählt der Auer[2]) (bos priscus), richtiger Wisent genannt. Ob neben ihm noch eine zweite wilde Rinderspecies anzunehmen ist, darüber hat man früher vielfach gestritten[3]). Das Richtige scheint es zu sein, für die historische und die dieser unmittelbar vorausgehenden Zeit den Auer als die einzige in Preussen lebende wilde Rinderart anzuerkennen. Sehr zahlreich dürften die Auer auch schon in heidnischer Zeit nicht gewesen sein, da sie bereits im 15. Jahrhundert anfingen sehr selten zu werden[4]). Jedenfalls hat ihre

---

1) So die Chronicae Polonorum und die Chronik des Kadlubek (Script rer Pruss, I. p. 747, 752, 755). Vergl auch Helmold, Chron. Slav. L. I. c. 1, und Adam Bremensis, Gesta eccl. Ham. pont, IV. c. 18

2) Die letzten Thiere dieser Species werden im Bialowiczer Forste gehegt.

3) Dass in antidiluvianischer Zeit in Preussen 2 Species wilder Ochsen vorhanden gewesen sind, beweisen die hier gemachten Funde von Skeletten, wie von einzelnen Knochen, wie dürftig diese Reste auch sind Diese beiden Rinderarten waren der Bos priscus Bojanus, der Vorfahr des Auer, und der Bos primigenius Bojanus, vielleicht der Stammvater unseres Hausrindes Der Streit über das Vorkommen des letzteren noch in historischer Zeit wurde besonders eifrig geführt von Baer (Ob in Europa in historischer Zeit 2 Arten von wilden Stieren lebten? in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte 1839) und von Pusch (Zur Erledigung der Streitfrage über Tur und Zubo, in Wiegmann's Archiv 1840) Ersterer hat die Autorität Cuvier's für sich, letzterer die Wahrscheinlichkeit. Vergl auch Bock, Wirthschaftliche Naturgeschichte Preussens, IV S. 198, Bujak, Geschichte des preussischen Jagdwesens, S. 8 und 9; Müller, Fauna höherer Thiere der Provinz Preussen (in Provinz Preussen, Geschichte ihrer Cultur u. s. w., Festgabe für die XXIV Versammlung deutscher Landwirthe, Königsberg 1863); Ranke, Der Mensch, II. S. 379.

4) Zu Lucas David's Zeiten waren sie nur noch in Schalauen.

Gefährlichkeit zu ihrer schnellen Ausrottung die Veranlassung gegeben. Ihr Fleisch scheint recht wohlschmeckend gewesen zu sein, wenigstens waren sie in den Zeiten der Ordensherrschaft und später Gegenstand der eifrigsten Nachstellungen seitens der Wilddiebe[1]). So endete auch der letzte Auer in Preussen im Jahre 1755 durch den Schuss eines Wilddiebes[2]).

Eine andere, später ausgestorbene Thierart sind die wilden Pferde[3]), für deren Vorhandensein in Preussen wir zahlreiche Zeugnisse besitzen. Ob wir es hier freilich mit „wilden" Pferden im technischen Sinne des Wortes oder nur mit verwilderten zu thun haben, ist mehr als zweifelhaft, wenn man erwägt, dass alle heute unter dem Namen „wilde Pferde" vorkommenden Thiere, wie die Cimarones in Südamerika und nach den neuesten Forschungen wohl auch die Tarpans in Centralasien, nur in die Kategorie der verwilderten Pferde gehören. Am wahrscheinlichsten möchte es wohl sein, dass das Pferd einmal in der Urheimath der Menschheit gezüchtet und dann bereits in gezähmtem Zustande durch die nach einander auswandernden Völker über die Erde verbreitet worden sei[4]). Verwilderungen konnten später sehr leicht vorkommen, da sowohl die noch nicht allzu weit vorgeschrittene Züchtung, sowie die weiten, unbewohnten Landstriche eine Degeneration leicht machten[5]).

Das Fleisch der verwilderten Pferde, die auch noch im Anfange der Ordenszeit zu den jagdbaren Thieren gezählt wurden, diente den Preussen jedenfalls als Nahrung. Dass es bei den alten Germanen so gewesen ist, wissen wir aus einer an den heiligen Bonifaz gerichteten Bulle Gregors III. Hierin heisst es nehmlich: Inter caetera agrestem caballum aliquantos comedere adjunxisti, plerosque et domesticum Hoc nequaquam fieri deinceps, sanctissime frater, sinas. Einen Rückschluss auf frühere Zeit lässt eine Biographie des Kardinals Commendon aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zu[6]), in welcher der Verfasser erzählt, dass er in Preussen in dem Parke des Herzogs Albrecht wilde Pferde gesehen und gehört habe, dass das Fleisch dieser in Preussen ziemlich zahlreichen Thiere von den Bewohnern gegessen würde.

---

1) Bock, a. a. O. IV. S. 192.

2) Bujak, a. a. O. S. 16

3) Vergl. Toppen in den N. Pr. Provinzialbl. 1849; Bock a. a. O. S. 212, Bujak, a. a. O S. 8.

4) An dem Vorhandensein wilder Pferde auch in Preussen zur urweltlichen Zeit darf man nicht zweifeln, da man Pferdezähne und Knochen häufig mit den Ueberresten von urweltlichen Elephanten, dem Höhlenbär u. s w. vermengt gefunden hat. Aus diesen Funden einen Rückschluss auf die nachdiluvianische Zeit ziehen zu wollen, ist jedoch unzulässig, ebenso wie auch ähnliche, in Südamerika gemachte Funde für unsere Culturepoche nicht beweisend sind.

5) Die Existenz wilder Pferde in Mitteleuropa bestreitet auch Hehn (Culturpflanzen und Hausthiere, S. 23); anderer Ansicht ist Lippert, Culturgeschichte der Menschheit, I. S. 524—529.

6) Bock, a. a. O. IV. S. 212.

Länger, als die wilden Pferde und die Auer, haben sich die Elche in Preussen gehalten, deren letzte bekanntlich heute noch in Ibenhorst gehegt werden. Von Bedeutung waren sie in der altesten Zeit namentlich wegen ihres Geweihes, welches ebenso, wie das der Renthiere, zu Beilen und anderen Wirthschaftsgeräthen verarbeitet wurde.

Nach nordlicheren Gegenden haben sich aus Preussen zuruckgezogen: Bären, Luchse, Hermeline und Biber. Namentlich wurden die letzteren von den Preussen sehr eifrig gejagt, da Biberfelle ein sehr geschätzter Handelsartikel waren Abgesehen von den schon genannten Thieren, werden in der Verschreibungsurkunde uber das Dorf Lyck vom Jahre 1425 als in Preussen vorkommendes Wild noch erwahnt: Marder, Ottern, Hirsche[1]) und Wildschweine. Rechnen wir hierzu noch die im Elbinger Vokabular namhaft gemachten Thiere, so weit diese noch nicht erwähnt sind, nehmlich: Fuchs, Hase, Eichhorn, Wiesel, Hamster und Wolf, so dürfte damit die Zahl der jagdbaren Säugethiere erschopft sein. Die einzelnen, in Preussen aufgefundenen Mammuthzahne gehören einer weit mehr zurückliegenden Zeit an.

Die Preussen hatten also, besonders wenn man noch die zahlreichen, hier vorkommenden Vogelarten hinzunimmt, eine recht ausgedehnte und mannichfaltige Jagd Die Gerathschaften, deren sie sich beim Jagen bedienten, waren vor allem Bogen und Speer. Erstere Waffe wurde auch in der Ordenszeit noch vielfach bei der Jagd benutzt[2]), da durch sie das Fell der Thiere am wenigsten beschadigt wurde. Auch das Schwert, dessen Gebrauch und Herstellung den Preussen bekannt war, mag beim Jagen Anwendung gefunden haben. Ueber die Art, wie man Hasen fing, belehrt uns das Elbinger Vokabular, in welchem sich der Ausdruck sasintinklo = Hasennetz findet. Die nämliche Quelle lasst uns auch erkennen, dass die Preussen bereits den Hund, bekanntlich eines der altesten indogermanischen Hausthiere, zum Jagen zu benutzen verstanden; es wird hier sogar schon der Unterschied zwischen Spürhund und Leithund gemacht. —

Dass die Preussen sich auch mit Fischfang[3]) beschäftigt und sich der Fische zum Lebensunterhalte bedient haben, geht aus einer Stelle bei Dusburg hervor. Hier wird nehmlich von der Belagerung einer altpreussischen, in der Nahe von Ragnit gelegenen Burg durch die Russen erzählt, wahrend deren die Belagerten sich von den Fischen ernahrt haben sollen, welche sie in einem, innerhalb der Befestigungen gelegenen Teiche fingen. Auch Wulfstan berichtet schon einige Jahrhunderte vorher vom Estenlande: Und ist da viel Fischfang. Weitere Nachrichten über die

---

1) Damhirsche sind erst im 17. Jahrhundert nach Preussen gekommen (Bujak).

2) Bock, a. a. O. III S. 26

3) R. Benecke, Beiträge zur Geschichte der Fischerei in Ost- und West-Preussen (Altpr Monatsschr 1880).

Fischerei der Preussen finden wir bei Henneberger[1]) und Hartknoch[2]). Ersterer berichtet von Fischopfern, die den Göttern dargebracht wurden; als den Ort, wo sie vollzogen wurden, bezeichnet er einen, heute noch vorhandenen, zwischen Frauenburg und Tolkemit gelegenen Granitblock. Hartknoch vervollständigt diese Angaben durch eine eingehendere Schilderung der Vorgänge beim Opfern. Wem diese Opfer gegolten haben, ob dem Kurcho oder dem Perdoytas, darüber herrscht keine Einigkeit. Als wunderlich fällt in der Schilderung des Opferritus vornehmlich die einheitlich-centralistische Organisation des Fischfanges auf, deren hier Erwähnung gethan wird. Es heisst nehmlich bei Hartknoch an der betreffenden Stelle: „Zuletzt stund ihr Signotha oder Priester auff / theilet die Winde / und sagte / wo und auf welchen Tag ein jeder unter ihnen fischen solte.“ Diese Erzählungen beruhen zwar nicht auf Quellen der ältesten Zeit, sind vielmehr erst mehrere Jahrhunderte nach Beginn der Ordensherrschaft niedergeschrieben, doch mögen sie immerhin etwas Wahrheit enthalten, da sie augenscheinlich auf Sagen beruhen, wie sie im Volke umliefen, und diese ja meist einen thatsächlichen Kern enthalten.

Die damals in Preussen vorkommenden Fischarten sind jedenfalls die nehmlichen gewesen, wie die heute noch vorhandenen. Doch scheint eine Stelle aus Dusburg diese Annahme wankend zu machen. Dieser weiss nehmlich einmal zu erzählen: Hoc anno allecum defecit in terra Pruschie, que a tempore cuius memoria non exstitit, ibidem abundabant. An diese Stelle knüpft sich eine eifrige Controverse[3]), ob hier unter allex der eigentliche Häring oder nur eine der jetzt noch in Preussen vorkommenden Varietäten, etwa der Strömling, zu verstehen sei. Unmöglich ist die erstere Ansicht nicht, da es sehr wohl denkbar ist, dass die Häringszüge früher auch bis an die preussische Küste gekommen sein mögen. Indessen scheint das vorliegende Material nicht genügend, um die Frage definitiv zu lösen. Einen recht schwer wiegenden Beweisgrund dürften die Verfechter der Identität von alex und Häring in dem preussischen Worte für Häring haben, welches sich auch im Litthauischen und Lettischen wiederfindet (preuss.: sylecke, litt.: silke, lett.: śilkis).

Preussische Benennungen[4]) sind uns ausserdem für folgende Fische bekannt: Hecht, Brassen, Lachs, Zander, Aal, Stör, Quappe, Schmerle, Wels, Schlei, Dorsch, Rapfen, Dobel, Scholle, Spierling, Stint, Gründling, Blei, Karpfen, Bore, Plötze, Bars. Aus dieser Aufzählung sieht man, — denn eine etymologische Prüfung[5]) lässt fast alle Benennungen als

---

1) Erklärung der grösseren preussischen Landtaffel, 1595.

2) Altes und Neues Preussen, 1684.

3) Bock, Natur- und Handlungsgeschichte des Härings. Rappolt, Vom Abzuge der Häringe aus Preussen. Benecke, a. a. O. S. 303.

4) Quellen: Elbinger Vokabular und Grunau.

5) Ohne Analogie in den verwandten Sprachen sind stroysles (Dobel), blingo (Spierling). Germanismen sind vielleicht: smerlingis (Schmerle), blingis (Blei). Räthselhaft ist: palasallis (= Bore).

preussische Stammworte erkennen, — dass die Preussen bereits eine recht bedeutende Anzahl von Fischen zu unterscheiden wussten, so dass man daraus auf einen sehr eifrigen Betrieb der Fischerei schliessen kann.

Ueber die Art und Weise, wie diese betrieben wurde, geben uns die aufgefundenen Geräthschaften einigen Aufschluss. Das am frühesten beim Fischfange benutzte Instrument dürfte der sogenannte Fischstecher[1]) gewesen sein. Man nennt so die mit Widerhaken versehenen, etwa 1 Fuss langen Spitzen, welche auf Schäfte gesteckt wurden und dann zum Stossen, beziehungsweise auch zum Werfen dienten. Das Material, aus welchem dieses, bisweilen auch als „Harpune" bezeichnete Geräth gefertigt wurde, ist Knochen und Geweih. Bei einigen Instrumenten dieser Art sind die Widerhaken aus Feuersteinsplittern gebildet, die in Rinnen auf beiden, beziehungsweise nur auf einer Längsseite eingelassen sind Ausser diesen Fischstechern gehoren der altesten Zeit wohl auch die gleichfalls aus Geweih gearbeiteten Angelhaken an[2]), die in Preussen gefunden sind. Zu erwahnen sind hier auch noch die fruher vielfach fur Schleudersteine erklarten Steinkugeln[3]), welche mit ringsum laufenden, kreisformigen Rinnen versehen sind und höchst wahrscheinlich als Netzsenker gedient haben.

Ebenfalls durfte schon in heidnischer Zeit ein anderes Fischgeräth benutzt worden sein, das in einer Urkunde[4]) vom Jahre 1323 mit seinem preussischen Namen erwahnt wird. Hier heisst es nehmlich: locacionis sepe dicte incolis .... cum rethe dicto „hame" et conto, quod vulgariter „sturl" dicitur, piscandi concedimus libertatem. Die Bedeutung dieses „Sturl" genannten Instrumentes hat Nesselmann folgendermaassen präcisirt: Ein Stab mit zuckerhutformigem Knopfe, der zum Aufscheuchen der Fische aus dem Uferversteck gebraucht wird. In einer Zusammensetzung begegnet uns das Wort noch einmal in dem Gründungsprivileg der Stadt Fischhausen[5]) vom Jahre 1305, wo es heisst: excepto tamen rethi, quod Nywat vulgariter nuncupatur, et praeter rethe, quod Stürlanke dicitur. Nesselmann will das Wort sturl-lanke geschrieben wissen und ubersetzt die zweite Halfte mit Bogen (litt.: lánkas, Bugel, Reifen). Das Ganze wäre demnach zu übertragen mit Stossbugel und „ware dann etwa der grosse Hamen mit dem Bugelnetz an einer langen Stange; mit diesem Hamen stösst der Fischer auch gegen die Uferwande und den Grund des Wassers, um die Fische aufzuscheuchen". Auch das Watnetz, d. h. das Netz, mit dem man an seichten Stellen watend fischt, kannten die Preussen schon. Hierfür nehmlich ist uns als Provinzialismus der Ausdruck

1) In Gebrauch noch bei den Eskimos (vergl. Prussia-Katalog I. 2, Nr. 83 ff.).
2) Vergl Prussia-Katalog I. 1, Nr. 96.
3) Rauber, Urgeschichte des Menschen, I S 49, erklärt sie für „Arbeitssteine".
4) Monumenta historiae Warmiensis, I. p 124.
5) Codex diplomaticus Prussicus, II. p 60.

„bradde"[1]) überkommen, und da wir für denselben Gegenstand von demselben Stamme abgeleitete Worte bei Litthauern, Letten, Polen und Russen finden, so sind wir wohl berechtigt, die Erfindung dieses Instrumentes bis in die Zeit des gemeinschaftlichen Zusammenlebens dieser Völker zurück zu datiren. Auch für den Begriff Fischwehr ist uns ein preussischer Ausdruck, osseke[2]), erhalten, doch lässt dieses Wort keinen Schluss daraufhin zu, ob die Einrichtung der Fischwehr schon vor der Ordenszeit in Preussen bekannt war, oder ob diese Kenntniss erst durch die deutschen Kolonisten vermittelt wurde. Dieser Schluss ist dagegen möglich bei dem Ausdrucke „wenter" (Provinzialismus) für „klingelbeutelartige Netze, die in einander gehen und bei der sogenannten Stellfischerei mittelst langer Stangen auf dem Boden des Wassers befestigt werden, da, wo man den Zug der Fische erwartet". Denn wir finden Worte von demselben Stamm, wie wenter, abgeleitet auch im Litthauischen und Polnischen in ähnlicher Bedeutung (litt.: wéntaras, wéntaris, wénteris; poln.: więcierz = von Garn gestrickte Fischreuse).

Was die Viehzucht bei den Preussen anbetrifft, so wissen wir etwas Genaueres nur über ihre Pferdezucht. Dass diese Thiere von ihnen sehr hoch geschätzt wurden, berichtet schon Wulfstan. Er bringt diese Thatsache mit den oben geschilderten Wettrennen um Hinterlassenschaften in Verbindung und sagt mit Beziehung hierauf, dass gerade die Schnelligkeit die geschätzteste Eigenschaft der Pferde gewesen sei und dass man die raschesten Pferde sehr hoch bezahlt habe. Wie verbreitet diese Thierart in Preussen gewesen ist, ersehen wir aus Dusburg. Im dritten Kapitel des dritten Theiles seines Chronicon zählt dieser nehmlich die Streitmacht der Preussen auf; diese gliedert er in Reiter und Fusskämpfer. An Reitern, sagt er, habe keine Landschaft unter 2000 gehabt, d. h. also in Summa, 12 Landschaften zu 2000 gerechnet, 24 000. Speciell für Samland giebt er die Zahl der Reiter auf 4000 an, für Sudauen sogar auf 6000. Mögen nun diese Zahlen so unsicher sein, wie sie wollen, jedenfalls kann man daraus entnehmen, dass das Pferd in Preussen eine sehr grosse Verbreitung gefunden hatte.

Von Bedeutung ist auch hier wieder das Elbinger Vokabular. Dasselbe weist ausser den Ausdrücken für Hengst[3]), Wallach[4]), Stute[5]), Füllen[6]),

---

1) Litt.: bradinýs, bradině; lett.: braddińsch, briddens, poln.: brodnia, russ: brèden.

2) In einer Urkunde vom Jahre 1312 (Mon. hist Warm., I. p. 285) heisst es: ubi influit fluvius krixtien dictus et eundem fluvium ascendendo . . . ad clausuram que osseke in Prutenico dicitur. Grundbedeutung von osseke: Verhau, Verhack; russ: osjecz', poln.: ossieć, behauen.

3) sweriapis.

4) sirgis (litt.: žirgas, Reitpferd; lett.: sirgs, Pferd).

5) kaywe (litt.: kehwe).

6) arwaikis.

Pferd[1]), Esel, Maulesel, Eselfullen, Zelter[2]), wildes Pferd[3]), noch den Ausdruck sweykis[4]) auf, der hier mit „pflugfert“ ubersetzt ist. Ob diese Uebersetzung eine ganz zutreffende ist, wollen wir nicht entscheiden. Zur Ordenszeit wurde dieses Wort von den deutschen Kolonisten recipirt und in der Bedeutung von „Arbeitspferd“ gebraucht. Hieraus kann man wohl entnehmen, dass das Pferd auch bei den Preussen schon in der Wirthschaft verwendet wurde. Auch deuten die im Altpreussischen sich findenden Benennungen fur Wagen[5]) und Schlitten[6]) darauf hin, dass man das Pferd zum Ziehen von Lasten benutzt habe, wie denn uberhaupt aller Wahrscheinlichkeit nach das Pferd fruher als Zugthier, denn als Reitthier, gebraucht ist.

Um uns vor ubereilten Schlussen zu bewahren, scheint es nöthig, auf die Etymologie einiger der oben erwahnten Worte naher einzugehen. Das Wort asilis fur Esel ist ein sehr weit verbreitetes. Es ist identisch mit slav osilu, litt ásilas, lett ehselis, goth asilus, lat. asinus, hebräisch athôn u. s. w. Als Stammwort dieser ganzen Reihe nimmt Benfey und mit ihm Hehn[7]) eine semitische Benennung fur Esel an, aus der dann lat asinus und hieraus wieder goth. asilus wurde. Aus dem Gothischen ging dann, wohl verhaltnissmassig spat, das Wort weiter in die litthauische, preussische, lettische und slavische Sprache uber in einer von Hehn, a. a. O naher erorterten Weise. Daran, dass der Esel von den Preussen als Hausthier gehalten sei, ist nicht zu denken, da schon die klimatischen Verhaltnisse diese Annahme unmoglich machen. — Interessant ist das Wort für Maulesel, weloblundis. Den namlichen Stamm finden wir im Litthauischen als werblúdas, im Russischen werblùd, gothisch ulbandus, ahd. olpenta wieder, jedoch nicht als Bezeichnung fur Maulthier, sondern fur Kameel. Vorausgesetzt, dass kein Irrthum des Verfassers des Elbinger Vokabulars vorliegt, haben wir wohl hier eine jener sprachlichen Verwechselungen zu konstatiren, wie wir sie bisweilen finden, wenn die zu bezeichnenden Gegenstande dem Volke nicht bekannt und gelaufig sind[8]). — Ohne Belang fur die Sprachforschung ist der Ausdruck maldian fur Eselfullen, da dieser

---

1) russis (Altpr. Monatsschr., IV. S. 681)

2) wilenikis (vergl. Altpr. Monatsschr., IV. S. 686).

3) pausto-caican (lett. caicaris, Schindmahre).

4) Toppen, Ueber Pferdezucht zur Zeit des deutschen Ordens, nebst einigen Bemerkungen uber die Sweiken (Altpr. Monatsschr. 1872 S 686 und 687).

5) abasus, abbas = Wagen (litt: ábazos; poln. oboz, Feldlager, ehemals wohl auch Wagen) britschke = Reisewagen (poln: bryczka; litt., brìka, brìkas, Lastwagen) arwarbs = Langwagen (litt: alwaras und ahnlich). karete = Spazierwagen (litt: kareta; lett.: karreete; russ.-poln., kareta).

6) slayo = Schlitten (litt. szlájos) wessis Schlitten für eine Person (litt.: ẃažis; lett: waschus).

7) Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien, wie in das ubrige Europa, 1877 S. 514

8) Beispiele ahnlicher Verwechselungen bei Hehn, a. a. O. Vorrede S. IV, V, VI.

weiter nichts besagt als „das Junge“ (maldai, jung) Die Sprachforschung also gewährt gar keinen Anhalt dafür, dass in Preussen Esel- oder Maulthierzucht bestanden habe.

Einiges über die Pferdezucht der Preussen ist uns noch bekannt. So berichtet schon Wulfstan davon, dass die Stutenmilch als Getränk verwendet wurde, doch war nach ihm deren Genuss ausschliesslich auf die „Könige“ und die Reichsten beschränkt Auch Adam von Bremen berichtet hiervon: Carnes iumentorum pro cibo sumunt, quorum lacte vel cruore utuntur in potu, ita ut inebriari dicantur. Aus dieser Stelle hat man vielfach darauf geschlossen, dass die Preussen aus Pferdemilch und Pferdeblut ein Getränk hergestellt hätten, eine Ansicht, gegen die B. Martiny[1]) mit einem wahren Feuereifer polemisirt, indem er behauptet, dass die Preussen die Stutenmilch ungemischt getrunken hätten.

Auch auf die Käsefabrikation verstand man sich bereits, wie das hierfür vorkommende, acht preussische Wort suris[2]) beweist. Auch für Butter giebt es eine preussische Bezeichnung[3]), die jedoch den Sprachforschern viel Schwierigkeit bereitet hat. Ueberhaupt zeigt sich die Sprache der Preussen bezüglich des Molkereiwesens als eine sehr reichhaltige. So hat sie verschiedene Ausdrücke[4]) für saure, süsse, geronnene Milch, für Molken und Laff (d. h. geronnene Milch im Magen junger Kälber und Lämmer, die zur Käsebereitung verwandt wird).

Was wir über die sonstige Viehzucht bei den Preussen wissen, ist wenig. Das Elbinger Vokabular hat Ausdrücke für folgende Thiere[5]): Ochse, Kuh, Kalb, Bock, Ziege, Zickel, Schaf, Schafbock, Schöps, Lamm, Schwein, zahmer Eber, das geschnittene Schwein, Sau und Ferkel. Von diesen Worten stehen bis heute noch die Ausdrücke für Schaf (camstian) und Kuh (klente) unerklärt da. Die Stämme anderer Worte dagegen lassen sich in den der preussischen nächstverwandten Sprachen in verschiedenen Wortbildungen nachweisen, so der Stamm von curwis[6]) (Ochse), der Stamm von wosee[7]), wosax und wolistian (Ziege, Bock, Zicklein), wie

1) Vornehmlich wendet sich Martiny gegen Consequenzen obiger Ansicht, die Niemand gezogen hat, und das mit einem solchen Eifer, dass er zu völlig entgegengesetzten, freilich ebenso unrichtigen Anschauungen kommt (B. Martiny, Das Milch- und Molkereiwesen der alten Preussen, vergl. Altpr. Monatsschr. 1872).

2) Litt: súris, lett. śeers. slav syr.

3) Hehn meint, dass das preussische Wort auctan, nach Grunau aucte, vielleicht verwandt sei mit dem alemannischen anke (nach Grimm wurzelverwandt mit ungere, unguere)

4) Betreffs der Etymologien siehe Nesselmann (Altpr. Monatsschr. 1868).

5) Vortreffliche allgemeine Bemerkungen über Zähmung und Verbreitung der Hausthiere (so weit diese aus Asien eingewandert sind) bei Hehn, a. a. O. Im Wesentlichen auf Hehn beruhen die Ausführungen bei Lippert, Culturgeschichte der Menschheit, I. S 478—572. Vergl. auch Ranke, Der Mensch, II. S 536 und 537.

6) Poln.-kass.. karw, Ochse, litt: kárwè: kslav., slov., illyr., böhm: krawa; russ. koròwa: serb.. kruwa, Kuh.

7) Litt: ožýs, Ziegenbock; lett.: ahsis; russ.-litt auch wožéli, griech.: αἴξ, ähnlich Sanskrit.

auch von awins[1]) (Widder), eristian[2]) (Lamm), cuylis[3]) (zahmer Eber), prastian[4]) (Ferkel), swintian[5]) (Schwein). Wenn dieser Nachweis uns auch dazu berechtigt, die Kenntniss der betreffenden Thiere bei den Preussen anzunehmen, so ist es doch unzulassig, ohne weiteres auch darauf zu schliessen, dass eine Zucht derselben stattfand. Beweisend wäre es, wenn wir die Ausdrücke für Schöps, zahmer Eber, Ochse, d. h. also für solche Thiere, die wild überhaupt nicht vorkommen, in den verwandten Sprachen wiederfänden. In diesem Falle hätte man die Zähmung entweder dem noch nicht differencirten Volke zuzuschreiben, oder man müsste die Wanderung des betreffenden Wortes von dem einen Stamme zu den anderen annehmen. Selbst die letztere Möglichkeit wäre für Preussen beweisend, da mit der Ordensherrschaft auch die Beeinflussung der preussischen Sprache durch die Nachbarsprachen aufhörte. Diese Beweiskraft besitzt jedoch von den in Betracht kommenden Worten einzig das Wort cuylis (tuylis) für „zahmer Eber", während die anderen, wie die Etymologien[6]) zeigen, nur bedingt beweiskräftig sind.

Eine werthvolle Ergänzung zu den Resultaten der Sprachforschung bieten die in den Pfahlbauten gemachten Funde. Leider sind jedoch die in den preussischen Pfahlbauten gemachten Funde im Verhältniss zu der reichen Fülle thierischer Knochenreste, welche in den schweizerischen gefunden wurden, äusserst dürftig. In Summa sind, meines Wissens, nicht mehr als 2 Stücke gefunden[7]): ein Kieferstück vom Schwein in dem Pfahlbau im Arys-See (Kreis Lötzen) und ebenda ein Kieferstück vom Rind. Bewiesen wäre hierdurch also die Zucht von Rindern und Schweinen in Preussen, doch mahnen derartige vereinzelte Funde zur Vorsicht.

Ausser den oben aufgezählten Ausdrücken für vierfüssige Zuchtthiere haben wir noch einige Benennungen für verschiedene Geflügelarten. So heisst Gans im Preussischen sansy. Der diesem Worte zu Grunde liegende Stamm ist der nämliche, wie der des deutschen „Gans", und findet sich ebenso in allen anderen indogermanischen Sprachen wieder, so dass wir wohl berechtigt sind, diesen Vogel als indogermanisches Urthier zu begrüssen. Vor dem nahe liegenden Schlusse, auf Grund dieser Etymologie die Gans für ein bereits vor der Epoche der Wanderungen gezähmtes Thier zu halten, warnt schon Hehn[8]), indem er darauf hinweist, dass sie

1) Litt.: áwinas, lett.: awins, awens; kslav.: owĭnŭ und ähnlich.

2) Litt.: éras, ėrìs; lett. jehrs; istiau ist der Diminutiv

3) Litt.: kuilýs; lett.: kuilis.

4) Litt.: párszas und ähnlich.

5) Kslav.: swiniza; russ.: swin'ja; poln.: świnia

6) Schöps = scabs (im Elbinger Vokabular hierfür fehlerhaft stabs). Russ.: skopèc; kslav.: skopĭcĭ, Eunuch, poln.. skop; böhm.: scopec; litt.. szkápas, Schöps; kslav.: skopiti, castriren. Hiernach bedeutet scabs weiter nichts, als das castrirte Thier, und kann daher nicht zum Beweise benutzt werden.

7) Prussia-Katalog, I. 1, Nr. 191.

in der Zeit, in welcher sie ihre Benennung[1]) empfing, vielleicht nur ein gesuchtes Jagdthier war Die Zahmung mag dann bei den einzelnen Volkern stattgefunden haben, sobald sie ihr Nomadenthum aufgegeben hatten.

Viel weniger weit reicht der Stammbaum der Ente zurück. Die preussische Bezeichnung für Ente ist der heute noch als Provinzialismus vorkommende Ausdruck pile[2]). Der namliche Wortstamm findet sich in dem litthauischen pýle und in dem lettischen pihle wieder, die beide zahme Ente[3]) bedeuten. Diese Etymologie erlaubt es wohl, die Zahmung der Ente dem noch nicht differencirten Volke der Letten, Litthauer und Preussen zuzuschreiben.

Dass die heidnischen Preussen auch Bienenzucht getrieben haben, lässt sich nicht beweisen[4]); jedoch wird es hochst wahrscheinlich gemacht durch die grossen Quantitaten Meth, welche, den Quellen nach zu urtheilen, von ihnen vertilgt wurden, und zu deren Herstellung der den wilden Bienenschwärmen geraubte Honig wohl kaum genugte. Auch konnte man wohl vermuthen, dass der Orden an bestehende Verhaltnisse anknupfte, wenn er bei seinen Guter-Verleihungen besonders Abgaben an Wachs beanspruchte. —

Der Ackerbau ist in Preussen unzweifelhaft schon vor der Ordenszeit bekannt gewesen[5]). Um dies zu beweisen, braucht man nicht, wie Voigt es gethan, sich auf Pytheas und Tacitus[6]), die allerdings beide von eifrig ackerbautreibenden Volkern reden, als auf seine Gewährsmänner, zu berufen, vielmehr sind andere, weniger anfechtbare Quellen dafür vorhanden. Zu diesen zahle ich namentlich die zahlreichen Land-Verschrei-

1) Sanskrit: hansas, hansî.

2) Nicht unerwahnt lassen will ich, dass sich in Hessen ein ahnlicher Rufname fur die Enten finden soll, nehmlich bîle (vergl. Frischbier, Worterbuch der preussischen Provinzialismen).

3) Ungezähmte Ente litt. ántis.

4) Wilder Bienenstock (Beute) = drawine (litt.: dráwis; lett. drawa)

5) Originell ist die Art, wie B. Martiny (Altpr. Monatsschrift 1872. S. 343—345) es zu begründen sucht, dass in Preussen schon in vordeutscher Zeit der Ackerbau bekannt war Sein erster Beweisgrund („Schon die vielen Stadte, die Wulfstan erwahnt, setzen eine thatige, ackerbautreibende Bevolkerung voraus") wird mit der richtigen Interpretation des Wortes burh (bezw. byrig) hinfallig. Dann folgt eine wahrhaft meisterhafte Begründung der in Frage gestellten Thatsache aus der Politik. Es heisst nehmlich: „... es ist nicht nothig hinzuzufugen, dass Hermann von Salza zu wenig religioser Schwarmer war, dagegen ein zu praktischer Politiker, als dass er einer blinden Glaubensidee halber zur Eroberung eines von rohen Barenhauten bewohnten, uncultivirten Landes sich hätte entschliessen sollen, das, aller civilisirten Existenzmittel bar, nicht in der Betriebsamkeit einer ackerbautreibenden Bevolkerung und in der Fulle ihrer Produktion von Anfang an die Quellen der Wohlfahrt und des Glanzes hätte erkennen lassen, deren der Orden sich nachmals in Preussen erfreute" Also dies waren die Gedanken Hermann's von Salza? Freilich, „civilisirte Existenzmittel" findet man nicht überall.

6) Germania c 45: (Aestii) frumenta ceterosque fructus patientius quam pro solita Germanorum inertia laborant.

bungen an Stammpreussen, die doch nur unter der Voraussetzung einen Sinn hatten, dass diese sich auf den Ackerbau verstanden Als charakteristisch für die damaligen Zustände erscheint mir ein Erlass des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen[1], der besagt, dass die Preussen zu keinem Amt sollten zugelassen, sondern zum Ackerbau und zur Viehzucht angehalten werden, weil sie dessen von Jugend auf gewohnt gewesen, das Land besser kannten und bereiteten, auch mit allem besser umzugehen wüssten, als die vom Orden hierher gebrachten Fremden, die hierin es erst von den Preussen ablernen und eine Kenntniss des Landes sich erwerben müssten.

Ueber die Art, in welcher der Ackerbau bei den Preussen betrieben wurde, geben die uns erhaltenen Sprachreste, sowie die aufgefundenen Geräthschaften einigen Aufschluss Von Getreidearten und sonstigen Fruchtgewächsen kennt das Elbinger Vokabular eine erstaunlich grosse Menge[2]. Wir finden hier preussische Bezeichnungen für Hafer, Gerste, Weizen, Sommerweizen, Roggen, Bohnen, Erbsen, Mohn, Hirse, Fenchel, Hanf, Senf, Wicken. Linsen, Gras, Klee. Prüfen wir jetzt diese Worte in etymologischer Hinsicht. Das Wort für Weizen[3]) haben die Preussen (hier gaydis), ebenso wie die Litthauer (kwetys), von den Germanen, speciell den Gothen (hvaiteis), entlehnt, und zwar nach ihrer Trennung von den Slaven, da diesen ein entsprechendes Wort für Weizen fehlt. Die Entlehnung muss aber andererseits schon vor dem Einzuge des Ordens stattgefunden haben, sonst würde doch ohne Zweifel statt des gothischen das modernere deutsche Wort in die Sprache der Preussen übergegangen sein. Wie der Weizen, ist auch die Gerste[4]) von Süden nach Norden gewandert, von dem semitisch-pelasgischen Culturkreise zum nordeuropäischen. Doch verlor sie, je weiter sie nach Norden kam, an Bedeutung für das Volksleben. Das preussische Wort für Gerste ist nicht ganz klar: das Elbinger Vokabular hat moasis, während sich bei Grunau mayse findet. Jedenfalls ist das Wort, wie die richtigen Vokale auch sein mögen, von grösserem Alter, da auch die litthauische und die lettische Sprache dieselbe Bezeichnung für Gerste haben (mèžei und meeschi). Im Gegensatz zu den besprochenen beiden Getreidearten verdankt der Roggen[5]) seine erste Pflege als Culturpflanze dem nordosteuropäischen Culturcentrum, denn wenn auch seine Heimath noch nicht ermittelt ist, so verlegen doch Benfey, de Candolle und andere übereinstimmend diese nach Nordosteuropa.

---

1) Bock, Wirthschaftliche Naturgeschichte, III. S. 647

2) Vorzügliche Untersuchungen über die Heimath und allmähliche Verbreitung der einzelnen Fruchtgewächse bei Hehn, a. a O.; Einiges bei Lippert, Culturgeschichte der Menschheit, I. S. 572—619; kaum haltbar dagegen sind die allgemeinen Bemerkungen bei Ranke, Der Mensch, II S. 537 ff

3) Hehn, a. a. O. S. 488 und 489 Lippert, a. a O I. S. 584.

4) Lippert, a. a O. S. 584 ff.

5) Hehn, a a. O S. 489 und 490; Lippert, a. a. O. I. S. 592 und 593.

Das preussische Wort für Roggen ist rugis. Der Stamm dieses Wortes ist identisch mit dem vom litt ruggys, ruggei, russ. rož, czech rež, altnord. rugr, ahd. recco u. s. w. Aehnlich der Geschichte des Roggens ist die des Hafers[1]) Von den südeuropaischen Volkern verschmäht, ist er zuerst von den mittel- und nordeuropaischen Stammen in Anbau genommen und zu einem wichtigen Nahrungsmittel dieser geworden. Mit Recht sagt Rauber[2]) von ihm: „Der Hafer war das ursprüngliche Brodgewachs der mittel- und nordeuropaischen Völker" Der Ausdruck für Hafer ist bei allen Völkern im Norden Europas wurzelverwandt mit preuss. wisze[3]) oder wyse, litt. awižos, lett ausas, kslav. owísú, russ owès u. s. w. Nachst diesen vier wichtigsten Getreidearten enthalt das Elbinger Vokabular, wie wir oben gesehen haben, noch eine ganze Reihe minder wichtiger Fruchtarten. Fast alle diese[4]), nehmlich Hirse, Senf, Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken, stammen aus Sudeuropa und sind zum grossten Theil nachweislich aus Italien[5]) durch Vermittelung germanischer Stamme zu den Preussen, Letten, Litthauern und Slaven gekommen Auch fur Apfel-[6]), Birn-[7]), Kirsch-[8]) und Pflaumenbaum[9]) finden wir im Elbinger Vokabular Ausdrücke. Darüber freilich, ob wir hierunter veredelte oder wilde Obstsorten zu verstehen haben, erhalten wir keinen Aufschluss Das Wort „kruschke", das heute noch als provinzialistische Bezeichnung fur den wilden Birnbaum gang und gebe ist, enthält denselben Stamm, wie die im Vokabular enthaltene Bezeichnung für Birnbaum (crausy), und giebt so zu der Vermuthung Anlass, dass die Preussen nur den wilden Birnbaum gekannt haben. Anderes freilich scheint bezüglich des Pflaumenbaumes anzunehmen zu sein, da wir hier zwei Ausdrucke erhalten haben, von denen der eine den wilden Pflaumenbaum bezeichnet, der andere daher wohl auf den veredelten zu deuten ist.

Dass uns die in Preussen gemachten Funde über die in altester Zeit angebauten Fruchtarten reichliche Auskunft geben, dürfen wir wohl kaum erwarten. Einiges Licht verbreiten jedoch immerhin die in den Pfahlbauten aufgefundenen Ueberbleibsel von Cerealien. So hat man in dem Pfahlbau im Aryssee verbrannte Hirse[10]), sowie Nusse und Oelfrüchte gefunden, im Probchen-See eine Nuss[11]) Dass man nichts von edleren

1) Hehn, a. a O. S. 489 und 490, Lippert, a a. O. I. S 592 und 593.

2) Urgeschichte des Menschen, I. S 316.

3) Grunau, im Vokabular wyse.

4) Hehn, a. a O. S. 169, 186, 187, 189, 495, 524, 546 u. s. w.

5) Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob Italien das Mutterland der betreffenden Pflanzen wäre

6) wobalue, der Apfel = woble (litt.. obůlýs, lett.: ahbols; kslav.: abluko u. s. w.).

7) crausy, Birne = crausios (litt káuszis, Birnbaum; ciáuszè, Birne).

8) Kirsche = wisnaytos (litt · wýsznia, russ.. wiszuga; poln.: wiśnia u. a.)

9) Pflaume = sliwaytos (litt: slyw: kslav., russ, poln. bohm. sliwa). Pflaume = krichaytos, Prov. krekeln (litt: krykè, kryklè, wilder Pflaumen- oder Kirschbaum).

10) Prussia-Katalog, I. 1, Nr. 192

11) Prussia-Katalog, I. 1, Nr. 297.

Getreidearten gefunden hat. hängt möglicherweise damit zusammen, dass die Landschaften, welche Reste von Pfahlbauten aufweisen, gegenüber Samland und Pogesamien in cultureller Hinsicht allem Anscheine nach weit zurückgeblieben waren, vielleicht auch mit dem hohen Alter der Pfahlbauten.

Ergänzen können wir unsere, aus dem Elbinger Vokabular geschöpften Kenntnisse bezüglich der in Preussen zu vordeutscher Zeit bekannten Fruchtarten noch durch das preussische Wörter-Verzeichniss bei Grunau und durch die Provinzialismen. Als preussische Bezeichnung für Flachs[1]) nennt Grunau das Wort linno. Der nämliche Stamm, wie der von linno, findet sich in dem latein. linum, deutsch. lein, poln. len u. s. w. Die Heimath des Flachses ist noch nicht festgestellt; dagegen ist es unzweifelhaft, dass er anfangs nur wegen des fettigen Nahrungsstoffes der Samen angebaut wurde, während seine zähen Fasern erst später Verwendung fanden. Aus Dusburg (III. c. 5: viri et mulieres nere solebant, aliqui linea etc.) konnte man schliessen, dass er den Preussen auch bereits in letzterer Eigenschaft bekannt gewesen sei. An Provinzialismen sind uns erhalten grikken[2]) für Buchweizen[3]), burkan oder borkan[4]) für Mohrrübe, zwickel[5]) für rothe Rübe, schabbel[6]) für Gartenbohne. Abgesehen von dem letzten Worte, veranlasst uns das Vorhandensein der nämlichen Wortstämme in den der preussischen verwandten Sprachen in der nämlichen Bedeutung zu der Annahme, dass diese Gewächse schon in vordeutscher Zeit in Preussen bekannt gewesen sind

Betreffend die Technik des preussischen Ackerbaues finden wir im Elbinger Vokabular eine ziemlich reichhaltige Collection von Ausdrücken. Die hier namhaft gemachten Gegenstände sind: Acker[7]), Ackerstück[8]), Morgen[9]), Ackerfurche[10]), Rain[11]), Beet[12]), Pflug[13]), Pflugmesser[14]), Pflug-

1) Hehn, a. a. O. S. 144 – 168; Lippert, a. a. O. I. S. 594 Beweise für einen starken Flachsanbau bei den westlichen Slaven bei Helmold. a. a. O I. 12, und im Meklenburger Urkundenbuch Nr. 65.

2) Litt: grìkai; lett: grikki; poln.: gryka

3) Der Buchweizen stammt angeblich aus Sibirien und der Mongolei. Von Bedeutung für die Bienenzucht ist er in den Haide- und Moorgebieten Norddeutschlands. Vergl. auch Rauber's Urgeschichte, I S. 137.

4) Litt.: burkane, bohrkans; russ.: barkàn dasselbe; litt.: burkantai, Pastinak; poln.: burak, rothe Rübe.

5) Litt.. swìklas; russ.: swèkla; poln: ćwikla. Vergessen oben. wrucke = Kohlrübe (russ.: brzukwa; poln: brukiew).

6) Poln.: szabla, Sabel und ähnlich.

7) samyen, samyne (litt.: z'éme; lett.: semme, Erdreich, Boden)

8) gasto (kslav.: po-gostĭ = regio, russ: pogòst. Kirchspiel).

9) moargis (litt.: mùrgas; poln.: morg).

10) redo (litt.: ré̓das, Ordnung; lett.: rinde, Reihe; russ.: rgad, dasselbe)

11) asy (litt.. eže; lett.: escha).

12) lyso (litt: lýsè).

13) plugis (litt.. plúgas; kslav.: plugŭ und ähnlich).

14) wagnis.

schar[1]), Pflugreute[2]), Zugkette[3]), Egge[4]) u a. Von den preussischen Worten hierfür haben wir als Germanismen in Anspruch zu nehmen plugis für Räderpflug[5]) und moargis für Morgen. Die Zeit, in welcher die Reception dieser Worte erfolgt ist, zu bestimmen, ob vor oder während der Ordenszeit, dürfte kaum moglich sein, da auch die preussischen Bezeichnungen für die einzelnen Theile des Pfluges, wenn auch von preussischen Wortstämmen gebildet, keinen Anhalt gewahren Den Rest der oben aufgezahlten Worte, d. h. die Bezeichnungen für Acker, Ackerstück, Ackerfurche, Rain, Beet und Egge, zeigt eine kritisch-etymologische Prüfung als dem litthauisch-lettisch-preussischen, beziehungsweise dem litth.-lett.-preuss.-slavischen Wortschatze angehorig.

Andere termini technici fur den Betrieb des Ackerbaues finden wir bei Grunau und in den Provinzialismen Zu letzteren zahlt das Wort zoche als Bezeichnung fur den Hakenpflug[6]), der heute noch in vielen Gegenden Ostpreussens zur Anwendung kommt. Gegenstand, wie Bezeichnung sind nicht preussischen, sondern nachweislich fremden Ursprungs[7]), wenn auch einzelne Theile des Hakenpflugs national-preussische Benennungen tragen, wie z. B. rogâtsch für Zochbaum von ragis, das Horn. Annähernd festzustellen, wann dies Gerath seinen Einzug in Preussen gehalten, wäre nur möglich, wenn es gelänge, nachzuweisen, zu welcher Zeit das Wort zoche zuerst im Litthauischen und Lettischen auftaucht. Auch ein drittes Wort fur Pflug ist nicht ächt preussischer Herkunft. Pierson hat es nehmlich wahrscheinlich gemacht, dass das viel umstrittene[8]) norce oder norcye identisch mit den esthnischen nurk, Ecke, Winkel, sei, das auch in der Schreibart norke vorkommt. Die eigentlich preussische Bezeichnung für Pflug ist vielleicht podyme, das sich heute noch im Litthauischen findet, von Nesselmann[9]) aber als national-preussisches Wort reclamirt wird. Des namlichen Stammes, wie podyme, ist der Provinzialismus podiemke, der zur Bezeichnung für das kleine Eisen am Horn der Pflugschar diente. Ein anderer, hierher gehoriger Provinzialismus ist norge (= das Spitzeisen am Pfluge), jedenfalls wurzelverwandt mit dem litthauischen norágas fur Pflugschar. Der Vollstandigkeit halber will ich noch einige andere preussische provinzialistische Bezeichnungen hier an-

1) pedan.

2) preartue (pre neben, art pflügen).

3) grandis

4) aketes (litt: akétes, akéczos, ekéczos: lett. ezzeklis; ahd. egida). Andere Ausdrücke: wadule (Pflugbaum), miskilis (Streichschiene), laipto (Pflugsterz), glemptene (Strichbrett).

5) Die Geschichte des Raderpfluges bei Hehn, a. a O. S 493 und 494

6) Hehn, a. a O. S. 491 und 492.

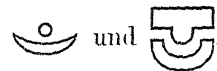
7) Hehn fuhrt litth. szaka, altslav. socha u. s. w auf das goth. hoha = Pflug zurück.

8) Vergl. Toppen in Altpr. Monatsschr., IV. S. 152, ferner Pierson, ebendaselbst VII. S. 596, VIII. S. 68, 367. Nesselmann nimmt Pierson's Erklärung nicht an.

9) Thesaurus linguae Prussicae, p. 133.

führen, wenn dieselben auch keine sicheren Schlüsse zulassen So das Wort keps oder kops[1]) fur die kleinen Heuhaufen auf dem Felde, in welchen das Heu bis zum Einfahren aufgestellt wird; kokoschke[2]) für eine bestimmte Art von Garbenpyramiden; kuj, kuje[3]) für den grossen Heuhaufen, der fur den Winter stehen bleibt. Am ehesten wäre es noch aus dem letzten Worte moglich, auf eine den Letten, Litthauern und Preussen gemeinsame Gewohnheit zu schliessen.

Correlate, wenn auch nicht vollig entsprechend im Litthauischen und Lettischen, bezw. auch im Slavischen, haben die preussischen Ausdrücke für Sense[4]), Sichel[5]), Spaten[6]) und Aehrenhechel[7]).

Aus den gemachten Funden lässt sich uber die einzelnen Instrumente eine Aufklärung kaum gewinnen. Die einzigen, unzweifelhaft hierher gehorigen Fundobjekte sind, — abgesehen von einem ziemlich räthselhaften Geräth in Form einer Pflugschar[8]), — die zahlreichen Mahlsteine Diese bestehen aus zwei zusammengehörigen Stucken, einem als Unterlage dienenden, in der Mitte mit einer rinnenartigen Vertiefung versehenen Steine und dem sogenannten Quetscher, d. h. einem in diese Vertiefung passenden Steine (vertikaler Durchschnitt:). Daneben kommen auch noch zwei andere Formen vor, deren vertikaler Durchschnitt etwa so aussieht: und . Darauf, dass die Preussen in spaterer Zeit auch schon Muhlen gekannt haben, konnte man aus dem uns für Mühle überkommenen preussischen Worte[9]) schliessen. Wenn man jedoch bedenkt, dass wir dies erst im 15. Jahrhundert antreffen, so wird man zugeben müssen, dass dies auch moglicherweise ein aus dem Begriff „mahlen“ erst in der Ordenszeit weiter entwickelter Begriff sein kann, besonders da auch die preussischen Bezeichnungen[10]) für die einzelnen Bestandtheile der Mühle zwar nicht Germanismen, aber doch recht wohl erst in der Ordenszeit entstanden sein konnen. Was diese Annahme besonders wahrscheinlich macht, ist der

1) Litt: kupetà, kupetis; dasselbe von litt. kūpti, kaùpti, haufen.

2) Poln: kokoszka, junge Henne

3) Litt.: kúgis: lett.: kuiga

4) doalgis (litt.. dàlgis; lett.: dalgs).

5) piuclan (litt.: piuklan, Säge, und ähnlich von piáuju, piáuti, schneiden)

6) lopto (litt. lopetà, slav.: lopata; lett.: lahpsta, Schaufel)

7) ackons (litt: akūtas; lett.. akots; kslav.: konici).

8) Prussia-Katalog, I 1, Nr. 20. Abbildungen ähnlicher Geräthe bei Lindenschmit, Deutsche Alterthumer, I

9) malunis (litt.: malunas von malti, lett. malt, mahlen)

10) Mühlenwehr = takes (litt.: tákiszas, lett.: tazs, tazzis, Fischwehr) Muhlendamm = suppis (kslav: supu = cumulus, nasúpu: serb.: na-sap; bohm · na-sep; russ: nasypat', aufschütten). Wasserbecken = suiturs (Altpr Monatsschrift VII S 226, 588) Mühlenkasten = tarbio (litt.. tarbas, lett.: tarba, russ.: torba, lederner Sack) Getrieb = nawetto (kslav.: nawadati, russ: nawàdit', antreiben) Muhlrad = malunakelan (maluna = Mühle, kelan = Rad). Muhlstein = malunastabis (stabis = Stein). Muhlenfliess = auwirpis (wirpis = Aderlasser) u. s. w.

Umstand, dass die Mahlsteine bei anderen Volkern, deren Nationalgewohnheiten nicht, wie in Preussen, plotzlich durch eine eindringende hohere Cultur hinweggeschwemmt wurden, bis in sehr spate Zeit in Gebrauch geblieben sind[1]) Von Russland berichtet Daniel Printz aus Buchau, der im 16. Jahrhundert als Gesandter des damaligen Kaisers Maximilian dorthin reiste, in seinem Werke, Moscoviae ortus et progressus, wie folgt: Molas farinarias, ad flumina, quod tamen comodissime fieri posset, paucissimas habent. Quilibet enim pater familias domi suae ancillarum ministerio utens, duobus lapidibus rotundis, non usque adeo magnis, fruges conterit, et tantum farinae, quantum sibi et familiae sufficere potest, conficit.

Aus diesem namlichen, für seine Zeit recht klar und verstandig geschriebenen Buche mochte ich hier noch einige, auf den Ackerbau bezügliche Stellen[2]) citiren, da bei der nahen Verwandtschaft zwischen Slaven und Preussen eine Analogie hier wohl zulassig ist: Ad agrorum occationem ramos compingunt: iisque glebas frangunt. soli tamen bonitas et amplitudo id efficit, ut mediocriter saltem culti, copiosas fruges producant. Eas tempore messis, vel in acervos componunt, vel tuguriis, ordine in formam scalarum districtis inferunt, ut ab aere et vento exsiccentur Triturandi haec ratio est: In tuguriolis quibusdam, quorum hypocausta calefaciunt, fruges siccant: cuius rei hanc utilitatem afferunt, in annos complures, si hac ratione fumo durentur, absque ullo corruptionis metu, etiamsi nunquam moveantur, quod apud nos usu fieri solet, in granariis asservari posse. Id quod a Livoniis quoque qui eandem rationem observant, affirmatur. Primarii quidam nobiles areas exstructas habent· sed homines plebei ante ea, quae diximus, tuguria planiciem quandam aqua perfundunt, et super eam, postquam glacie concreta fuerit, frugum grana excutiunt.

Zum Beweise dafür, dass diese Analogie zwischen russischen und preussischen Verhaltnissen keine ganz vage ist, will ich hier darauf hinweisen, dass die hier beschriebenen Trockenscheunen im Russischen den Namen riga fuhren, während ein preussischer Provinzialismus rige oder rije lautet und ebenfalls Darre oder Trockenscheune bedeutet —

Ueber die socialen Verhältnisse, wie sie durch die Vertheilung des Landes und die Art der Bodencultur geschaffen wurden, ist uns ausser dem, was wir oben uber die Standesunterschiede gesagt haben, nichts uberliefert. Doch ist es vielleicht zulassig, hier einige von den Sätzen anzufuhren, wie sie sich durch Gewohnheit in den ersten beiden Jahrhunderten der Ordenszeit zu festen Rechtsnormen fur die ursprunglichen Einwohner des Landes, soweit diese nicht mit deutschem Rechte belehnt waren, gestaltet hatten, z. Th. vom Orden feierlich bestätigt waren. Sicher knupfte doch

---

1) Dr. Lissauer schreibt: „Habe ich doch selbst noch heutigen Tages in manchem Dorfe Hinterpommerns gesehen, wie der Insasse sich mit einer primitiven Handmuhle in seinem Hause das Korn zerquetscht"

2) Scriptores rerum Livonicarum, II. p. 728.

dies Gewohnheitsrecht an ursprunglich bestehende Verhältnisse an, und scheint es mir so nicht unrichtig, aus diesen Rechtsregeln, die später codificirt wurden, Schlüsse auf die national-preussischen Zustände zu ziehen, natürlich mit der nöthigen Vorsicht. Denn man darf nicht daran zweifeln, dass auch deutsche Rechtsanschauungen ihren Einfluss geubt haben. Immerhin wird aus den folgenden Rechtssätzen[1]) doch der Schluss wenigstens gestattet sein, dass in Preussen zu vordeutscher Zeit das Individuum noch in den Banden der alles beherrschenden Gemeinde lag: „Von Klage uff eyn Gemeine. Wer eine Gemeine beschuldiget mit einer klage, alsoviel der Wirte sint, ein itzlicher entgeht mit seines eines handt. Ist des der wirte mynner sind dann zwelffe, so sollen sie andere nennen, das yr zwelff werden, und schweren. Ist das yr mehr sind dan XII, also vil als yr ist, so sollen sie alle sweren mit eigener handt."

„Von Dübe: Ist das einem gestolen wirt und volget dem Spore in eyn dorff, des hot keine macht. Es wer denne das der volger, dem verstolen ist, klagt uff daz dorff seine dube, so wirt das dorff ledig selbzwelffte, ob es thar."

„Von einer gemeyne. Wo die gemeine in einem dorffe bei einander sind vnd ein gespreche haben umb hirtelon oder umb ander sache, wer es, des da einer dem anderen schlüge einen Backenschlag oder wurffe ym einen worff, womit es were, wirt er des überwunden von der gemeine des dorffes, er gibt der gemeyne drey marck and dem, den er geschlagen hat, 1 fierdung."

Theil III.

Das Gewerbewesen.

Da über den Stand des Gewerbes im heidnischen Preussen die literarischen und sprachlichen Quellen fast vollig schweigen, und somit die an Geräthschaften aller Art gemachten Funde als die hauptsächliche und nahezu einzige Quelle für dies Gebiet anzusehen sind, so scheint es mir nothwendig, hier einige allgemeine Bemerkungen[2]) über die Beurtheilung der Fundobjekte vorauszuschicken.

Die noch heute vielfach übliche Eintheilung der älteren Culturstufen der Menschheit ist die Trichotomie in Stein-, Bronze- und Eisenalter. Dies System wurde zuerst in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts aufgestellt, und zwar gleichzeitig von dänischen Alterthumsforschern, wie von dem Deutschen Lisch. Die Dauer der einzelnen Perioden wurde zuerst auf sehr hohe Zahlen geschätzt, wie man z. B. für das Bronzealter eine Länge von etwa 1000 Jahren herausgerechnet hatte, während die Länge des Steinalters sogar auf viele 1000 Jahre angegeben wurde. Diese Eintheilung

1) Laband, Jura Prutenorum, No. 20, 26, 39 u. a

2) Bergau, Die Pfahlbauten und die vaterlandische Alterthumskunde. Rauber, Urgeschichte des Menschen I. c. 2: Entwickelung der urgeschichtlichen Forschung.

war noch allgemein herrschend, als im Jahre 1854 durch die Entdeckung der Reste ehemaliger menschlicher Wohnungen im Züricher See, wie durch die darauf folgende Auffindung zahlreicher ähnlicher Pfahlbauten in Oberitalien, Nord-England, Savoyen, Bayern, Oesterreich, Meklenburg, Pommern u. s. w der Gesichtskreis der Archäologie bedeutend erweitert wurde. Durch die bei diesen Bauten aufgefundenen Gegenstände aus Stein, Bronze und Eisen fuhlte man sich veranlasst, auch hier die obige Trichotomie[1]) zur Anwendung zu bringen, und nach dem Ueberwiegen des einen oder anderen Materials versetzte man die Entstehung der Pfahlbauten bald in die Stein-, bald in die Bronze-, bald in die Eisenzeit zurück. Dies schematische Verfahren gab Veranlassung zu einer heftigen Opposition gegen das ganze System der Theilung, die sich vorher schon leise geregt hatte[2]). Der Erste, welcher energisch gegen das bisher übliche Theilungsprincip auftrat und einen nachhaltigen Erfolg damit hatte, war Nilsson[3]), ein Schwede, dem sich sehr bald in wesentlichen Punkten auch Gelehrte anderer Lander, vor allem Deutschlands, anschlossen Der Punkt, in welchem die Opposition einsetzte, ist sehr treffend von Lindenschmit[4]) dargelegt worden, dessen Worte ich daher hier citiren will: „Ich kann der Hypothese einer den indogermanischen Stämmen gemeinsamen sogenannten Bronzecultur eine Berechtigung nicht zugestehen. Es ist hier nicht der Ort, diese aus einer nur einseitig begründeten Vorstellung hervorgegangene Annahme näher in's Auge zu fassen. Ich berühre sie nur, weil sie in erster Linie der naturgemässen Auffassung entgegentritt, welche die Erzgeräthe als Produkte eines mit den Verhältnissen des Nordens unvereinbaren Bildungszustandes betrachtet, und fur den heimischen Ursprung von Erzeugnissen einer so weit vorgeschrittenen Metallarbeit als unerlassliche Bedingung auch eine solidarische Entwickelung aller ubrigen Zweige der Kunst und des Kunstgewerbes voraussetzen muss. Aus diesem Grunde kann ich der Annahme einer aus der Urheimath Arien direkt oder auf dem Umwege über Afrika durch Einwanderung nach dem Norden verpflanzten Bronzecultur so wenig Geltung beimessen, als der vermittelnden Hypothese, welche annimmt, dass die Erzkunst allerdings von den südlichen Culturvölkern dem Norden zugekommen, dort aber eine selbstandige Pflege und Uebung in ausgiebigster Weise gefunden habe. Dagegen ist an die Uebereinstimmung nordischer und südlicher Bronzen zu erinnern, welche sich sowohl in Bezug auf Geräthe archaischen Styls, als verhaltnissmassig spätzeitlichen Charakters, sowohl im Erzguss, als in getriebener Arbeit gleich bleibt Diese Gleichartigkeit, welche gegenüber einer verschwindend kleinen Anzahl von Fundstücken als eine durchgehend allgemeine bezeichnet

1) So namentlich Dr. Keller aus Zurich.
2) So in Klemm, Culturgeschichte der Menschheit, 1851.
3) Nilsson, Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Bd II: Das Bronzealter.
4) Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Band III.

von aussen her eingeführt sind. Der Sinn und das Vergnügen, sie zu kaufen, — denn Kriegsbeute kann es doch nicht alles sein, — setzt auch nicht viel weniger Bildung voraus, als die Fähigkeit sie zu verfertigen oder nachzubilden." Diesem Einwurf gegenüber fragt Pallmann[1]) treffend, „ob denn etwa die Indianer, welche ein Feuergewehr kaufen, die Bildung derjenigen haben, die ihnen dasselbe verkaufen, oder gar den Sinn, diese Feuergewehre nachzubilden".

Zugegeben nun aber, dass die in den verschiedensten Gegenden Mittel- und Nordeuropas aufgefundenen Bronzesachen nicht die Erzeugnisse einheimischer Produktion sind, so muss man die Frage aufwerfen, wie sie dann an den Ort, wo sie gefunden, gekommen sein können. Die Lösung dieser Frage hat eine Anzahl von Gelehrten, namentlich Maurer[2]), Pallmann[3]) und Bergau[4]), in den Pfahlbauten zu finden gemeint. Da die Anregung hierzu, wie mir scheint, von Nilsson ausgegangen ist, so will ich zuerst dessen Ansichten kurz charakterisiren. Nilsson bemüht sich, in seinem Werke über das Bronzealter zu beweisen, dass in ältester Zeit in Irland, wie in Skandinavien, phönizische Kolonien bestanden haben. Ob ihm dieser Beweis, zu welchem er neben den gemachten Funden[5]) auch Volksmythen und abergläubische Gebräuche verwerthet, gelungen ist, haben wir hier nicht zu entscheiden. Jedenfalls wird der Beweis nicht allgemein für erbracht angesehen, wie Lohmeyer's Beispiel zeigt, der mit einer ebenso höflichen, wie stylistisch ungemein feinen Wendung von Nilsson's Buche als einem „unsäglich dummen" spricht. Dieser versuchte Nachweis von phönizischen Handelsniederlassungen hoch im Norden gab jedenfalls die Veranlassung dazu, solche Kolonien auch an anderen Punkten Mittel- und Nordeuropas zu suchen. In jener Zeit stand noch die Pfahlbautenfrage in erster Linie auf der Tagesordnung, und der Zweck dieser Wasserwohnungen war noch sehr räthselhaft. So brachte man denn diese Fragen mit einander in Verbindung und erklärte sämmtliche Pfahlbauten für Handelsfaktoreien der höher cultivirten Mittelmeervölker. Da wir es hier nicht mit einem geistreichen Scherz, sondern mit einer scheinbar wissenschaftlich begründeten Hypothese zu thun haben, so will ich einige der wesentlichsten Einwände, die hiergegen zu machen sind, kurz zusammenfassen.

1. Es scheint mir kaum denkbar, dass auf einer verhältnissmässig so niedrigen Culturstufe stehende Völker, wie die alten Germanen, Preussen u. s. w., derartige dauernde Ansiedelungen mitten in ihrem Gebiete geduldet haben sollten.

1) Die Pfahlbauten und ihre Bewohner, S. 3.
2) „Ausland" für 1864.
3) Pfahlbauten u. s. w., 1866.
4) Altpr. Monatsschr. 1867.
5) Von Bedeutung sind namentlich die monumentalen Alterthums-Denkmäler, wie das Kiwikmonument in Schonen, der Wilfarn-Hügel, Stonehenge u. s. w.

2. Die Anlage der meisten Pfahlbauten deutet entschieden darauf hin, dass sie fur ganze Stämme berechnet waren. So haben wir Pfahldorfer, die fur 300 Familien berechnet waren. Sollte die von Maurer u. s. w. aufgestellte Hypothese richtig sein, so musste ein wahrhaft kolossaler Handelsverkehr stattgefunden haben, besonders da

3. die Zahl der Pfahlbauten eine sehr grosse ist. In der Schweiz allein sind bis jetzt etwa 200 aufgefunden.

4. Auch die Lage der Pfahlbauten in grösserer Zahl bei einander spricht gegen die Hypothese. So haben wir z. B. an der Meurthe, einem Nebenflusse der Mosel, Pfahlbauten, deren Länge nicht weniger als 6 Meilen beträgt. Dazu die kleine Schweiz mit ihren 200 Pfahlbauten. Auch in Preussen ist die Zahl der bis jetzt aufgefundenen schon eine recht beträchtliche, die, als Handelsfaktoreien gedacht, einen Handel allerintensivster Art voraussetzen.

5. Die Pfahlbauten haben einen für die damalige Zeit geradezu erstaunlichen Aufwand an Arbeit erfordert, da einige von ihnen nicht weniger als 30--40 000, ja 50 000 Pfahle als Substrat haben. Derartige Bauten können daher nur von ganzen Volksstämmen ausgeführt sein.

6. Die Analogie, die uns allein über die Bedeutung der Pfahlbauten Aufschluss geben kann, wird vollig vernachlässigt. Auf Borneo, wie auch an anderen Orten[1], finden wir heute noch ganze Stamme, die in derartigen Pfahlwohnungen hausen. Desgleichen schildert auch Herodot einige päonische Stamme, die sich auf Seen angesiedelt haben. Aehnliche Beispiele begegnen uns in der Literatur ofter[2].

Dies sind einige der wesentlichsten Einwande, die gegen die Deutung der Pfahlbauten als Handelsfaktoreien zu machen sind. Zudem findet sich in den Werken der Vertreter dieser Richtung, namentlich in dem Werke Pallmann's, eine ganze Anzahl innerer Widersprüche und Schiefheiten, während sie nirgends irgendwie zwingende Beweisgründe enthalten[3].

Zur Darlegung der meiner Meinung nach richtigen Auffassung von der Bestimmung der Pfahlbauten will ich hier eine Stelle aus einem Auf-

1) Aufzählung bei Rauber, a. a O. I S 231 ff.

2) Rauber, ebendaselbst. Pellmann, S. 52 und 53.

3) Fur Preussen ist die sogenannte „Bazartheorie“ meist abgelehnt worden. Einigkeit herrscht jedoch trotzdem noch nicht bezuglich der Bestimmung und der Entstehungszeit der preussischen Pfahlbauten, wie folgende Meinungsäusserungen zeigen. Dr. Töppen (Geschichte Masurens, S. 55). Wir mochten die Vermuthung aussprechen, dass die Pfahlbauten als Zufluchtsörter, „Fliehhauser“, für den Fall kriegerischer Bedrängniss, wie dieselben noch in der christlichen Zeit (wenn auch von anderer Beschaffenheit) öfters erwahnt werden, gedient haben. Virchow erklart die Pfahlbauten fur Stammessiedelungen und setzt die in Norddeutschland vorkommenden in die slavische Zeit. In ersterem Punkte stimmt mit Virchow uberein Dr Lissauer (Die prähistorischen Funde der Provinz Westpreussen). Betreffend das Alter der Pfahlbauten sagt er von der neolithischen Periode: „Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Ansiedler zuweilen auf einem Pfahlbau im See selbst wohnten, indessen erwiesen ist es bisher nicht, weil die dort gehobenen neolithischen Gegenstände nicht zwischen den Pfählen auf dem Seegrunde selbst gefunden worden sind.“

satze von Fergus[1]), betitelt „La propriété primitive", folgen lassen: „Quand les sauvages cessent d'être errants, en quête de leur nourriture fournie par la nature, quand ils s'arrêtent et construisent des demeures, la maison n'est pas individuelle mais commune, et elle reste commune alors même que la famille commence à s'individualiser sous la forme matriarcale. Pour types de ces maisons communes on peut prendre celles que La Pérouse trouva en Polynésie, longues de 300 pieds, ayant la forme d'une pirogue renversée, et abritant sous leurs toits tout un clan de plus de 100 personnes." Nachdem hier Fergus noch einige andere Beispiele von Stammeswohnungen gegeben, fahrt er fort: „Les cités lacustres de la Nouvelle-Guinée, bâties sur pilotis, sont également des demeures communistes de tout un clan; il y a quelques années, on découvrait dans les lacs suisses des restes de semblables cités lacustres qui avaient été détruites par le feu; Hérodote (V. § 16) rapporte que les Paeomens vivaient sur le lac Prasias dans des demeures communes Les palais mis à jour par Schliemann dans l'Argolide et le reste des grandes habitations trouvées en Norvège et en Suède étaient les maisons communes des Grecs préhistoriques et des Scandinaves barbares." —

Resumiren wir, was aus diesen allgemeinen Erorterungen für die Geschichte Preussens sich ergiebt, so lasst sich das Resultat kurz in zwei Sätzen geben:

1. Die in Preussen gefundenen Bronzesachen sind nicht die Produkte einer einheimischen Industrie, und es ist daher nicht zulässig, die Culturgeschichte des heidnischen Preussens einzutheilen in Stein-, Bronze- und Eisenalter.

2. Die Pfahlbauten sind Stammessiedelungen der Bewohner Preussens gewesen[2]). Die Zeit ihrer Entstehung genau festzustellen, ist unmoglich, jedoch muss man sich hüten, sie in eine gar zu frühe Zeit zurückzuverlegen.

Nachdem wir diese beiden Punkte festgestellt haben, konnen wir jetzt dazu übergehen, die Erzeugnisse der einheimischen Industrie zu charakterisiren. Es kann sich dabei natürlich nicht darum handeln, alle einzelnen, in Preussen gemachten Funde eingehend zu besprechen, sondern nur darum, einen allgemeinen Ueberblick über die Entwickelung, — so weit wir eine

---

1) In der Nouvelle Revue für 1890 Heft II

2) Es wäre ubrigens, meiner Meinung nach, verfehlt, wollte man alle aufgefundenen Pfahlbauten aus demselben Entstehungsprincip erklären Pfahlbauten sind sicher zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken errichtet worden, wenn auch die weitaus grössere Zahl der aufgefundenen Pfahlbaureste in die von Fergus aufgestellte Kategorie zu rechnen ist Daruber, dass speciell in Preussen auch andere, als Stammessiedelungen auf Seen eingerichtet sind, kann kein Zweifel herrschen So findet sich z. B in der alteren Olivaer Chronik folgender Passus Tertium castrum habuit quidam nobilis Prutenus . . . nomine Pipinus in quodam lacu, qui hodierna die dicitur lacus Pipim (Script. rer. Pruss. I. p. 677).

solche erkennen können, — der gewerblichen Thätigkeit zu geben. Die Eintheilung in Perioden habe ich dabei zu vermeiden gesucht, da die Einreihung der einzelnen Gegenstände in die eine oder andere Gruppe doch mehr oder minder auf Willkür beruht. Denn nichts ist unrichtiger, als die Annahme, dass mit dem Eintreten einer neuen Culturepoche die vorher herrschende völlig beseitigt wäre. Die Geräthschaften, wie sie auf einer niederen Culturstufe gefertigt und gebraucht wurden, sind nicht auf einmal ausser Gebrauch gesetzt, haben sich vielmehr nicht nur bis in die folgende, sondern oft bis in die dritte und noch weitere Entwickelungsetappe des betreffenden Volkes neben den Produkten einer vervollkommneteren Technik erhalten[1]). Wenn man daher das bunte, mannichfaltige Durcheinander verschiedener Culturepochen, wie es heute noch besteht und ohne Zweifel auch in prähistorischer Zeit bestanden hat, auseinanderzerrt und jedes aufgefundene Geräth in eine jener Schiebladen zu bringen sucht, welche die Aufschrift tragen: „La Tène-Zeit, Bronzezeit“ oder dergl., so ist dies kein durch die Natur der Verhältnisse gebotenes Verfahren, sondern nur ein Hülfsmittel, um jeden einzelnen der Fäden, aus denen die Cultur einer bestimmten Zeit besteht, prüfen und untersuchen zu können, ob der einzelne Faden schon in der vorangehenden Epoche sich fand oder eine neue Ingredienz des vorliegenden Stadiums bildet. „Diese scharfe Trennung,“ sagt Lissauer, „welche wir bei der Aufzählung der Funde machen, ist nur eine künstliche, durch die Forschung gebotene, weil nur so die verschiedenen Culturströmungen genau erkannt und verfolgt werden können.“ —

Aus diesen Gründen habe ich auf jede Systematisirung verzichtet und eine sachliche Anordnung vorgezogen

Die Verarbeitung von Stein.

Die Steinart, welche am ersten von allen zur Herstellung von Geräthschaften benutzt wurde, ist wohl zweifelsohne der wegen seiner natürlichen Beschaffenheit hierzu am meisten geeignete Feuerstein gewesen. Ueber die Art und Weise, in welcher seine Verarbeitung geschah, machte man sich noch im Anfange unseres Jahrhunderts ganz wunderliche Vorstellungen. Vielfach begnügte man sich z. B. mit der Annahme, dass die damaligen Menschen eine Flüssigkeit gekannt hätten, durch deren Einwirkung der Feuerstein in dem Grade erweicht wurde, dass man ihn durch den Druck der Hand leicht in jede beliebige Form bringen konnte. Die Sonnenwärme sollte dann nach geschehener Verarbeitung die Wiederverhärtung bewirkt haben. Dieser und ähnlichen Ansichten trat mit nachhaltigem Erfolge Nilsson in seinem Werke[2]) über das Steinalter entgegen, in

1) Steinmesser, Steinquirle sind heute noch vielfach in Gebrauch. Beispiele bei Ranke, Der Mensch, II. S. 462 ff. Andere Beispiele bei Rauber. a. a. O. I. S 55—58.

2) Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Band I

welchem er, gestutzt auf praktische Versuche, die richtige Art der Verarbeitung schildert[1]). Er unterscheidet zweierlei Instrumente, die zur Herstellung von Feuersteingeräthen nothig sind: Behausteine und Schleifsteine. Zu ersteren kann man jeden handlichen Stein benutzen, vorausgesetzt, dass er harter sei, als der zu bearbeitende, z. B. Quarz u dergl., und auf der einen Seite eine schärfere, etwas spitzwinklige Kante habe. Diese Behausteine dienen, wie schon der Name andeutet, zum Zerhauen der Feuersteine. Nilsson nimmt an, dass sie auch zum Herausschlagen der Zacken, Schneiden u. s. w. aus den durch Zerschmettern des Feuersteins entstandenen Scheiben gedient haben. Wenn diese Annahme, einen handlichen Behaustein, sowie eine feste Unterlage, welche den Feuersteinsplitter vor Zerspringen bewahrt, vorausgesetzt, auch keineswegs eine Unmoglichkeit enthält, so scheint in Wirklichkeit doch hierzu ein anderes, aus Geweih fabricirtes Instrument gedient zu haben, mittels dessen man die Zacken nicht herausschlug, sondern herausdruckte. Zu dieser Vermuthung veranlasst namentlich der Umstand, dass wir Gerathe dieser Art noch heute bei uncultivirten Volkern, wie z. B. bei den Eskimovolkern in Alaska, in Gebrauch finden. Ein ahnliches Instrument der Feuerlander wird von Ranke[2]) beschrieben. Es ist ein ganz stumpfes, rundes Knochenstabchen, welches sie gegen den Rand des Feuersteinscherbens ansetzen und dann mit einer gewissen Gewalt plotzlich andrücken, so dass durch den blossen Druck die Absprengung kleiner Stucke erfolgt. Von den Mexikanern ist es seit langem bekannt, dass sie auf dieselbe Art Obsidian durch Druck bearbeiten[3]).

Ebenso leicht zu gewinnen, wie die Behausteine, sind die Schleifsteine, indem hierzu jeder Stein von einiger Harte, der eine glatte Oberfläche hat, brauchbar ist. Der Name dieses Instrumentes ist nicht ganz treffend, insofern als es weniger zum Schleifen, als zum Glatten der durch die Behausteine und Drücker hergestellten Geräthe dient[4]).

Der Zweck, dem die Feuersteingeräthe dienten, lässt sich aus ihrer Form meist klar erkennen, wenn es auch schwierig ist, den einzelnen

1) Ueber die Eintheilung des Steinalters in eine palaolithische und eine neolithische Periode nach der Herstellung der Steingerathe durch Schlag oder durch Schleifung vergl. Rauber, a a O. I S 38.

2) Der Mensch, II S 322

3) Die Messerfabrikation der Indianer schildert Torquemada als Augenzeuge wie folgt. Der indianische Messerverfertiger wählt ein etwa 8 Zoll langes, langliches Stuck Obsidian, umgefahr von der Dicke eines menschlichen Beins, und halt dasselbe, nachdem er sich auf den Boden gesetzt, mit den nackten Füssen, wie mit einer Zange, fest; in beiden Händen hält er einen ziemlich langen, mit einem dickeren Holzstucke beschwerten, unten abgerundeten Stock. Dieser Stock wird fest auf eine Kante der Vorderseite des Steines eingesetzt (y ponen lo avesar con el canto de la frente de la piedra) und damit ein Druck durch Anpressen desselben an die Brust ausgeübt. Durch die Kraft des Druckes springt dann die Steinkante als ein Messer mit zierlicher Spitze und Kante ab.

4) Als Schleifsteine muss man auch die Scheiben in Anspruch nehmen, die Rauber, a. a. O. I. S. 49 erwähnt und fur Schleudersteine erklart.

Pallmann's zu finden meinen, wie sich denn auch in der That die Anhänger dieser Theorie gerade hierauf stutzen und den Vertrieb von Steinwaffen für die Aufgabe der Pfahlbaukolonisten erklaren. Diese Erklärung scheint mir jedoch keine zwingende zu sein, vielmehr scheint eine andere Annahme mir viel naher liegend. Ausgehen wird man jedenfalls davon müssen, dass die Anfertigung von Steingeräthen, sowie die Technik in derartigen Arbeiten in hohem Grade von der Beschaffenheit und der geologisch-mineralogischen Bodengestaltung der einzelnen Länder abhängig war. Aber warum Griechen, Massilier, Phönicier und andere Mittelmeervolker hier mit ins Spiel bringen? Natürlicher scheint es mir doch zu sein, wenn man annimmt, dass schon innerhalb der im Stein- oder Eisenalter lebenden Volker eine auf Waarenaustausch berechnete Industrie bestanden habe[1]). Derartige Verhaltnisse haben aller Wahrscheinlichkeit nach auch in anderen Industriezweigen statt gehabt, wie z. B. in der Keramik. Die Umstande wenigstens, unter denen manche, diesem Gebiete angehorige Funde gemacht sind, sowie die dem Boden vieler Thongefässe eingedrückten Fabrikzeichen lassen eine Verwerfung der Annahme, dass in prähistorischer Zeit nur die Hausindustrie geübt wurde, als gerechtfertigt erscheinen.

Gearbeitet wurden aus den oben aufgezählten Steinarten neben Mahlsteinen, Netzsenkern, Steinbildern[2]) u. s. w. hauptsächlich axtahnliche Geräthe. Diese zu rubriciren, ist sehr schwierig. Namentlich ist die oft versuchte Unterscheidung zwischen Waffen und Wirthschaftsinstrumenten kaum durchzuführen. Lindenschmit[3]) sagt hierüber: „Eine strenge Scheidung von Waffen und Werkzeugen scheint bei den Steingerathen geradezu unmöglich. Die Bestimmung derselben fur beide Zwecke ist um so eher anzunehmen, als selbst noch bei den Franken die Axt zu beiderlei Gebrauch überall zur Hand ist. Wenn auch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen bleibt, dass namentlich die grosseren und gewichtigen Geräthe nur ausnahmsweise zu Waffen benutzt und vorzugsweise als Werkzeuge gebraucht wurden, so wird sich dies doch niemals mit voller Sicherheit feststellen lassen, da zu jeder Zeit leichte und schwere, mehr oder minder für jeden Arm brauchbare Waffen nachgewiesen werden konnen."

Auch über die Scheidung in Hämmer und Aexte äussert sich Lindenschmit sehr abfällig: „Eine andere, ebenso wenig durchzufuhrende Unterscheidung ist . . . die Trennung der Aexte und Hämmer je nach der Stellung des Schaftloches, gemass welcher die Bezeichnung „Hammer" denjenigen Stücken zugetheilt wird, welche das Schaftloch in der Mitte

1) Die bekannt gewordenen Werkstätten von Steinwerkzeugen sind zusammengestellt bei Rauber, a. a. O. I S. 45.

2) In Preussen sind diese Steinbilder recht selten; sehr häufig dagegen in Russland, wo sie kamiene baby, d. h. Steinmütterchen, genannt werden.

3) a. a. O. Band I.

einfache Verzierungen zeigen die aus Knochen hergestellten Kämme. Zu den zierlichsten Knochensachen gehören die kleinen Pfriemen und Nadeln, die oft mit einem Oehr versehen sind.

Erwähnen will ich hier noch, dass man auch die Thierzähne zu verwerthen wusste. So haben wir zahlreiche durchbohrte Zähne vom Bären, Eber, Fuchs u. a., die jedenfalls als Schmuck gedient haben.

Bernstein [1]).

Bekanntlich ist es eine der ersten Regungen des zum Bewusstsein entwickelten Menschen, dass er danach strebt, den Körper mit Zierrathen zu behängen. Während die, südlicheren Regionen angehörigen Völker sich hierbei vorzüglich der Muscheln bedienten und noch bedienen, bot sich den Einwohnern Preussens ein zur Anfertigung von Schmucksachen sehr geeignetes Material im Bernstein dar. Durch ein günstiges Geschick ist uns eine Menge [2]) von derartigem Schmuck aus einer Zeit erhalten, in der man den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte. Zugleich gewährt uns eine ganze Reihe von Stücken, deren Bearbeitung nicht vollendet ist, einen Einblick in die Bernsteintechnik jener Zeit, welche in den Hauptzügen der Feuersteintechnik entspricht. Die einzelnen Manipulationen, die auf einander folgen, sind: Behauen, Beschaben, Schleifen, Poliren, Durchbohren und Dekoriren. Das Behauen geschah, wie aus den Bruchflächen ersichtlich ist, mittelst Feuersteinhämmer, soweit man nicht diese Prozedur zu vermeiden suchte, indem man solche Stücke auswählte, die in der Form annähernd dem herzustellenden Schmuckstücke entsprachen. Ging dies nicht an, so wählte man meist, namentlich wenn es sich darum handelte, schwierigere Formen herauszuarbeiten, diejenige Bernsteinart, die heute mit dem Namen Bastard oder auch als „kumstfarbener“ Bernstein bezeichnet wird und sich wegen ihrer geringeren Härte einer Verarbeitung leichter fügt. Hatte man so. durch Behauen oder blosse Auswahl, ein Stück von der ungefähr gewünschten Form erhalten, so wurde dies der zweiten, bezw. ersten Prozedur, dem Beschaben, unterworfen. Hierbei bediente man sich eines Feuersteinmessers oder gar nur eines Feuersteinsplitters; jedenfalls lässt die mit rinnenartigen Vertiefungen versehene Aussenfläche mancher Stücke den Schluss auf eine nicht allzu ebene Schärfe des Schabinstrumentes zu. Wenig lässt sich über die Manipulationen des Schleifens und Polirens sagen: erstere geschah vermuthlich unter Anwendung feinkörnigen Sandsteins, letztere, wenn sie überhaupt für nöthig erachtet wurde, vermittelst Leder. Die Art der Bohrung war, je nach der Form

---

1) Dr. R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit, 1882. — Vortreffliche Sammlungen im Besitz der Chefs der Firma Stantien und Becker und des Provinzial-Museums.

2) Der grossartigste Fund dieser Art ist in Schwarzort bei der Bernsteinbaggerei gemacht worden, und auf diesem basirt auch im Wesentlichen unsere Kenntniss von der Art, in welcher der Bernstein bearbeitet wurde.

des zu durchbohrenden Stückes, eine verschiedenartige. In den meist Fällen liess die Dicke des Stückes es zu, durch Eindrehung von Feue steinsplittern von einer, bezw. von beiden Seiten die gewünschte Durcl bohrung zu erzielen, wobei die Locher naturlich nicht cylindrisch wurde sondern eine trichterformige Gestalt annahmen. Handelte es sich darur langere und zugleich schmale Stücke in der Längsrichtung zu durcl bohren, so genügte die angegebene Methode nicht, und man ergänzte dies daher, indem man die Verbindung zwischen den von beiden Seiten durc Feuersteinsplitter eingebohrten, trichterformigen Lochern durch Bohre mit einer Nadel aus Knochen oder Geweih unter Anwendung von trockener Sande herstellte.

Die letzte Manipulation der Bernsteintechnik war das Dekoriren d. h. die Herstellung von kleinen Gruben oder Punkten, sowie von Linien und Kerben auf der Oberfläche des Schmuckgegenstandes. Beides lies sich bei Anwendung eines scharfen, beziehungsweise spitzen Feuerstein-geräthes leicht machen. — Fragen wir nach den auf diese Weise hergestellten Schmucksachen, so finden wir folgende Hauptformen [1]: Röhren, Doppelknopfe, Linsen, Scheiben, Ringe, viereckige Perlen, unregelmassige Perlen, axtformige Hängestücke, schiffchenformige Hängestucke u. s. w. Besonders interessant sind einige Nachbildungen menschlicher Figuren, deren Fundort Schwarzort ist.

Was hier über die Verarbeitung des Bernsteins gesagt ist, bezieht sich nur auf die Steinzeit, aus der das reichste Material vorliegt. Doch ist wohl die Methode der Bearbeitung auch in spateren Zeiten in der Hauptsache die namliche geblieben, nur dass an die Stelle der Steingeräthe Bronze- und Eisenwerkzeuge traten. Uebrigens konnte man aus den geringeren Funden, die einer späteren Zeit zuzuschreiben sind, vielleicht schliessen, dass die einheimische Bernsteinindustrie abnahm und die grosste Menge des gefundenen Bernsteins in rohem Zustande exportirt wurde.

Keramik.

Eine grosse Rolle in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit spielt die Keramik. Sie wird nicht, wie die Steinindustrie, nach einiger Zeit absoluter Prävalenz in den Hintergrund gedrängt, sondern bleibt auf allen unteren Culturstufen von gleicher Bedeutung und vervollkommnet sich mit den sich entwickelnden Volkern. Die allmahliche Ausbildung, welche die Keramik in Preussen gewonnen hat, und die sich weniger in der Form der Urnen, als in deren Ornamenten ausprägt, zu verfolgen, ist bei dem augenblicklichen Stande der Alterthumsforschung noch kaum moglich. Mit Sicherheit kann man nur sagen, dass ein Theil der hier aufgefundenen Gefässe nicht einheimischen Ursprunges ist. So namentlich

1) Terminologie nach R. Klebs.

die sogenannten Gesichtsurnen, deren Heimath sicherlich viel weiter südlich liegt. Ebers[1]) erklärt sie fur Produkte der orientalischen Topferkunst, indem er sich auf die häufig als Schmuck in den Ohren, beziehungsweise Henkeln gefundenen Kaurimuscheln und auf die eigenthümlichen, von ihm für Hieroglyphen erklärten Ornamente beruft. Ob noch andere Gruppen von Urnen als der heimischen Industrie nicht angehorig auszuscheiden sind, wird die weitere Forschung lehren.

Was uns von Geräthen aus Thon erhalten ist, sind, abgesehen von einigen thönernen Spinnwirteln, fast durchweg Graburnen. Die Grosse dieser ist ebenso verschieden, wie ihre Form, und erklart sich leicht aus der Verschiedenartigkeit des Zweckes, dem sie dienten Die einen nehmlich waren dazu bestimmt, die Ueberreste der verbrannten Leiche aufzunehmen, wahrend andere bald zur Aufnahme von Grabgetranken, bald von Schmucksachen dienten[2]).

Berücksichtigt man die bei ihrer Herstellung angewandte Technik, so kann man die Thongefässe in 2 Gruppen theilen, je nachdem bei ihrer Fabrikation die Topferscheibe angewandt ist oder nicht. Wann diese in Preussen bekannt geworden ist, wird sich wohl kaum ermitteln lassen; jedenfalls war sie schon vor dem Einzuge des Ordens in Gebrauch. Ihre Einrichtung ist folgende: ein Stab, der am oberen Ende eine Platte trägt, wird an seinem unteren Ende auf, bezw. in dem Boden so befestigt, dass er aufrecht steht, jedoch in Drehung versetzt werden kann. Die Rotation wird bewirkt durch eine zweite, unterhalb der ersterwahnten an dem Stabe befestigten Scheibe, die in einer solchen Hohe über dem Boden angebracht ist, dass sie von einem sitzenden Menschen leicht vermittelst der Füsse in Bewegung gesetzt werden kann. Die hierdurch bewirkte Drehung wird naturlich auch von der oberen, zur Aufnahme des Thones bestimmten Scheibe mitgemacht, wodurch das Formen des Thones ungemein erleichtert wird.

Ueber die Art, wie die Thongefässe vor der Erfindung der Töpferscheibe geformt wurden, sagt der Archaologe Lisch: „Zuerst baute man den Kern der Gefässe aus freier Hand von gewohnlichem Thon auf, welcher stark mit Grus von Granit und Glimmer durchknetet war . . . dann ward dieser Kern des Gefässes gedörrt und leicht gebrannt. Darauf überzog man die Oberfläche der Urne mit fein geschlemmtem Thon . . . Hierauf schnitt oder drückte man Ornamente ein. Endlich färbte man viele Gefässe durch Russ oder Rauch kohlenschwarz.“ — Den wesentlichsten Theil der Fabrikation, nehmlich die Formung des „Kernes“, d. h. des eigentlichen Gefasses, im Gegensatz zu dem Ueberzug aus feinem Thon,

1) Vortrag, gehalten im Verein für Anthropologie zu Leipzig am 1. December 1871. Vergl. auch Altpr. Monatsschr. 1872. S 278.

2) Ueber die sogenannten Thranenurnen vergl Tischler, Ostpreussische Gräberfelder (Schriften der Phys.-okon. Gesellsch. zu Konigsberg, XIX. S. 163)

übergeht Lisch ganz. Rauber lässt sich darüber wie folgt aus: „Ein Thonklumpen wird zu einem massiven Cylinder ausgewalzt, dieser im Kreise zusammengelegt und die Enden auf einander geknetet, so dass ein Kranz entstanden ist Auf den ersten Kranz legt man einen zweiten, knetet beide an einander und fährt so fort in die Höhe . . . Auf diese Art werden noch heute an manchen Orten Thongefässe hergestellt . . . Dies zierliche Verfahren ist nicht primitiv genug für die ältesten Gefässe; das einfachste Verfahren war jenes, welches die ganze Gefässwand aus einem einzigen Stück formte.“ — Von einer anderen Idee ist Heydeck[1]) ausgegangen. Er nimmt einen massiven, der Form des herzustellenden Gefässes entsprechenden Kern an, auf welchem dann die Urne geformt wird. Handelt es sich um die Herstellung eines bauchigen Gefässes, so wird dasselbe in seiner grössten Ausladung durchschnitten, um es vom Kern abzuziehen, und dann wieder zusammengesetzt. Die nach dieser Methode angestellten praktischen Versuche haben zwar den alten Graburnen ähnliche Gefässe geliefert, doch beweisen sie nichts für die prähistorische Zeit. Namentlich erklärt diese Methode nicht, wie man auf diesem Wege zur Erfindung der Töpferscheibe gekommen sein sollte. Richtiger erscheint es mir, von der heute noch vielfach in Jütland üblichen Fabrikation von Töpfen auszugehen, „welche von Mädchen, die seit ihrer Kindheit dazu eingeübt sind, in einer erstaunlich geschickten Weise angefertigt werden. Grossen Klumpen von Lehm, welche auf ihrem Schoosse liegen, vermögen sie durch Bewegung der Füsse eine drehende Bewegung zu geben, welche eine exakte Formgebung wesentlich erleichtert“ [2]).

In der Archäologie war vor gar nicht allzu langer Zeit noch der Ausdruck „nur an der Luft getrocknete, ungebrannte Gefässe“ als Attribut für die Graburnen der ältesten Zeit gang und gäbe. Entgegen dieser Behauptung haben neuere Forscher als sicher festgestellt, dass die Thongefässe im Feuer gehärtet wurden, und zwar wahrscheinlich am offenen Feuer. Doch deutet ein bei Tengen in Ost-Preussen gemachter Fund[3]) darauf hin, dass vielleicht auch schon in heidnischer Zeit den Preussen das Brennen der Urnen in geschlossenen Oefen bekannt war.

Betreffs des zu den Gefässen benutzten Materials äussert sich Dr. Tischler: „Das Material der Urnen ist der natürlich vorkommende, eisenhaltige Thon (oder Lehm), welchem mit Absicht zerbröckelte Gesteinstrümmer zugesetzt sind, — wie dies bereits Berendt und andere nachgewiesen haben. Der Zweck der Beimischung ist jedenfalls der, die Masse magerer zu machen, so dass die schweren Gefässe beim Trocknen

1) Praktische Versuche, ausgestellt im Prussia-Museum, Katalog I 2, S. 1.

2) Tischler, a. a. O. S. 165. Sehestedt, Fortidsminder og Oldsager fra Egne om Broholm. Kjøbenhavn 1878.

3) Ueber einen ähnlichen Ofenfund in Pommern vergl. Kasiski in Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig 1873.

nicht so leicht spalten oder sich verziehen und beim Brande besser stehen. Dies durfte der Hauptgrund sein. Denn wenn auch Cohausen mit Recht annimmt, dass die körnige Struktur beim Kochen vor dem Zerspringen der Gefässe schützt, so finden wir sie doch hauptsachlich bei recht grossen Urnen, die später nie wieder dem Feuer zu nahe gekommen sind. Je kleiner und dünnwandiger die Gefässe sind, desto feinkörniger wird die Thonmasse. Ja, wir besitzen einige röthliche Urnen und Scherben, welche einen feinen, mit keiner fremden Beimischung versetzten Thon zeigen. Man verstand also auch gutes und reines Material zu verarbeiten[1]).

Bronze.

Die Auffindung unvollendeter Bronzegerathe, denen zum Theil noch der Gusszapfen anhängt, deutet vielleicht darauf hin, dass auch in Preussen gegossen ist; auch haben wir altpreussische Bezeichnungen fur Kupfer[2]) und Zinn[3]). Kaum aber wird man dieser Industrie eine grössere Verbreitung oder Bedeutung zuschreiben konnen, da die Zahl der Bronzesachen, die man eventuell als die Produkte einer einheimischen Industrie in Anspruch nehmen konnte, gegenüber der grossen Menge von unzweifelhaft importirten Sachen ganz verschwindend klein ist. Auch lässt schon der Umstand, dass Preussen weder Kupfer- noch Zinngruben besitzt, eine solche Annahme als wenig wahrscheinlich erscheinen. Weiteres lässt sich uber diesen Industriezweig nicht beibringen, da die Lösung der Frage nach dem Ursprunge der einzelnen, in Betracht kommenden Bronzestucke nicht hierher gehört.

Eisen.

Ueber das Vorkommen des Eisens in Preussen sagt Bock[4]) in seiner „Wirthschaftlichen Naturgeschichte“: „Ob wir gleich hier zu Lande keine Eisengebirge haben, so fehlt es doch darin weder an Wiesen-, Sumpf- und Modererzen, noch an Eisen- und Rasensteinen, die an manchen Orten hier und da flötz- und nesterweise brechen und ziemlich mächtig sind, auch zuweilen zu Tage liegen und ohne langes Nachsuchen meistens an den Ufern der stehenden Seen, auch in den Wänden der hohlen Wege anzutreffen. Es ist daher die Eisenmaterie auch schon in älteren Zeiten den Einwohnern Preussens nicht unbekannt geblieben.“

Letztere Behauptung Bock's bestatigen die Funde in unzweifelhafter

1) Recht wunderliche Hypothesen über Material und Formung der Urnen stellt Friederici in seinem Aufsatze über Altpreussische Gräber und Bestattungsgebräuche auf (Altpr. Monatsschr. 1872).

2) waigien (litt: wárias, lett: waršch, waŕía).

3) starstis. Wie schwankend dieser Begriff gewesen ist, zeigt das preussische Wort für Blei: alwis (kslav.: olowo; poln.: olow'; böhm.: olowo, Blei; litt.: àlwas, lett: alwa: russ.: òlowa, Zinn).

4) a. a. O. II. S. 505

Weise. Auch die Reste der altpreussischen Sprache bezeugen, dass eine Eisenindustrie in Preussen bestanden hat. Das Elbinger Vokabular enthält Ausdrücke für folgende, diesem Gebiete angehorige Begriffe: Schmiede[1], Schmied[2], Esse[3], Metallschlacken[4], Blasebalg[5], Amboss[6], Hammer[7], Schmiedestock[8], Zange[9], Stahl[10], Eisen[11], Schleifstein[12], Beil[13], Bohrer[14], Durchschlag[15] (zum Durchbohren des Eisens), Schloss[16], Nagel[17], Feder[18], Kette[19], Haspe[20], Fessel[21], Hufeisen[22], Sense[23], Sichel[24], Spaten[25]. Diese Aufzahlung lässt gleichzeitig erkennen, welche Produkte die Eisenindustrie lieferte. Die Reihe derselben konnen wir noch vervollständigen, wenn wir unser Augenmerk auf die gemachten Funde richten. Hier finden wir ausser den schon erwähnten Gerathen noch: Schwerter (ein- und zweischneidige), Messer, Scheeren, Schaber, Schildbuckel, Speerspitzen, gabelformige Waffen, Ringe, Trensen, Schnallen, Sporen, Nadeln, Pfriemen, Gurtelhaken, Raspeln und Feilen. Diese Aufzählung lässt erkennen, dass die Eisenindustrie bereits eine so grosse Zahl von Gegenständen in den Kreis ihrer Fabrikation hineingezogen hatte, dass wir wohl eine gewerbsmässige, auf Absatz berechnete Herstellung von Eisengeräthen anzunehmen haben[26].

---

1) wutris (kslav.: wŭtrĭ, wŏtrì).
2) antre.
3) kamenis (litt.: káminas; russ.: kamìn und ähnlich).
4) auwerus (preuss . auweg, litt : wìrti, kochen).
5) moasis (russ.: mjech; poln.: miech und ahnlich).
6) preicalis (litt : preikálas von prikálti, ausschmieden).
7) cugis (litt.: kúgis).
8) curpís (preuss.: curpe, Schuh).
9) raples (litt : réplės).
10) playmis (plénas).
11) gelso (litt.. gelzìs, lett.: dselse, kslav.: železo, russ.: železo, poln.: želaso, bohm : železo).
12) tackelis (litt.. tékelas, lett.: tezzelis).
13) wedigo (litt.: wedegù) oder bile (litt : byle) German. oder romesene (Altpreussische Monatsschrift VII S. 586).
14) granstis (litt : grą́sztas, lett.: greesnis).
15) dalptan (russ : dolbìt', aushohlen und ahnlich).
16) somukis (kslav.: zamuku, russ.· zamòk, poln., bohm : zamek)
17) cramptis.
18) sbeclis (litt.: spilka, Nadel).
19) ratinsis (kslav.: retęzi, bohm : rètez und ähnlich).
20) aloade.
21) panta (litt.: pántis, pancza, kslav : pąto und ähnlich)
22) lattaco
23) doalgis (litt.: dàlgis, lett.: dalgs).
24) piuclan (litt.: piuklan, Säge, piáuju, piáuti, schneiden).
25) lopto (litt.· lopetà, slav.: lopata, lett.· lahpsta, Schaufel).
26) Ueber die Technik vergl. Rauber, a. a. O. I S. 60 ff.; auch J. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, 1882.

Spinnen und Weben[1]).

Was das Spinnen und Weben bei den Preussen anbetrifft, so ist kaum mehr moglich, als die einfache Thatsache zu konstatiren, dass beides von diesen geübt wurde. Bezeugt wird dies, ausser durch die zahlreichen aufgefundenen Spinnwirtel aus Thon und Stein, durch eine Stelle der Dusburg'schen Chronik. Hier heisst es (III. c. 5): „Mulieres et viri solebant nere, aliqui lanea, alii linea, prout credebant diis suis complacere.“ An der letzteren Bemerkung hat man ofters Anstoss genommen und hat behauptet, es wäre nicht einzusehen, was die religiosen Anschauungen mit den geschilderten Beschaftigungen zu thun haben sollten; doch mit Unrecht, wie mir scheint. Gerade bei wenig cultivirten Volkern finden wir oft das ganze hausliche Leben durchsetzt mit aberglaubischen Gebrauchen und Vorurtheilen. Bezüglich des Spinnens finden wir so eine Menge wunderlicher Berücksichtigungen des Willens der Gottheit auch bei dem den Preussen verwandten Volke der Esthen. Wenn die Aufzeichnungen hieruber auch erst aus einer späteren Zeit herrühren, so glaube ich in ihnen doch immerhin eine ganz treffende Analogie zu erblicken, und lasse daher einige der einschlägigen Stellen hier folgen[2]): „Am Matthiastage lassen sie keine Spindel in ihrem Hause sehen, sondern verstecken solche mit Fleiss, und wollen dadurch verhuten, dass ihnen die Schlangen Schaden zufügen. — Zwischen Allerheiligen und Martini kämmen sie keine Wolle, weil sie sagen, dass dann die Schafe desto wollreicher werden sollen. — Am Abend dieses Tages spinnen sie nimmer, weil sie sagen, sonst konne das Vieh nicht gedeyen, auch verursache es den Schafen das Umlauffen.“

Uebrigens ist es wohl erlaubt, aus der einmal festgestellten Thatsache, dass die Preussen im Spinnen und Weben geubt waren, einen Rückschluss auf eine andere gewerbliche Thatigkeit zu ziehen. Die an sich schon nahe liegende Vermuthung, dass das Weben erst aus dem Flechten hervorgegangen ist und in seinen Anfängen von dieser Beschäftigung nicht allzu verschieden war, wird durch die Funde[3]) ganz unzweifelhaft gemacht, so dass wir auch den Preussen einige Geschicklichkeit im Flechten zuschreiben konnen. Als primitives Flechtmaterial bot sich ihnen dar: Bast, Thiersehnen, Darmsaiten, Streifen von Thierfell,

---

1) Gegen die vielfach ausgesprochene Ansicht, dass die Erfindung der Webekunst von den Indogermanen bereits vor der Epoche der Wanderungen gemacht ist, äussert Hehn sehr schwer wiegende Zweifel (Culturpflanzen und Hausthiere, S. 497).

2) J. W Bokler, Der einfaltigen Esten abergläubische Gebrauche u. s w. (Script. rer. Liv. II. p 665—684).

3) Funde in den Schweizer Pfahlbauten

Rohrstengel, Grashalme u. s. w. Fabricirt wurden auf diese Weise vornehmlich Matten, Korbe, Jagd- und Fischereinetze[1]).

Der Vollständigkeit halber will ich hier noch die wichtigsten der auf das Weben und die Verfertigung von Kleidungsstücken bezüglichen Ausdrücke des Elbinger Vokabulars anführen. Zusammengestellt sind diese unter den Ueberschriften „Weber" und „Schneider". Hieraus schliessen zu wollen, wie es allerdings geschehen ist, dass das Weben und Schneidern in Preussen schon handwerksmässig betrieben sei, scheint mir sehr gewagt, wenn man bedenkt, dass diese Vokabeln erst 200 Jahre nach dem Einzuge des Ordens aufgezeichnet sind. Ebenso vorsichtig muss man die folgenden Ausdrücke beurtheilen: Grobes Tuch = milan (litt.: mìlas, Tuch; lett.: milla, grobes Bauerngewand); feines Tuch = pastowis (kslav.: postawŭ; russ.: postaw, Gewebe; russ.: postawiti, aufrichten; daher postawŭ ursprünglich Webestuhl); Weber = tuckoris (kslav.: tŭkati; russ.: tku, tkat'; slov.: tkem, tkati, und ähnlich weben); Nadel = ayculo (kslav, russ., poln.: igla; kroat.: jugla und ähnlich); Schneider = scrutele (lett.: ŝkrohdalis, Schneider; litt.: skrodyti, schnitzen; ahd.: scrotan; ahd.: schrôten, schneidern); Hut = kelmis, Grunau: chelmo (goth.: hilms; kslav.: chilemŭ, chlŭmŭ; litt.: szàlmas; russ.: szlemgalea); Mantel = pelkis (litt.: pìlkas, grau); Rock = wilnis (litt.: wìlna; lett.: wilna, willa; russ.: wòlna, und ähnlich die Wolle); Hosen = lagno; Bettlaken = ploaste (litt.: plószte; kslav.: plasztĭ und ahnlich); Decke = loase (litt.: lazaì, Deckstücke beim Strohdach); Badelaken = kekulis (litt.: kiklikas, Leibbinde).

Felle.

Ueber die Verwendung der Felle als Handelsartikel sind wir ziemlich genau orientirt; doch geben uns weder die gemachten Funde, noch irgendwelche Chronisten Auskunft über ihre Verarbeitung im Lande. Einzig und allein sind wir daher hier auf die Sprachreste verwiesen. Wenn diese auch ziemlich zahlreich sind, so lassen sie doch keineswegs irgend welche absolut sicheren Schlüsse zu. Ich begnüge mich daher hier damit, eine Auswahl der wichtigsten Worte mit ihren Etymologien folgen zu lassen: Sattler = balgninix (litt.: balgninìnkas); Sattel = balgnan (litt.: bàlnas); Halfter = auclo (lett.: auklis, Band, Schnur); Zügel = nolingo (litt.: lenkiù, lenkti; lett.: lihkt, ausbiegen lenken); Pelzrock = lactye; Pelz = kisses (kslav., russ., poln.: kožo, kuža; bohm.: kůza, Fell, Haut); gegerbtes Leder = nognan (litt.: nŭ́gnas = nackt); Stiefel = pusne (litt.: pùsznis); Schuh = kurpe (litt., lett.: kùrpe; poln.: kurp'); Schuhmacher = schuwikis (litt.: siuwìkas, Nähter, Schneider; litt.: siuwù, siúti; lett.: ŝchuju und ahnlich, nähen); Sohle = pamatis (litt.: pámatas, Fundament); Gerber = mynix (litt.: minìkas; lett., ahd.: minuis); Lohe = dumpbis (litt.: dúbai, dábai).

1) Preussische Provinzialismen sind: lischke = Kober (meist Bastkorb), parēsken Bastsandalen, pasteln = Schuhe von Lederriemen.

Theil IV.

Der Handel.

Was man vor einigen Decennien über die altpreussischen Handelsbeziehungen vorzubringen wusste, selbst was Voigt noch darüber im ersten Bande seiner Geschichte Preussens gegeben hat, ist weit mehr, als man heute über dies Thema zu sagen vermag. Der Grund hierfür liegt darin, dass man früher alle Nachrichten, die das Alterthum über den Bernstein uns hinterlassen hat, mit Preussen in Verbindung brachte. Das Verdienst, „diesen glänzenden Zopf und Kometenschweif, der schon lange dem preussischen Namen anhängt, für immer abgeschnitten zu haben", gebührt Müllenhoff[1]). Um die Popularisation der Resultate der Müllenhoff'schen Untersuchungen hat sich Lohmeyer verdient gemacht[2]). Was durch diese Forschungen festgestellt, ist erstens die Thatsache, dass im Alterthum, vor Nero's Zeit, kein direkter Handel zwischen der preussischen Bernsteinküste und den Mittelmeerländern bestanden hat, und dass zweitens der bei den classischen Völkern oft vorkommende Bernstein in der Hauptsache von den ostfriesischen, wie den Jutland vorgelagerten Nordseeinseln gekommen ist. Betreffs letzterer Behauptung fügt Müllenhoff vorsichtiger Weise hinzu: „und wer glaubt, dass auch in früheren Zeiten der Nordseefund nie sonderlich ausgiebig und bedeutend gewesen ist, mag immerhin annehmen, dass der Bernstein hauptsächlich von der Weichsel aus im Tauschhandel durch Deutschland und weiter verbreitet wurde" [3]). — Zu weit scheint mir Lohmeyer zu gehen, wenn er behauptet, dass durch die von Nero veranlasste Sendung eines römischen Ritters[4]) ins Bernsteinland der Bernsteinreichthum der samländischen Küste für die Mittelmeerländer überhaupt erst entdeckt, und so mit einem Schlage Preussen als Bernstein-Exportland an die Stelle der Nordseeinseln getreten sei. Sollte dem etwa entgegen gehalten werden, sagt Lohmeyer, dass man ja doch, wenn man den Ritter nach dem Bernsteinlande ausschickte, schon vorher Kenntniss von demselben gehabt haben müsse, so darf ich einfach auf die mangelhafte Vorstellung hinweisen, welche man bis dahin von der Lage der bekannten nordwestlichen Länder hatte. Man schob dieselben soweit nach Osten herum, dass die heutige friesische Küste ziemlich gerade nördlich von Italien zu liegen kam, und zugleich soweit südlich, dass der Continent zwischen dem nördlichen und dem Schwarzen Meere zu einem breiten Isthmus zusammengedrängt wurde. Demgemäss konnte man in Rom sehr

1) Deutsche Alterthumskunde I. 1870. Vorrede S. IV.

2) Lohmeyer, War Preussen das Bernsteinland der Alten? (Altpr. Monatsschr. 1872). Vergl. auch Geschichte von Ost- und West-Preussen, S. 5 ff.

3) Für einen indirekten Handel zwischen Preussen und den Mittelmeerländern erklärt sich auch Helbig (Osservazioni sopra il commercio dell' ambra) — Auch die Funde bestätigen diese Ansicht.

4) Erzählung bei Plinius, XXXVII.

wohl meinen, dass von Carnuntum aus in nördlicher Richtung das bisher bekannte Bernsteinland zu erreichen sei; der ausgesandte Ritter aber kam bei Einhaltung dieser Richtung, vielleicht auf uralten Handelswegen längs der oberen Donau und der unteren Weichsel, in ein neues, bisher noch unbekanntes Land. — So originell diese Selbstvertheidigung Lohmeyer's auch ist, so scheint sie mir doch nicht vollig stichhaltig zu sein. Denn erstens muss man doch wohl annehmen, dass der betreffende Ritter vor seiner Reise Informationen eingezogen haben — Gelegenheit dazu war sicher vorhanden — und nicht kreuz und quer herumgereist und dabei zufallig ein neues Bernsteinland entdeckt haben wird. Zweitens aber giebt Lohmeyer selbst zu, dass „vielleicht" uralte Handelsstrassen auf der Oder und Weichsel bestanden haben. Aus dem „vielleicht" kann man mit gutem Gewissen ein „unzweifelhaft" machen, da wir derartige Handelsstrassen doch sicher annehmen müssen, um die ganze Erzählung von der Reise des Ritters überhaupt glaubhaft zu finden. Haben solche Handelswege aber bestanden, so ist es doch kaum anzunehmen, dass Preussens Bernsteinschatze dem Spürsinn der Kaufleute bis dahin entgangen und erst durch den Ritter entdeckt sein sollten. Drittens endlich mogen die geographischen Kenntnisse der Römer so verworren gewesen sein, wie sie nur wollen, jedenfalls scheint mir ein solches Verirren von Ostfriesland bis Ostpreussen selbst fur die damalige Zeit völlig ausgeschlossen. Alle diese Zweifel fallen fort, wenn man annimmt, dass bereits vor Nero's Zeit preussischer Bernstein durch indirekten Vertrieb bis nach den Mittelmeerländern gekommen sei, zugleich mit einem dunklen Gerücht von dem Bernsteinlande im Norden. Indem nun der Ritter diesen alten Handelsstrassen nachging, kam er bis nach Samland und erschloss so einen direkten Handel mit der Bernsteinküste an der Ostsee. Auf diese Weise scheint mir alles in die schönste Ordnung zu kommen, ohne dass dadurch die Bedeutung der Nordseeinseln als des hauptsachlichen Bernstein-Exportlandes des Alterthums irgendwie in Frage gestellt wird. Gegen diese letztere Annahme bezüglich der Nordseeinseln ist noch ganz neuerdings eine energische Opposition laut geworden, und zwar stützt sich diese auf — fur preussische Geschichte wenigstens — vollig neue und originelle Quellen, nehmlich auf eine Keilschrift. Die hier in Frage kommende Inschrift stand lange Zeit unentziffert im British Museum zu London, bis im Jahre 1879 dem Assyriologen Julius Oppert ihre Deutung gelang. Sie preist die Thaten eines noch nicht ermittelten assyrischen Königs und lautet in Oppert's Uebersetzung: „In den Meeren der Polarwinde fischten seine Karawanen Perlen, in den Meeren, wo der Polarstern im Zenith steht, Bernstein." Aus dieser Inschrift hat ihr Entzifferer die weitgehendsten Schlüsse gezogen [1]). Durch

1) Oppert, L'ambre jaune chez les Assyriens. Inhaltsangabe dieser Schrift von Rogge in der Altpr. Monatsschr. 1880. S 680 ff.

Man vergleiche die Bemerkungen der HHrn. Oppert und Schrader in den Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges. 1885. S. 65, 307, 372. (Zusatz der Red.)

verwickelte astronomische Berechnungen über das Wesen und die Stellung des Polarsternes ist er zu dem Resultat gekommen, dass schon zu der Zeit der Blüthe Assyriens Preussen das Exportland des Bernsteins gewesen sei. Auf die Zulässigkeit dieser Art von Beweisführung brauche ich hier wohl nicht näher einzugehen, da ich kaum glaube, dass Hr. Oppert sich durch derartige Beweise eine grosse Zahl von Anhängern sichern wird. Denn es giebt doch kaum Viele, die, wie Rogge, sich durch die Entzifferung dieser Inschrift dazu getrieben fühlen werden, Fritz Hommel's weniger geistreiches, als einseitiges Wort zu citiren, dass die Entzifferung der Keilschrift die grösste geistige That unseres Jahrhunderts sei[1]).

Deutlicher, als die Keilschriften, reden die in Preussen gemachten Münzfunde. Diese sagen uns, dass von Nero's Zeit an ein direkter Handel zwischen Italien und Preussen bestanden habe Was vor dieser Zeit liegt, ist für uns in Dunkel gehüllt, wenn auch einzelne Fundobjekte es höchst wahrscheinlich machen, dass schon früher andere Handelsbeziehungen bestanden haben. Vorläufig lassen sich jedoch hierüber kaum mehr als blosse Hypothesen beibringen; möglich, ja wahrscheinlich ist es indessen, dass eine genauere, systematische Untersuchung und Vergleichung der Fundsachen uns später auch hierüber Klarheit verschaffen wird Mit ziemlicher Sicherheit kann man dagegen schon jetzt aus den Münzfunden schliessen, dass der römisch-preussische Handel von Nero bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in stetem Zunehmen gewesen sei. Um diese Zeit tritt, nach den spärlichen Münzfunden zu schliessen, ein Stocken des Handels ein, das lange Zeit hindurch andauert und jedenfalls mit den in Preussen sich vollziehenden Veränderungen zusammenhängt Ungefähr in diese Zeit setzt man nehmlich das allmähliche Ausrücken der Gothen und das Vordringen der weniger cultivirten slavischen Völkerschaften. Von Neuem beginnt der Handel sich erst wieder im fünften Jahrhundert zu heben, und gewinnt seit dieser Zeit an Intensität, wie an Ausdehnung. Zu den Artikeln, die aus Preussen nach Rom exportirt wurden, gehört vor allem der Bernstein, der damals als Schmuck in Rom ebenso modern war, wie das blonde Haar germanischer Frauen, und auch vielfach als Medicin Verwendung fand[2]). Daneben wurden auch wilde Thiere, namentlich Auer, für die Circusspiele geliefert[3]), vielleicht auch Pelzwerk. Rom gab dafür Münzen, namentlich Bronze-, seltener Silbermünzen, sowie Waffen und Schmucksachen. Letztere sind recht mannichfaltig. So hat man in Preussen gefunden: Fibeln oder Gewandnadeln, Armbänder aus

1) Vielfach wird die Vermuthung aufgestellt, dass der im Alterthume vorkommende Bernstein auch spanischen oder afrikanischen oder sonst welchen südlicheren Ursprungs gewesen sein könne Durch die chemischen Untersuchungen Helm's (Schriften der naturforsch. Gesellsch. zu Danzig, N. F. V. VI.) jedoch ist bewiesen, dass die in den Gräbern von Mykenae und die bei Bologna gefundenen Bernsteinsachen aus „baltischem', d. h. von der Nord- oder Ostsee herrührendem Bernstein gefertigt sind.

2) Näheres bei Plinius.

3) Plinius, Hist. nat. VIII. c. 25.

Silber und Bronze, Hals-, Arm- und Fingerringe, Haarnadeln, Breloque's, Glasperlen u. s. w. Weniger oft wurden römische Wirthschaftsgeräthe, wie Schüsseln, Schalen, Kannen, eingetauscht. Der Weg, welcher diesen Handel zwischen Samland und Italien vermittelte, war die Strasse über Carnuntum[1]).

Seitdem die Preussen sich an der Ostsee niedergelassen, gewann das Land auch nach zwei anderen Seiten hin, nach Südosten, wie nach Nordwesten, neue Handelsbeziehungen. Was die ersteren betrifft, so wäre es vielleicht richtiger, zu sagen, gewann sie wieder, denn wahrscheinlich reicht die Existenz der Handelsstrassen durch Südrussland schon bis in das graue Alterthum zurück, und markirt so die Strasse eines indirekten Verkehrs zwischen Preussen und dem Byzantinischen Reich, Persien und Griechenland. Seit dem 8. Jahrhundert erstreckten sich diese Handelsbeziehungen Preussens bis nach Arabien hin[2]), wenn auch der Handel nur ein indirekter war. Den Anstoss zu diesem Verkehr gab jedenfalls Arabien, das sich seit der Begründung der Abassidenherrschaft[3]) im Jahre 749 ungemein zu entwickeln anfing und nach allen Seiten hin neue Handelsverbindungen anzuknüpfen suchte. Auch nach Zerfall des arabischen Reiches in Einzel-Dynastien wurde dieser Handel mit den südostlichen Ostseeländern, — denn ausser Altpreussen kommen hier noch in Betracht Westpreussen, Pommern, sowie auch Kurland und Livland[4]), — fortgesetzt, und zwar besonders von dem Geschlechte der Samaniden, die in Khorasan ein selbständiges Reich gegründet hatten. Wollte man allein die Münzfunde berücksichtigen, so müsste man das Ende dieses Handels bald nach 1012 setzen, da Münzen aus einer späteren Zeit in Preussen nicht gefunden wurden. Die arabischen Quellen indes scheinen auf eine Fortdauer dieses Handels auch noch in späterer Zeit hinzudeuten.

---

1) Wiberg, Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr, 1867.

2) Eine grössere Klarheit ist neuerdings über die Handelsbeziehungen der Araber zum Norden durch Dr. Jakob verbreitet worden, der meines Wissens zum ersten Male die arabischen Literaturquellen für diesen Theil der Culturgeschichte in streng wissenschaftlicher Weise ausgebeutet hat. Die diesbezüglichen Arbeiten Jakob's sind: 1. Der Bernstein bei den Arabern des Mittelalters, 1886. 2. Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? 1886. 3. Bezogen die Araber des Mittelalters Bernstein von der Ostsee her? 1887. 4. Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter, 1887. — Vergl. ferner: von Minutoli, Topographische Uebersicht der Ausgrabungen griechischer u. s. w. Münzen, 1843; von Bohlen, Ueber den wissenschaftlichen Werth und die Bedeutsamkeit der in den Ostsee-Ländern vorkommenden arabischen Münzen (Abhandl. der deutsch. Gesellsch. zu Königsberg IV. 1838); A. Müller, Arabische Münzen in den baltischen Küstenländern; Paul Wolsborn, Münzfunde in Ost- und West-Preussen (Altpr. Monatsschr. 1886/87).

3) Münzfunde aus früherer Zeit: aus dem 7. Jahrhundert einige Münzen der Sassaniden (221—651), gefunden bei Obersitzko und Kletzko in Posen und bei Birkow in Pommern; aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts 4 Münzen der Omajaden (661—750), gefunden in Posen, Westpreussen und Ostpreussen.

4) Auch die Einwohner der Ostküste Schwedens und Dänemarks scheinen an diesem Handel Theil genommen zu haben.

Die Knotenpunkte des nordeuropäisch-arabischen Handels waren Itil[1]) im Lande der Chazaren, Bulgar in der Gegend des heutigen Kasan, und Kiew. Der direkte Handel der Araber ging von dem Ostufer des Kaspisees bis Itil und von hier die Wolga aufwärts bis Bulgar. Den weiteren Vertrieb der hierher gebrachten arabischen Waaren, soweit nicht ein direkter Austausch mit den in Bulgar zusammenströmenden Volkern an Ort und Stelle stattfand, besorgten neben den Bulgaren vornehmlich die Waräger oder Normannen, welche ihren Hauptstapelplatz in Kiew hatten.

Was die Objekte dieses Handels betrifft, so ist es kaum moglich, im Einzelnen festzustellen, welche Produkte die einzelnen nordeuropaischen Länder lieferten. Immerhin jedoch kennen wir eine ganze Reihe von Waaren, die aus dem Norden Europas nach Arabien verhandelt wurden. In erster Linie stehen Thierfelle, namentlich Pelze vom Zobel, Fuchs, Hermelin, Wiesel, Biber, Eichhornchen und Hasen. Wie hoch das Pelzwerk bei den Arabern geschätzt wurde, erfahren wir von Mas'ûdi, welcher den Werth eines schwarzen Fuchspelzes auf 100 Dînâre[2]) angiebt. Fruher pflegte man stets als den wichtigsten Handelsartikel den Bernstein zu nennen, und zwar weniger in Folge von hierfür sprechenden Quellenstellen, als in Folge eines a priori-Schlusses. Die Angabe bedarf jedoch dringend einer Korrektur, insofern als der Bernsteinhandel sich aller Wahrscheinlichkeit nach erst in ziemlich spater Zeit entwickelt und an Umfang, wie an Bedeutung, wohl dem Pelzhandel weit nachgestanden hat. Zu diesem Schlusse veranlasst namentlich der Umstand, dass keine der älteren arabischen Quellen den Bernstein unter den von Norden her importirten Waaren erwahnt. Weitere Ausfuhrartikel des Nordens waren: Jagdfalken, Vieh, Leder, Fischbein, Fischzähne, Honig, Wachs, Rinde und Holz von Birken und Pappeln, Haselnüsse, vielleicht auch Getreide und Pelzmützen. Dafür lieferte Arabien, wie durch Funde dargethan wird: Münzen (Dirhems), Schmucksachen, namentlich Silberfiligran-Arbeiten, und damascirte Waffen. Dazu nennen arabische Schriftsteller noch als Absatzartikel für den Norden: Wein, Früchte, Parfüms, Leinen, seidene und baumwollene Stoffe.

Während bezüglich der Handelsbeziehungen zwischen Arabien und Preussen neben den literarischen Quellen auch die Funde eine grosse Rolle spielen, sagen uns die wenigen aufgefundenen nordischen Münzen über den preussischen Ostseehandel fast nichts. Doch liefern uns hier literarische Quellen einiges Material. Dass Wulfstan im 9. Jahrhundert von Hedeby in Schleswig aus eine Reise nach Truso unternahm, haben wir bereits mitgetheilt. Aus dieser Thatsache irgend welche weitergehenden Schlüsse bezüglich des preussischen Handels ziehen zu wollen, halte ich für unzulässig. Daruber, wie der Handel auf der Ostsee sich im 11. Jahrhundert

1) In der Nähe des heutigen Astrachan.
2) Goldmünzen. Silbermünzen = Dirhems.

gestaltet hatte, giebt uns Adam[1]) von Bremen ziemlich genaue Auskunft. Die bedeutendsten Hafenplätze waren damals Julin in Pommern, Hedeby in Schleswig und Birka in Schweden. Eines preussischen Hafenortes wird nirgends Erwähnung gethan; jedoch wissen wir, dass auch fremde Schiffe nach Preussen gekommen sind. So sagt Adam von Hedeby ausdrücklich: „Ex eo portu naves emitti solent in Sclavoniam vel in Suediam vel ad Semlant usque in Graeciam.“ Ebenso erfahren wir von Adam, dass auch zwischen Birka[2]) und Samland direkte Handelsbeziehungen bestanden haben, da dieser von Birka sagt: „Ad quam stationem, quae tutissima est in maritimis Svenoniae regionibus, solent Danorum, Nordmannorum, Slavorum atque Semborum naves aliique Scythiae populi pro diversis commerciorum necessitatibus solemniter convenire.“

Mannichfache Störungen litt dieser Handel auf der Ostsee durch die damals weit ausgebreitete Seeräuberei. Von einem gemeinsamen Vorgehen gegen dies Unwesen war keine Rede, vielmehr liess man sich von seinem Partikularismus soweit hinreissen, dasselbe zu unterstützen. So schloss z. B. der König von Dänemark mit den Seeräubern einen Vertrag, wonach diese ihm einen Tribut zahlten und dafür die Erlaubniss erhielten, ausserdänische Schiffe zu kapern. Solchen Verhältnissen gegenüber sagt Adam lobend von den Preussen: „Homines humanissimi, qui obviam tendunt his ad auxiliandum, qui periclitantur in mari vel qui a pyratis infestantur.“

Die Waaren, welche die Preussen bei ihrem Handel auf der Ostsee absetzten, waren die schon oben namhaft gemachten. Mit sehr hübscher Ironie schildert Adam, wie viel Werth die Dänen auf den Besitz von Marderfellen legten: „Pellibus habundant perigrinis,“ sagt er von den Samländern, „quarum odor letiferum nostro orbi propinavit superbiae venenum. Et illi quidem ut stercora haec habent ad nostram credo dampnationem, qui per fas et nefas ad vestem anhelamus marturinam quasi ad summam beatitudinem.“ Für diese Felle tauschten sie Wollkleider ein, „Faldonen“ genannt. Vermuthlich waren dies nicht die einzigen Handelsgegenstände, doch ist uns über die sonstigen nichts überliefert worden. Der Handel war jedenfalls ein Tauschhandel, was Adam ausdrücklich andeutet, indem er von den Preussen sagt: „Aurum et argentum pro minimo ducunt.“ Die zahlreichen aufgefundenen römischen und arabischen Münzen widersprechen dieser Auffassung nicht, da sie sicher nur als Werthaufbewahrungsmittel gedient haben, nicht aber als Circulationsmittel. Daneben wurden, wie die Durchbohrungen und Einkerbungen am Rande erkennen lassen, die importirten Münzen auch vielfach als Schmuck benutzt. Bezeichnender Weise

1) Giesebrecht, Die Nordlandskunde des Adam von Bremen (Abhandl. der deutsch. Gesellsch zu Königsberg III.).

2) Ueber Birka vergl. Langebeck, Script. rer. Dan. I. p. 445; Fischer, Geschichte des deutschen Handels; Andersen, desgleichen.

fehlte es den Preussen auch an einem Ausdrucke für Geld; das hierfür vorkommende Wort penningas (acc. pl.) ist aus dem Deutschen entlehnt.

Dass der preussische Seehandel ziemlich bedeutend gewesen sein muss, erkennen wir aus manchen Vorgangen, die sich beim Kampfe gegen den Orden abspielten. So berichtet Dusburg[1]) von recht bedeutenden Expeditionen zu Wasser, die seitens der Preussen gegen den Orden unternommen wurden und die die Annahme einer nicht unbedeutenden Zahl preussischer Schiffe wohl gerechtfertigt erscheinen lassen.

Den Lowenantheil an dem preussischen Ostseehandel hatte das durch seine Lage von der Natur besonders bevorzugte Samland. Charakteristisch hierfur ist es, dass nordische Schriftsteller öfters das Wort Samland als Bezeichnung für das ganze Preussenland gebrauchen.

Meine ursprüngliche Absicht, hier, am Schlusse dieses Aufsatzes, kurz zu resumiren, welches der Culturzustand Preussens war, als der Orden ins Land kam, habe ich aufgegeben in der Erkenntniss, dass dies nur zu Wiederholungen fuhren würde Ohnehin durfte nach den vorangehenden Erörterungen das Urtheil uber die in vordeutscher Zeit in Preussen vorhandene Cultur nicht mehr zweifelhaft sein. Aufs scharfste zuruckzuweisen ist jedenfalls die viel verbreitete Anschauung, wie sie noch in allerneuester Zeit von Koch[2]) in folgenden Sätzen ausgesprochen ist: „Die Preussen lebten damals auf der untersten Stufe geistiger Bildung dahin. Sie jagten in den Urwäldern das Elen und den Auerochsen und kampften mit dem Baren um sein Fell. Landseen und Sumpfe, Wälder und Wildnisse, Strome, die noch kein sicheres Bett gewonnen, vor allem die tückische Weichsel, schützten vor dem erobernden Eindringlinge. In den heiligen Hainen feierten sie ihre religiösen Feste und brachten am Stamme uralter Eichen ihren Gottern Menschenopfer dar.“

Wie dieser Auffassung, muss man auch der ziemlich vereinzelt dastehenden Anschauung Martiny's[3]) entgegentreten, welche in Folge mangelnder Kritik in das entgegengesetzte Extrem verfallen ist. Er präcisirt seine Meinung folgendermaassen: „Die Besetzung Preussens durch den deutschen Orden hatte nicht die Einführung höherer volkswirthschaftlicher Cultur zu bedeuten, und offenbar hat im Anfange der Eroberung das Schwert mehr materiellen Wohlstand vernichtet, als das Kreuz wieder herzustellen vermochte.“

Zwischen diesen beiden Extremen liegt die richtige Auffassung:

1) Vergl. z B III. c 97.

2) Dr. Koch, Ueber den deutschen Orden und seine Berufung nach Preussen. Heidelberg 1887.

3) Martiny, Milch- und Molkereiwesen bei den alten Preussen (Altpreussische Monatsschrift 1872).

Die Preussen sind nicht in allen Gebietstheilen zu der nämlichen Culturstufe gelangt. In einigen Distrikten lebt die Bevölkerung noch überwiegend von Jagd und Fischfang, während in den meisten Territorien Viehzucht und Ackerbau bereits eine grosse Rolle spielen. Die Wirthschaftsform ist nicht mehr die reine Haus- oder Eigenwirthschaft, sondern in den entwickelteren Gegenden findet bereits vielfach eine auf Absatz berechnete Produktion statt. Ein nach verschiedenen Himmelsgegenden hin betriebener Handel vermittelt einen Waarenaustausch, bei welchem jedoch das Geld, ausser als Waare, noch keine Anwendung findet. Auch ist durch den Handel eine höhere geistige Bildung noch nicht zur Blüthe gebracht, wofur die mangelnde Kenntniss der Schrift zum Beweise dient[1]).

---

1) Eine mit genial-intuitivem Blicke gezeichnete Charakteristik der heidnischen Preussen bei Treitschke, Das deutsche Ordensland Preussen, S. 9 ff

Besprechungen.

Schulze, L. F. M. Führer auf Java. Ein Handbuch für Reisende. Mit Berücksichtigung der sozialen, kommerziellen, industriellen und naturgeschichtlichen Verhältnisse. Leipzig. Th. Grieben's Verlag 1890. Batavia. G. Kolff & Co.

Der Verf., seit 30 Jahren in Ostindien als Offizier, Civilbeamter und Burger sesshaft, hat sich die Aufgabe gestellt, in vorliegendem Handbuch, theils aus den vorhandenen Quellen, theils aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen, in knapper Form alles für den Reisenden, der Java besucht, oder fur den Leser im Allgemeinen, der sich über diese Perle der holländischen Kolonien zu unterrichten wünscht, ohne erst vielbändige wissenschaftliche Werke oder zahllose, in Zeitschriften verstreute Abhandlungen durchzuarbeiten, Wissens- und Nennenswerthe zusammenzustellen. Die Losung dieser Aufgabe darf als durchaus gelungen bezeichnet werden. Das Handbuch wird von der alteren Generation, die ein solches bisher stets vermisste, freudig begrüsst und mit Genuss gelesen werden, während kein Reisender mehr heute Java betreten wird, ohne den „Schulze" mitzuführen.

Auf den reichhaltigen Inhalt des Buches hier näher einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum Das Werk zerfallt in 3 Theile. I. (S 3—138) Die allgemeine geographische und geologische Beschreibung der Insel; Flora, Fauna, Mineralien, Klima; Schilderung des heutigen Regierungssystems (Departements des Innern, des Unterrichts, der offentlichen Bauten, der Finanzen, der Justiz, des Krieges, der Marine; die agrarischen Verhaltnisse, Bodencultur, Handel u. s. w.). II. Beschreibung der Residentschaften (S. 138—285) Hier findet sich, kurz gedrangt, in Form eines „Bädeker", Alles angeführt, was der Reisende, von Westen beginnend, in den verschiedenen Residentschaften sehen muss und sehen kann: Tempel, Ruinen, Vulkane, daneben Angaben über Hôtels und Reisegelegenheit, sehenswerthe Plantagen, selbst über reiche Jagdgrunde; alle statistischen Mittheilungen sind nach den neuesten Quellen zusammengestellt. Der Theil III (S. 285—360), beginnend mit „Die Rassen" und endend mit „Das Leben der Europäer auf Java", enthält, ohne streng wissenschaftlich zu sein, eine Menge interessanter Mittheilungen, die wohl durchgehends auf eigenen Beobachtungen des Verf. beruhen Den Schluss des Werkes bildet eine „Geschichte Java's" von den ältesten Ueberlieferungen an bis auf die neueste Zeit (1889) und ein Anhang: „Der javanische Adel".

Ref. würde mit Rucksicht auf die nicht Malayisch, Javanisch oder Hollandisch verstehenden Leser wunschen, dass der Verf. den zahlreichen fremdländischen Worten deren deutsche Bezeichnung beigefügt hätte. Wie soll solch ein Leser z. B die Namen der verschiedenen Musaceen (S 110): „Pisang radja (Druckfehler im Text), mas, susuh, medja, nona, djarum, idju, batu, kipas" u. a, verstehen, während deren Uebersetzung in „Fürsten-, Gold-, Milch-, Tafel-, Jungfrau-, Nadel-, grüne, Stein-, Fächer- u. s. w Bananen" viel einfacher ist. Was soll der Deutsche mit Worten, wie „Hoek (S 293), Kains, Baadchen" (S. 121) machen? Verf. erwähnt mehrmals „gebattikte" Stoffe. Ref. hat aber vergeblich nach einer Beschreibung der Kunst des „Battikens", die in einem Führer auf Java nicht fehlen darf, gesucht. Wie kommt Verf. zu dem merkwürdigen Ausspruch (S. 105), dass „die Cultur der Kokospalme eine der Insel Java ganz eigene Cultur" sei?

Abgesehen von diesen kleinen Mangeln, muss das Buch als ein vortreffliches bezeichnet werden, aber — was wird man in Holland zu demselben sagen? Die Hollander sind ungemein empfindlich, wenn ein Auslander, und nun gar erst ein Deutscher, es wagt, ihre Einrichtungen in den Kolonien anders, als vorzüglich, unübertrefflich zu finden und zu schildern, und nun kommt Schulze mit seiner zwar herben und, wie Ref aus eigener Erfahrung weiss, durchaus gerechten, stellenweise aber geradezu vernichtenden Kritik!

Auf eine wohlwollende Beurtheilung seines Buches in Holland wird Verf wohl nicht gerechnet heben. Desto mehr Leser wünschen wir demselben in Deutschland. Das Buch strotzt zwar nicht von Kathederweisheit, es enthalt aber in bequemer Form reichhaltiges Material, und aus den Zeilen des Verf spricht eine grosse Dosis gesunden Menschenverstandes eines seit einem Menschenalter „draussen" lebenden, scharf und nüchtern beobachtenden, alten Ostindiers. W. Joest.

Max Weber, Dr., Prof. der Zoologie in Amsterdam. Ethnographische Notizen über Flores und Celebes. Mit 8 Tafeln und Illustrationen im Text. Supplement zu Band III von „Internationales Archiv für Ethnographie" P. W. M. Trap, Leiden. 1890. gr. 4. 50 S.

Auf seinen Reisen im malayischen Archipel hat der Verf, wie er uns in der Einleitung erzählt, auf einigen Inseln, als er in Gebiete kam, die noch wenig von der europäischen Cultur gesehen hatten, es fur eine Pflicht gehalten, ethnographisch zu sammeln, obgleich ihm dies Gebiet bis dahin ferner lag Letzteres sei die Ursache, dass manches unbeachtet geblieben sei, was, — wie er spater erfahren hat, — fur den Ethnographen Werth habe. Aus diesen Vorbemerkungen und durch den Titel wissen wir, dass wir in vorliegendem Buche, welches eine Beschreibung jener Sammlungen bringt, kein erschöpfendes Werk über Flores und Celebes zu erwarten haben, auch uber manche Gegenstande nicht alles das erfahren sollen, was wir gern wissen möchten, wie z B. öfters genauere Angaben über die Gewinnung oder den Erwerb des Materials, aus dem die Gegenstände verfertigt sind, — es soll nur die Beschreibung einer Sammlung bringen, die Jemand mit Lust und Liebe, aber auch mit grossem Geschick und, trotz des ferneren Gebietes, mit grossem Verständniss zusammengebracht hat Und die Beschreibung wird uns in einer Form gegeben, dass wir dem Verf. Dank wissen müssen, dass er neben seinen zoologischen Studien sich auch der Ethnographie angenommen hat. Nur eines ist zu bedauern, dass Hr. Prof. Weber nicht auch auf den anderen Inseln, die er bereiste, ethnographisch gesammelt hat. Die Notizen sind systematisch geordnet, und die einzelnen Gegenstande eingehend und klar beschrieben, so dass man sogleich von jedem ein richtiges Bild erhält. Dies wird noch gefördert durch die beigegebenen Tafeln, die an Genauigkeit der Wiedergabe und an Sauberkeit der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen. Mochten wir recht oft solche Arbeiten aus dem malayischen Archipel erhalten! Die dortigen holländischen Beamten sind nach Lage der Verhaltnisse ja eigentlich diejenigen, denen es gegeben wäre, unsere noch mangelhaften Kenntnisse jenes Inselcomplexes zu bereichern. Länger, als der Reisende, verweilen sie an einem Orte, konnen daher eingehender Sitten und Gebrauche des Volkes studiren und werden in Anbetracht ihrer Stellung auch manches erlangen, was jenem versagt bleibt. Möchte unter diesen Herren das Buch recht bekannt werden und es ihnen als Vorbild dienen, wie sie sammeln und mit was fur Angaben sie die Sammlungen begleiten sollen, wenn sie solche nach Europa senden. Wurde der Verf., der auf seiner Reise sicherlich viele Freunde unter ihnen erworben hat, diese hierzu durch sein Buch bewegen können, so würde er sich weiter um die Ethnographie verdient machen. A Baessler.

Raoul Chélard. La Hongrie contemporaine. 8 vo 379 pag. Paris 1891.

Ueber Ungarn und seine Bewohner, seine Cultur und seine Einrichtungen herrschen nach des Verfassers Meinung unter den Franzosen noch die irthümlichsten Anschauungen. Sein Buch bezweckt, ein deutliches Bild dieses interessanten Landes zu entrollen, wobei ihm gute Quellen zur Unterstutzung gedient haben. Eine geographische Schilderung der Hauptabtheilungen des Königreichs bildet den ersten grossen Abschnitt des Werkes. Ueber die äussere Erscheinung der Magyaren, ihre Abstammung, ihre Gesetze, sowie uber ihre wissenschaftliche Erziehung und ihre Fähigkeiten und Leistungen auf geistigem Gebiete handelt der zweite Abschnitt. Der dritte Abschnitt schildert den Handel und die reichen

Gebiete der Industrie, sowie die Verkehrswege des Landes, während der vierte und letzte Abschnitt, dem auch eine Ansicht beigegeben ist, sich mit der Hauptstadt Budapest und ihren Umgebungen beschäftigt. Ist auch dem deutschen Leser vieles nicht neu, was sich in dem Buche findet, so wird ihm dasselbe doch in manchen Beziehungen nicht unerwünschte Aufklärungen und Anregungen geben. Max Bartels.

G. A. Wilken. Struma en Cretinisme in den Indischen Archipel. (Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indië. 5e Volgreeks, 5e Deel.) 's-Gravenhage, Mart. Nijhoff, 1890. 77 S. gr. 8.

Der gelehrte Professor der Geographie und Ethnologie Indonesiens an der Universität von Leiden hat in einer höchst sorgfältigen, die Literatur der betreffenden Gebiete von Niederländisch Indien in grösster Vollständigkeit umfassenden Arbeit das Vorkommen und die Ursachen von Kropf und Cretinismus behandelt. Der Löwenantheil fällt dem Kropfe zu, über den die 3 ersten und grösseren Abschnitte handeln. Nur der vierte Abschnitt (S. 76 und 77) ist dem Cretinismus gewidmet, von dem überhaupt nur zwei Berichterstatter sprechen: Dr. Hagen in den Hochlanden von Deli und Serdang, und van Hasselt in Rawas (Sumatra). Beide Berichte sind übrigens sehr mager und bringen fast gar keine Einzelheiten; ein einziger Fall wird von van Hasselt etwas genauer beschrieben, und gerade dieser giebt zu erheblichen Zweifeln Anlass, denn es werden ein ungewöhnlich grosser Kopf, ein missgestalteter Mund, weit auseinander stehende Beine und lange, magere Arme angegeben. Kropf dagegen ist sehr verbreitet auf verschiedenen Inseln und, wie es scheint, stellenweise von ganz ungewöhnlicher Grösse: so wird erzählt (S. 37), dass einzelne Leute beim Laufen ihren Kropf mit den Händen stützen oder gar ihn über die Schultern werfen müssen. Für die Aetiologie der Krankheit ergeben sich wenig Anhaltspunkte. In Bezug auf Einzelheiten muss auf das Büchlein selbst verwiesen werden.

Rud. Virchow.

Alfr. Nehring. Ueber die Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Berlin, Ferd. Dümmler, 1890. 8. 257 S. mit einer Abbildung im Text und einer Karte.

Der Verf. bringt in vorliegendem Buche die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen in ausführlicher und vorläufig abschliessender Form. Damit ist für einen grossen Abschnitt der vorletzten geologischen Periode ein voraussichtlich bleibendes Bild voll reichen Inhaltes hergestellt. Es handelt sich dabei, wie wohl allen Sachkennern bekannt, um jene postglaciäre Zeit, welche dem Diluvium angehört, und um den Nachweis, dass in dieser Zeit über grosse Bezirke von Mitteleuropa, insbesondere auch von Norddeutschland, eine Steppenlandschaft ohne oder mit wenig Wald ausgedehnt war, vergleichbar den Steppen des nördlichen und östlichen Russlands. Seit 17 Jahren verfolgt der Verf. mit anhaltender Sorgfalt die fortschreitende Ausräumung des Gypsbruches von Thiede und der entsprechenden Formation bei Westeregeln, und sammelt die dabei zu Tage kommenden Ueberreste der Diluvialthiere. So ist jene ganz neue und mit seltenem Glück fortgeführte Reihe von Untersuchungen entstanden, welche die überraschende Thatsache kennen gelehrt hat, dass in jener Zeit fast alle die Thiere, namentlich die kleineren Nager, bei uns gelebt haben, welche jetzt die ostrussischen und sibirischen Steppen bevölkern. Folgerichtig leitet der Verf. daraus den Schluss ab, dass Norddeutschland damals ähnliche Steppen besessen habe, wie sie jetzt am Ural und jenseits desselben gefunden werden, und dass, entsprechend dem ganz verschiedenen Klima jener Zeit, mit dem Zurückgehen des Eises die Steppenthiere von Osten her bei uns eingewandert sind und bei zunehmender Erwärmung des Landes endlich auch wieder gegen Osten sich zurückgezogen haben. Zahlreiche Funde an anderen Orten bis zum Rhein und bis zu den Karpathen hin bestätigten diese Auffassung. Trotzdem hat es an einer anhaltenden Opposition nicht gefehlt. Verf. weist jetzt nach, dass dieselbe zu einem grossen Theile auf irrigen Voraus-

setzungen über den Charakter der Steppen und über das Thierleben auf denselben beruht, und er hat daher den sehr dankenswerthen und, wie wohl gesagt werden darf, erfolgreichen Versuch gemacht, auf Grund der besten Nachrichten das wirkliche Bild der asiatischen Steppe, und speciell das Bild der beiden Hauptarten derselben, der in engerem Sinne arktischen Tundra und der subarktischen Steppe, zu entrollen. Die Anthropologie hat ein besonderes Interesse an dieser Darstellung, da es sich, wie der Verf. selbst für das ihn näher beschäftigende Gebiet nachgewiesen hat, um diejenige Periode handelt, wo mit dem Rückgange des Eises auch der Mensch, und zwar, wie wir annehmen müssen, zum ersten Mal auf diesem Boden erschien. Möge das vortrefflich geschriebene und gut ausgestattete Buch zahlreiche Leser finden! Sicherlich wird keiner derselben dasselbe ohne das Gefühl, wichtige Fortschritte im Wissen von unserer Urzeit gemacht zu haben, aus der Hand legen. Rud. Virchow.

Albert Gaudry. Die Vorfahren der Säugetiere in Europa. Aus dem Französischen von Will. Marshall. Leipzig, J. J. Weber, 1891. gr. 12. 222 S. mit 40 Abbildungen im Text und einer Titeltafel.

Das kleine Buch umfasst eine so grosse Fülle von palaontologischen Erfahrungen, es enthält so anschauliche Schilderungen und eröffnet so weite Ausblicke, dass es schwer ist, es aus der Hand zu legen, wenn man angefangen hat, es zu lesen. Selten wird man eine Darstellung schwieriger und unbekannter Verhältnisse antreffen, in der es dem Schriftsteller gelingt, seine Leser sofort zu seinen Vertrauten zu machen. Hr. Gaudry versteht es, dem Leser nicht nur den Hergang seiner Entdeckungen, den Zusammenhang seiner Erwägungen, den Weg seiner fortschreitenden Erkenntniss zu zeigen, sondern ihn auch für die Ziele seiner Arbeiten, den Zusammenhang der höheren Thierwelt in ihren phylogenetischen Reihen, zu erwärmen. Man fühlt mit ihm, man wird ihm dankbar für die Fülle des neuen Stoffes, den er in so liebenswürdiger Erzählung vor uns ausbreitet. Hr. Gaudry verdankt den grössten Theil seiner Berühmtheit den Untersuchungen einer kleinen Oertlichkeit in Attika, Pikermi, wo die Masse der zusammengehäuften Knochen eine grössere Zahl von Individuen, und zwar aus untergegangenen, zum Theil gewaltigen Säugethier-Arten, aufweist, als man in der heutigen Welt irgendwo lebend vereinigt findet. Es ist eine wahre Freude, dem Verf. in seiner Schilderung zu folgen, die begreiflicherweise in der Hauptsache an Pikermi anknüpft und in einer ausführlichen Schilderung der dortigen Funde gipfelt. Ganz allmählich gewöhnt er uns, diese untergegangene Welt in ihrem Werden zu betrachten und die Uebergänge zu würdigen, welche von ihr zu unserer Welt bestanden haben. Dort noch die Tertiärzeit (Miocän), von der unsrigen Welt getrennt durch die Diluvialzeit, zu der nach dem Verf. wir selbst eigentlich noch hinzugehören. Nach seiner Darstellung ist es namentlich ein Theil der Ergebnisse von Pikermi, welcher bestimmend ist für die Anschauung von der Werdegeschichte der heutigen Säugethiere, nehmlich derjenige, welcher den Beweis lieferte, dass „höhere Formen wandelbarer sind als niedere", und dass gerade die höheren Säugethiere, bei denen man sich daran gewöhnt hatte, die Constanz der Rassen, der Arten und der Gattungen als am festesten ausgeprägt anzunehmen, eine weit grössere Variation erkennen lassen, wenn man nur ein genügend grosses Material vor sich hat. Die Schlucht von Pikermi war wie ein reich ausgestattetes Museum: es lieferte dem Verf. eine gewaltige Masse von Knochen derselben Thierarten, und zu seinem eigenen Erstaunen sah er, wie zahlreich hier die Merkmale von Uebergangsformen zwischen den Arten und Rassen waren. Er zieht später noch einen zweiten Fundort in die Betrachtung, den Berg Léberon bei Cucuron in Frankreich, Dép. de la Vaucluse, dessen paläontologische Reste der gleichen Zeit angehören. Es ist selbstverständlich, dass diese Entdeckungen ihn zu einem Anhänger der Evolutionstheorie gemacht haben. Sein Verhältniss zu Darwin und seine warme Begeisterung für denselben wird durch den Abschnitt, den er dieser Betrachtung widmet (S. 30), in ein klares Licht gestellt. Niemand wird das lesen können, ohne den Verf. nicht nur hochschätzen, sondern auch lieben zu lernen. Rud. Virchow.

Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde.

Mit Unterstützung des Königlich Preuss. Ministeriums
der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
herausgegeben von der
Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
unter Redaction von
R. Virchow und **A. Voss.**

Erster Jahrgang 1890 | Verlag von A. ASHER & Co in Berlin. | **Heft 3.**

Ausgrabungen und Untersuchungen von Fundstellen durch das Königl. Museum für Völkerkunde.

IX. Bericht über eine im dienstlichen Auftrage ausgeführte Reise zur Besichtigung prähistorischer Fundstellen und Vornahme von Probeuntersuchungen in der Umgegend von Stendal.

Auf Anregung des Herrn Dr. Schoetensack aus Heidelberg, eines gebornen Stendalers, welcher viele Fundstellen in der Altmark kennt, begab ich mich am 29. August 1888 im dienstlichen Auftrage nach Stendal und Umgebung, um daselbst einige Fundstellen zu besichtigen und Probeausgrabungen vorzunehmen Unter Führung des Hrn. Dr. Schoetensack und des Hrn. Verlagsbuchhändlers Grosse in Stendal wurde zuerst das Urnenfeld in der städtischen Sandgrube aufgesucht. Es liegt nächst der Stadt, nordwestlich von derselben, rechts von der Chaussee nach Borstel, 85 Schritte von dieser entfernt, und 102 Schritte westlich von dem Kilometerstein 29,6 (vgl Skizze Fig. 1). Beim Abfahren von Sand und Kies sind hier, wie auch auf der anderen Seite des Feldweges, schon öfter Urnen zu Tage gefördert worden. Das Urnenfeld liegt auf einer Anhöhe, auf deren höchster Stelle eine Windmühle steht. Mit Hülfe der beiden Sandgräber nahmen wir hier, nachdem die Sonde auf Steine gestossen war, Ausgrabungen vor, wobei sich an verschiedenen Stellen des Abstiches Fragmente gebrannter Knochen, Scherben und Brandschichten etwa 50 *cm* unter Terrainhöhe fanden. Schliesslich stiessen wir auf eine napfförmige Urne (Fig. 2), welche behutsam ausgegraben, und, da sie einige Sprünge hatte, unter Belassung des gesammten Inhalts in Gazebinden gehüllt, in das Königliche Museum in Berlin überbracht wurde, zur genaueren Untersuchung.

Die Urne stand mit ihrer Oberkante 33 *cm* unter der Oberfläche, ohne Deckel oder Deckstein; ihr Boden ruhte auf 3, etwa in gleichseitigem Dreieck liegenden Steinen von 11—13 *cm* Länge, 7—9 *cm* Breite und 3—4 *cm* Dicke. Die Urne ist napfförmig, 12 *cm* hoch, 20 *cm* oben und 10 *cm* am Boden weit. Der Inhalt be-

stand, wie im Museum festgestellt wurde, aus den von dem Leichenbrande herrührenden Knochenfragmenten, von denen auch einige neben der Urne gelegen hatten, sowie aus einem kleinen Ballen Birkenharz. Die Schädelknochen lagen oben auf.

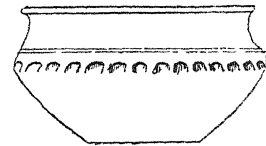
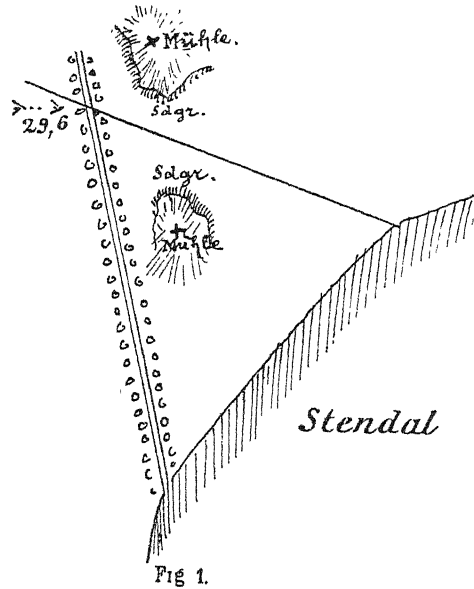
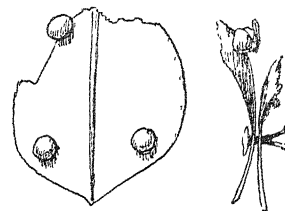
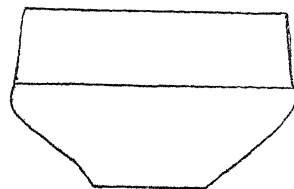
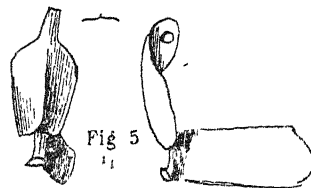
Da noch die Besichtigung mehrerer anderer Fundstellen vorzunehmen war, mussten wir zunächst von weiteren Ausgrabungen abstehen, da ich nur einen Tag Urlaub für diese Reise hatte, doch wäre sehr zu wünschen, dass solche dort vorgenommen würden, Hr. Grosse hat sich gern bereit erklärt, sie für den Fall, dass Interessenten aus Berlin daran Theil nehmen sollten, einzuleiten. Vorläufig ist mit den beiden Sandgräbern das Abkomman getroffen, dass sie etwa von ihnen

Fig 1.

Fig 2 3/20

Fig 3 3/4

Fig 4. 3/20

Fig 5 1/1

gefundene Urnen (es kommen beim Sandgraben wöchentlich einige zu Tage), an Hrn. Grosse, bezw. an Hrn. Stadtrath Gewert abliefern, von wo sie in das Museum der Stadt gelangen und so vor Zerstörung bewahrt werden sollen. Etwaige Doubletten würden dann nach Berlin abgegeben werden. Jedenfalls wären Ausgrabungen unter sachkundiger Leitung sehr erwünscht, da die Angaben der Leute über die Entfernung der Urnen von einander, sowie über die Ausdehnung des Gräberfeldes nicht recht klar waren.

Von diesem Gräberfelde fuhren wir nach Borstel, nordlich von Stendal. Der

Ortsvorsteher Schröder daselbst war in liebenswürdiger Weise bereit, uns die dortigen Fundstellen zu zeigen, verschaffte uns Arbeiter und betheiligte sich selbst thätig, ebenso wie der Gastwirth J. Reinecke, an den Ausgrabungen. Das Urnenfeld von Borstel liegt etwa NNW vom Dorfe in den sogenannten Tannen („Dannen"), einem aus Stangenholz und Schonung bestehenden Kiefernbestande, welcher von der nach Grossschwechten führenden Chaussee durchschnitten wird. Dieses Urnenfeld erstreckt sich nach Aussage des Schulzen Schröder und des Gastwirths Reinecke über einen Flächenraum von 40—60 Morgen, und ist schon seit langer Zeit bekannt, doch, obgleich schon vor 25 Jahren Urnen aus demselben gefördert wurden, und seitdem weitere Hunderte, noch niemals wissenschaftlich untersucht und beschrieben worden. Es sind bisher von diesem Gräberfeld hauptsächlich Funde der Völkerwanderungszeit bekannt, von denen eine grosse Anzahl von Gefässen im Stendaler Gymnasium aufbewahrt wird, etwa 100 Gefässe mit Inhalt gelangten vor einigen Jahren an das Königliche Museum, eine Anzahl auch in das Märkische Museum. Nach Aussage des Ortsvorstehers Schröder und des Gastwirths Reinecke, sowie der beiden Arbeiter, welche Alle früher schon hier gegraben hatten, standen die Urnen an einigen Stellen in mehreren Schichten übereinander, die unteren mit Deckel versehen. Aus diesem Umstande erklärt sich das gleichzeitige Vorkommen von La Tène-Funden und solchen der Völkerwanderungszeit, die bisher beobachtet wurden, sowie der Zeit nach zwischenliegenden römischen Funden, welche ich bei dieser Gelegenheit nachweisen konnte. Wir gruben zuerst in der Nähe der einige hundert Schritte östlich von der Chaussee gelegenen Sandgrube, wo schon wiederholt Urnen zu Tage kamen. Wir fanden ausser einigen Scherben der Völkerwanderungszeit einen römischen Scherben mit charakteristischer Verzierung, sowie eine leider schon zerstörte Urne und darin ein Bronzestück, etwa herzförmig, aus zwei durch Niete verbundenen Blechen bestehend, dessen Zweck noch nicht erklärt ist (Fig. 3).

Die dann westlich der Chausse, auf und westlich von einer Lichtung, welche früher die alte Poststrasse bildete, vorgenommenen Ausgrabungen ergaben ein Gefäss (Fig. 4), 15 *cm* hoch, 24 *cm* oben, 10 *cm* im Boden breit, vom Typus derer der Völkerwanderungszeit, welches auf drei grösseren, etwa 25 *cm* im Durchmesser haltenden Steinen ruhte, und das mit Inhalt, gebrannten Knochen und einem kleinen Ballen Birkenharz in das Königliche Museum kam; ferner Reste von Gefässen des La Tène-Typus und einen römischen Scherben, eine defekte römische Fibel (Fig. 5), blaues Glas und eine ganze Reihe von ornamentirten Scherben der Völkerwanderungszeit. Da voraussichtlich im Herbst wieder Steine gerodet werden, wobei höchst wahrscheinlich Urnen zu Tage kommen werden, so habe ich mit dem Ortsvorsteher Schröder verabredet, dass er diese zu sich nehmen und mit dem gesammten Inhalt dem Königlichen Museum für Völkerkunde schicken soll. Sehr zu wünschen wären auch hier Ausgrabungen unter sachkundiger Leitung, da das Gräberfeld durch mehrere wohl charakterisirte Perioden benutzt ist, und hinsichtlich der vielleicht verschiedenen Art und Weise der Beisetzung und chronologischen Reihenfolge wichtige Aufschlüsse geben könnte. Die wissenschaftlichen Resultate würden bei dem Reichthum der Fundstelle nicht unerheblich sein.

Von Borstel aus fuhren wir über Uenglingen und Schernickau nach Steinfeld, von wo Hr. Dr. Schoetensack die Kunde von dem Vorhandensein eines „Hünenbettes" erhalten hatte. In Danneil's Verzeichniss der von ihm in den Kreisen Stendal, Salzwedel und Osterburg selbst besuchten oder erkundeten „Hünengräber" (Sechster Jahresbericht des altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

Neuhaldensleben und Gardelegen 1843) sind aus den genannten drei Kreisen 142 derartige Denkmäler ältester Zeit aufgeführt, theils vollständige Hünengräber, theils Grabkammern, bei Steinfeld allein drei. Es heisst dort auf Seite 95:

„Nr. 11 bei Steinfelde. Vor dem Dorfe bei der Windmühle, auf einer natürlichen Anhöhe, liegt ein 150 Fuss langes und 25 Fuss breites Hünengrab. Die Kammer ganz vollständig, Deckstein abgesprengt.

„Nr. 12 bei Steinfelde. Nahe dabei im Thale liegt ein grosses Hünenbette mit drei Decksteinen. Da es aber im Flugsande erbaut ist, so hat der Wind allmählich den Sand von den Steinen weggeweht, die Ringsteine sind umgesunken und die kleineren, das Grab überall ausfüllenden Steine sind nach und nach abgefahren, so dass die Masse von Granitblöcken offen auf dem Erdboden liegt. Die Decksteine ruhen noch auf ihren Trägern, ungeachtet diesen die umhüllende Befestigung fehlt. Eine interessante und einzige Erscheinung, aber wohl kaum der Erhaltung werth, da es den Charakter des Hünengrabes durch das Abwehen des Sandes theilweise verloren hat.

„Nr. 13. Nahe beim Dorfe am Wege nach Schinne liegt ein, nach Versicherung der Einwohner noch vollständig erhaltenes Hünenbette. Ich konnte es jedoch nicht in Augenschein nehmen, weil die Dunkelheit bereits eingetreten und in dem Dorfe schlechterdings nicht zu übernachten war, deshalb ein noch eine Meile entferntes Dorf erreicht werden musste.“

Soweit Danneil. —

Unser Befund ist folgender.

Nr. 11 ist vom Erdboden verschwunden. Die Höhe bei der Mühle ist öde und kahl. Der Mühlenmeister Kaue, welcher seit 12 Jahren im Orte ist, erzählte, dass die Steine kurz vor seiner Zeit entfernt worden seien; er zeigte uns die Stelle, und theilte mit, dass sein Vorgänger und Schwiegervater, der ehemalige Mühlenmeister, jetzige Altsitzer Bauermeister näheren Aufschluss über dieses, wie über andere Denkmäler der Gegend geben könnte. Leider fehlte uns, da ich nur einen Tag Urlaub hatte, die Zeit, ihn aufzusuchen.

Das Hünenbette, Danneil's Verzeichniss Nr. 12, ist noch so vorhanden, wie er es gesehen, nur hat er sich in der Angabe über die Decksteine geirrt; es sind deren nicht drei, sondern fünf, von denen zwei auf den Boden gefallen sind. Das Hünenbett liegt nördlich, ganz nahe dem Dorfe Steinfeld, unterhalb der Mühle, dicht an dem Feldweg nach Darnewitz, auf Gemeindeboden; es ist 62 Schritte oder gegen 50 *m* lang und 13 Schritte = 10 *m* breit, die Grab-

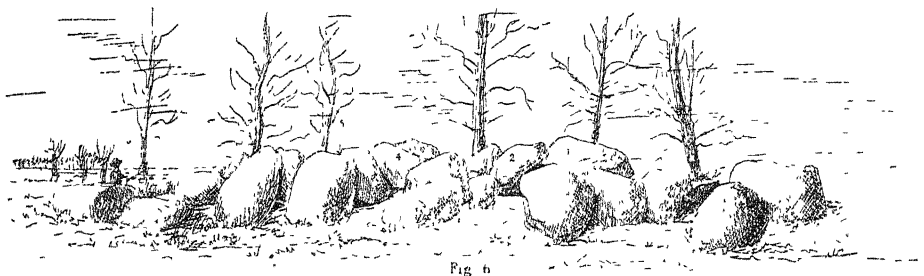



Fig. 6.

kammer allein 9 Schritte = 7 *m* lang (Fig. 6). Die einzelnen Steine sind bis zu 2 *m* und darüber lang; 75 Steine bilden die Kammer und die sie umgebende Umzäunung. Deckstein 1 und 2 (Fig. 6) liegen hohl, 3 ist heruntergefallen, 4 und 5 ebenfalls, aber nicht ganz so tief. Unter dem Hohlraum

unter 1 und 2 liegt in Terrainhöhe, die um die Kammer herum etwas höher liegt, wie aussen, ein Bodenstein, 1 *m* tiefer wieder ein solcher, wie mit der Sonde gefühlt wurde. Mitten auf dem Hünenbett fand ich im Sande ein grösseres flaches Feuersteinstück, 6 zu 4 *cm* gross, mit den charakteristischen Merkmalen der Bearbeitung durch Menschenhand, es dürfte dies ein bei Herstellung eines grossen Steinbeiles oder ähnlichen Gerathes entstandener Abfallsplitter sein. Der Ansicht Danneil's (vgl. oben unter Nr. 12), dass dieses grossartige imposante Denkmal aus der Vorzeit „der Erhaltung nicht werth sei, da es den Charakter des Hünengrabes durch das Abwehen des Sandes theilweise verloren,“ wird man sich nicht anschliessen können, um so weniger, als ausser vielen anderen die benachbarten Hünengräber in Kläden ebenfalls nicht mit Sand überschüttet sind und es auch sicher nie waren, denn sie ruhen auf Feldern mit schwerem Lehmboden, der namentlich bei dem von mir besuchten, weiter unten zu beschreibenden, bis dicht an das Hünengrab herangeht, welches ziemlich hoch aus dem Erdboden hervorsteht. Wäre dieses mit Sand überschüttet gewesen, so würde der umliegende Boden, auf den die Aufschüttung durch Abwehen gelangt sein müsste, durch die Beimengung von so grossen Mengen Sandes bedeutend magerer geworden sein, als der übrige Boden des Feldes, was nicht der Fall ist. Hätte aber Danneil mit der Annahme einer jetzt fortgewehten Ueberschüttung Recht, so wäre dies auch noch kein Grund, dieses ehrwürdige Denkmal, jetzt das einzige noch existirende von den früher dort befindlich gewesenen dreien, der Zerstörung Preis zu geben, sondern gerade der Umstand, dass es in seiner jetzigen Gestalt, die meiner Ansicht nach der ursprünglichen ziemlich nahe kommt, die Construction klar und leicht erkennbar zeigt, sollte dazu beitragen, dass die nöthigen Schritte gegen weitere Zerstörung eingeleitet würden, und zwar möglichst bald, denn die dicht dabei liegenden frisch gesprengten Steine zeigen, dass man diese, bequeme, weil dicht am Dorfe und am Fahrwege gelegene, Fundstelle von Steinen sehr eifrig ausbeutet. Das Hünengrab liegt, wie mir der Mühlenmeister Kaue mittheilte, auf Gemeindeboden, kann also leicht durch behördliche Verordnung geschützt werden.

Das Hünengrab (Nr 13 bei Danneil) am Wege nach Schinne scheint ebenfalls abgetragen zu sein, da man in Steinfeld nichts davon wusste.

Durch Hrn. Kaue erfuhren wir, dass in der Nähe, südlich der Mühle, zwischen dieser und der Chaussee nach Kläden, in der Sandgrube häufig Urnen gefunden sind, nach der Beschreibung vom Typus derer der Völkerwanderungszeit. Beim Absuchen der Oberfläche und des Abstichs fand ich Scherben eines dickwandigen, aussen rauhen Gefässes mit welligem Rande, das indess einer älteren Epoche angehört. Von Steinfeld fuhren wir nach Kläden, da wir erfuhren, dass dort noch mehrere Steindenkmäler vorhanden sind. Danneil führt a. a. O. folgende auf:

„Nr. 7 bei Kläden. Am Wege von Beesewege nach Kläden, nicht weit von der Grenze beider Dörfer, liegt rechts am Wege eine vollständig erhaltene Grabkammer, etwa 21 Fuss lang, 6 Fuss breit, mit einem Deckstein.

„Nr. 8 bei Kläden. Dem vorigen gegenüber, blos durch den Weg getrennt, ein grösseres von etwa 42 Fuss Länge und 11 Fuss Breite. Es ist der Erhaltung nicht mehr werth, da in der neuesten Zeit bereits mehrere Ringsteine und Grenzsteine der Todtenkammer gesprengt sind.

„Nr. 9 bei Kläden. Beim Dorfe, ganz nahe beim Eiskeller des Gutsherrn auf einer ziemlichen Anhöhe unter den Maulbeerbäumen liegt ein noch fast vollständiges Hünengrab von 38 Fuss Länge und 21 Fuss Breite; Grabkammer noch vollständig; nur der Deckstein fehlt.

„Nr. 10 bei Kläden. Nahe dabei auf derselben Anhöhe, am Abhange derselben stehet ein Theil eines sehr grossen Bettes von 120 Fuss Länge und 40 Fuss Breite, es ist aber schon zur Hälfte ins Thal hinuntergestürzt.“ —

Von Nr 7 und 8 scheinen nach Aussage der Leute noch grössere Reste, vielleicht auch einiges Vollständige vorhanden zu sein; wir konnten sie, der vorgerückten Zeit wegen, nicht besuchen. Nr. 9 und 10 sind nur noch durch einige aufrecht am Abgrunde der Sandgrube stehende Steine vertreten, die übrigen sind theils in die Tiefe gestürzt, theils bereits fortgefahren. Ausserdem sind, von einem anderen Hünengrab, welches westlich vom Dorfe lag, die Steine zu Pflastersteinen verkauft worden Ein Hünenbett, welches Danneil nicht kennt, zeigte uns der Sekretär des Grafen von Bassewitz, Hr. J Toups in Kläden. Es liegt westlich vom Wege nach Grünwulsch (Grünenwulsch), nahe dem Walde. Dichtes Buschwerk, über das einige Baumkronen hervorragen, bedeckt das Hünengrab, so dass es von ferne den Eindruck eines bewaldeten Hügels macht Nur schwierig gelangt man durch Buschwerk, Gestrüppe und Brombeerranken an das Grab, auf dessen Ostseite eine etwa 2 *m* hohe, gegen 1 *m* breite Sandsteintafel angebracht ist, mit folgender Inschrift:

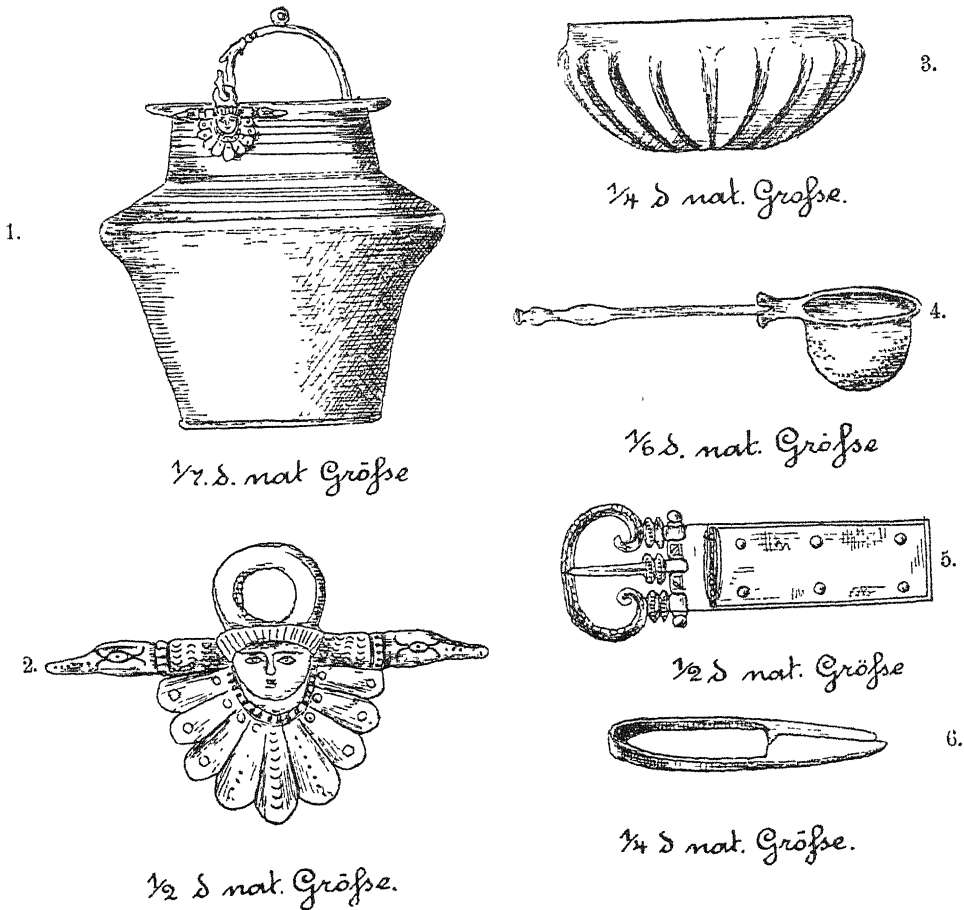
Hünengrab
ein Denkmal längst vergangener Zeit,
möge auch ferner vor Zerstörung
bewahret bleiben,
bestehet aus 23 Steinen
gehöret
[so wie die Hünengräber (. . . . . .) Bültz]
dem Besitzer von Claden und Darnewitz
weiland
Herrn C. L W. A. Theodosius
von Lewetzow
gestorben 29. Januar 1861
Psalm 67. 2 und 3
(folgt Text).

Wie diese Inschrift beweist, existirt auch bei Bültz ein Hünengrab; ferner ist vor Bültz noch ein anderer Name genannt gewesen, der aber jetzt ausgeschliffen ist, wonach das genannt gewesene Hünengrab zerstört sein dürfte.

In der Nähe dieses Hünengrabes liegen, über die Felder zerstreut, noch mehrere, ihrem äusseren Aussehen nach, sehr ähnliche Büsche, deren nähere Besichtigung die vorgerückte Zeit verbot, die aber vermuthlich auch Hünengräber oder Reste von solchen sein dürften.

Eduard Krause, Kgl. Conservator.

X. Der Grabfund von Bietkow, Kreis Prenzlau, Prov. Brandenburg.

Von der prähistorischen Abtheilung wurde vor einiger Zeit ein grösserer zusammenhängender Grabfund der römischen Zeit, welcher von Bietkow, Kr. Prenzlau stammte, angekauft[1]) Zu demselben gehören folgende Stücke. ein grosser Bronzeeimer mit Henkel (Fig 1), dessen Henkelöhsen einen etwas roh gearbeiteten Menschenkopf, und zu beiden Seiten desselben je einen Schlangenkopf zeigen (Fig. 2); eine Kasserolle, mit hineinpassendem Sieb (Fig. 4), beide mit sehr langem Griff; eine vollkommen erhaltene, sehr schöne, bläulich-grüne Glasschale mit stark erhabenen verticalen Leisten (Fig. 3), eine Scheere (Fig 6) und eine Schnalle von Bronze (Fig. 5), sowie endlich eine Nadel von Knochen.

Da über die Fundumstände beim Ankauf wenig zu erfahren war und an der betreffenden Localität eventuell noch mehr zu finden sein konnte, wurde ich von der General-Verwaltung beauftragt, in die Gegend zu reisen, um diese und mehrere andere Fundstellen, von denen wir gehört hatten, genauer in Augenschein zu nehmen und eventuell weitere Ausgrabungen vorzunehmen. In Bietkow angelangt,

1) Herr Direktor Voss hat den Fund bereits in der Gesellschaft vorgezeigt. Vergl. Z f. Ethn. Bd. 21. Verhandl. 1889. S. 457.

Ueberreste von Germanen, sondern von Römern vor uns haben, sei es von Gesandten oder vornehmen Gefangenen oder besonders von herumziehenden Kaufleuten. Diodor erzählt ausdrücklich, dass der ganze Bernsteinhandel zu Lande betrieben wurde, dass die römischen Kaufleute mit ihren Waaren bis in die entlegensten Urwälder Deutschlands vordrangen, wissen wir aus manchen Stellen der alten Autoren

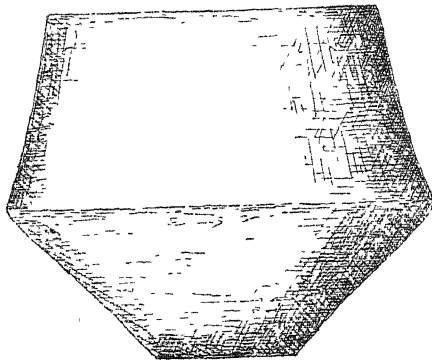
In Rom und Italien finden wir während dieser Zeit beide Bestattungsarten gleichzeitig; die wenigen Genossen, die vielleicht den Verstorbenen in das fremde Land begleitet hatten, vielleicht auch nicht immer gut mit den Barbar enstanden, konnten einen rituellen Leichenbrand, der doch immer gewiss viel Zeit und Mühe verlangte. nicht bewerkstelligen und mussten sich so mit der einfachen Bestattung des Gestorbenen begnügen. M. Weigel.

XI. Das Gräberfeld von Grünz, Kreis Randow, Prov. Pommern.

Das Gräberfeld liegt etwa $1^1/_2$ *km* östlich vom Dorf, auf einem etwas erhöhten Terrain, unter einer Kiefernschonung, welche den Namen „der Tanger" führt Die einzelnen Gräber waren von grossen, aber ganz roh aufgethürmten, z Th. aus mächtigen Blöcken bestehenden Steinpackungen umgeben, so dass das Graben, das ausserdem noch durch zahlreiche Baumwurzeln erschwert wurde, nur langsam von Statten ging. Es gelang mir aber doch, nachdem wir uns an drei Steinpackungen, die nichts als Knochen vom Leichenbrande oder überhaupt gar nichts enthielten, vergeblich abgemüht hatten, noch zwei gut erhaltene Gräber anzutreffen und auszugraben.

Das erste enthielt eine grosse doppelkonische Urne aus grauem Thon (Fig 1), die an der unteren Seite mit schmalen, unregelmässig eingefurchten Linien versehen ist. Höhe 21,5 *cm*, oberer Durchmesser 26,5, grösster 38,7, unterer und kleinster 11,8 *cm*. Dicht daneben, Wand an Wand, stand ein kleines, zweihenkliges Beigefäss aus graubraunem Thon (Fig. 2), ziemlich gut erhalten und 7 *cm* hoch, nur mit Erde gefüllt. In der Urne fand ich nur die vom Leichenbrand übrig gebliebenen Knochen, von irgend welchen Beigaben jedoch keine Spur.

$^2/_{21}$ der natürlichen Grösse.

Genau 5 Schritte in ungefähr nördlicher Richtung fand ich in einem zweiten Grabe wiederum eine ähnliche Urne (Fig. 3), die unverziert, aber mit einem mit leichten Kreuz- und Querstrichen versehenen Deckel bedeckt war. Die doppelkonische Form ist bei dieser zweiten Urne noch schärfer ausgeprägt. Auch sie enthielt nur Knochen und keine Beigaben. Höhe 29,5 *cm*, oberer Durchmesser 33, grösster Umfang 127 *cm*.

4

$^{2}/_{21}$ der naturlichen Grosse

Ein noch grösseres, ebenfalls doppelkonisches Gefäss fand Herr Gutsbesitzer Walk aus Grünz später, als er, nachdem er durch meine Ausgrabung Interesse fur die Sache gewonnen hatte, auf eigene Hand eine Ausgrabung vornahm. Diese Urne ist 49,2 *cm* hoch, ihr oberer Durchmesser beträgt 47, der Umfang 192 *cm*. Der Inhalt bestand aus verbrannten Knochen- und Kohlenresten und einem kleinen, ziemlich defekten Beigefäss von wiederum derselben Form Hr. Walk uberliess beide Gefasse als Geschenk unserer Abtheilung

Nach den von Hrn Walk und mir gemachten Funden dürfte eine chronologische Bestimmung dieses Graberfeldes ziemlich schwierig sein; doppelkonische Urnen kommen in fast allen Jahrhunderten der vorromischen Metallzeit vor, wir finden sie in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, in Frankreich und Italien (besonders in Villanova) Aber nach den bereits seit längeren Jahren in unserer Abtheilung befindlichen Metallsachen aus diesem selben Gräberfeld, den gegossenen Halsringen von Bronze mit imitirter, nur durch flache Rillen angedeuteter Torsion, den Nadeln mit kleiner Ausbiegung unter dem Kopfe, Fibeln und Gurtelhaken von Eisen ist die Zeit des Gräberfeldes sicher in die letzten Jahrhunderte vor Chr. zu setzen.

Das Graberfeld durfte gewiss noch ziemlich ausgedehnt sein und noch Manches enthalten, da aber meine ganze Reise nur auf 4 Tage beschrankt war, und ich noch zwei andere Localitäten besuchen musste, durfte ich nicht zu viel Zeit opfern. Ausserdem glaube ich allerdings, dass auf diesem Felde durch Ausroden von Baumen und Steinen wohl schon sehr viel im Laufe der Jahre zerstort worden ist.

M. Weigel.

Verschiedene Alterthumssammlungen in der Provinz Hessen-Nassau.

Nach einem Berichte des inzwischen verstorbenen Direktors Dr. Pinder vom 24. März 1890.

1. Die Sammlung des Gymnasiums zu Hersfeld, eine kleine Gelegenheitssammlung, die nicht planmässig fortgeführt wird, von nur 29 Stuck im Ganzen.

Von 3 römischen Gefassen (einem Henkelkrug von Thon, 21 *cm* hoch, einem gewöhnlichen Thonkrug, 4 *cm* hoch, und einem zerbrochenen Glasfläschchen, 7,5 *cm* hoch) ist der Fundort unbekannt, desgleichen von einer römischen Thonlampe ohne Fussstempel von 6,8 *cm* Höhe. Drei eiserne Pfeilspitzen sind mittelalterlich und gleichfalls deren Fundort noch unbekannt An römischen Munzen besitzt das Gymnasium nur 22 Stuck Kupfermünzen, davon eine dem Julianus angehörig, aus Cöln, 18 des Victorinus, Titus, Gallienus, Claudius Gothicus aus Düren, eine des Carinus aus Castillen, eine des Diocletian aus Gmünden, eine des Tetricus aus Kirchberg am Hundsrück stammen.

Die 18 aus Düren sollen einem älteren grösseren Funde entstammen.

2. Die Stadt Fulda hat drei Sammlungen. die städtische, die des Vereins für Naturkunde und die der Bibliothek.

Die städtische Sammlung, welche neben häufigen Extrabewilligungen einen Etat von 300 Mark Vermehrungsfonds hat und sich in der ehemaligen Kaserne befindet, enthält neben Gemälden und kirchlichen Alterthümern aller Art, zu grossem Theil aus der Verlassenschaft des verstorbenen Domvicar Hahné, nur wenig Vor- und Frühgeschichtliches. Doch möchten einige Thongefässe, obwohl sie der gothischen Zeit angehören, doch wegen der Art ihrer schwachen Glasur gegenüber den völlig unglasirten vorgeschichtlichen Gefässen und den späteren, stark glasirten, auch für Erforschung der frühgeschichtlichen Zeiten um des Vergleiches willen von Interesse sein. Ich habe dieselbe schwache Glasur an Thongefässen mit Bracteatenfunden beobachtet, ebenso an den Funden in den Resten einer Burg bei Frankenau, welche dem 12. oder 13. Jahrhundert angehören.

Die Thongefässe der Sammlung in Fulda wurden gefunden bei Abbruch eines alten Hauses in der Judengasse im Jahr 1887, 3 *m* tief unter dem Boden Fünf von ihnen sind in der Form den vor- und frühgeschichtlichen Töpfen und Urnen ähnlich; das sechste ist ein höchst interessanter gothischer Thonbecher mit reicher freigearbeiteter herumlaufender Bogengallerie um den Kelchtheil, der an sich Bedeutung genug hat, um hervorgehoben zu werden.

Von den vorgeschichtlichen Gegenständen ist leider der Fundort nicht bekannt, sie entstammen aber sicher der Fuldaer Gegend und muthmaasslich, wenigstens zum Theil, Gruben am Schiebberg, welche seiner Zeit Hahné selbst mir als Fundort einer damals von mir gekauften Bronzenadel angab. Auffallend schön ist ein Gefäss von dunklem Thon, 75 *cm* hoch; zwei andere Gefässe haben 9,5 und 9 *cm* Höhe. Dagegen ist ein 4 *cm* hohes, als vorgeschichtlich angegebenes Henkeltöpfchen von glasirtem Thon mittelalterlich, ebenso drei eiserne Pfeilspitzen, welche der 1275 zerstörten Ebersburg angehören Die eleganten bunten Thonperlen aus Wölkringen bei Boxberg sind nicht vorhistorisch, sondern gehören dem 9. oder 10. Jahrhundert an. —

Die Sammlung des Vereins für Naturkunde, die ohne bestimmten Anschaffungsetat von dem Vereinsvorstand (Apotheker Dannenberg) verwaltet wird, hat nur geringen, jedenfalls aber ziemlich alten Besitz an vorgeschichtlichen Alterthümern. Eine bronzene Rocknadel von 13 *cm* Länge, eine bronzene Klinge von 19 *cm* Länge, zwei Spiralarmbänder von 8 und 6 *cm* Weite, die Scherben einer flachen Schale von etwa 40 *cm* Weite (im Bauch) entsprechen den beispielsweise in Schneider's Buchonia 1821 publicirten Formen und stammen wohl auch aus Schneider'schen Funden, vielleicht aus Oberrode, her.

Nicht bekannt ist der Fundort eines Feuersteinkeils von etwa 8 *cm* Länge. Dagegen ist überliefert der nicht hessische Fundort Ostrowo bei Samter für ein Henkelschälchen von Thon von 8 *cm* Weite.

Die Sammlung befindet sich jetzt auch in der ehemaligen Kaserne. —

In der dritten Sammlung, der im Bibliotheklocal der ständischen Bibliothek, befanden sich von nicht hessischen Alterthümern eine Urne aus Krohla bei Winzig in Niederschlesien, mit charakteristischer Verzierung, und eine zu ihr gehörige kleine unverzierte. Von hessischen Fundstücken ein 4 *cm* hohes kleines Thongefässchen, nach der Angabe aus einem Hügelgrab im Habichtswald, geschenkt von Hrn. v. Bardeleben, sodann eine Sammlung fuldischer Alterthümer aus Bronze, auf Tafeln aufgezogen. Dieselben waren seiner Zeit auf Veranlassung der anthropologischen Gesellschaft in Berlin dorthin gesandt, und haben insbesondere auch Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich vorgelegen. Tafel I enthält 7 Knopfnadeln

bis zu 24 *cm* Länge, Tafel II 6 offene Armbänder, Tafel III desgleichen, Tafel IV 4 Armbänder und ein lädirtes Brustzierstück, Tafel V eine 9 *cm* lange Radnadel mit breitem oberem Zierstück, 3 gewöhnliche Radnadeln und Radnadelknöpfe und einen Spiralnadelknopf, Tafel VI eine der sogenannten brillenförmigen Gewandklammern, und eine 20 *cm* lange Spiralknopfnadel, Tafel VII eine 12 *cm* lange bronzene Klinge, und einen 16 *cm* langen einfachen Celt, eine 27 *cm* lange eiserne Lanzenspitze und eine 12 *cm* lange eiserne Hohlspitze, ein 15 *cm* langes eisernes Beil. Ausserdem befinden sich auf der Bibliothek verschiedene Thongeschirre: ein 4 *cm* hohes gestricheltes Henkeltöpfchen, ein 4 *cm* hohes Henkelbecherchen, beide von dunklem Thon, eine offene Schale, 5 *cm* hoch, von steifer Form, aus rothem Thon, schliesslich noch einige eiserne Pfeilspitzen und einige römische Lämpchen und Väschen ohne Angabe des Fundortes

Die Sammlung wird nicht vermehrt. —

3. Die fortgesetzte Reise führte sodann nach Hanau zur Besichtigung der Sammlungen des dortigen Bezirksvereins des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Dass diese vortrefflich verwaltet wird und dass keine Ursache zu der Besorgniss vorliegt, dass wichtige Sachen unerkannt dort liegen könnten, durfte wohl bekannt sein Mit ihr sind auch die Besitzthümer der Wetterauischen Gesellschaft in dem jetzt von der Stadt gewählten Local vereinigt. Obwohl also einer der Hauptgründe fortfällt, um derentwillen die Besichtigung gewünscht wurde, so habe ich doch für die Zwecke der Sammlung aller Erfahrungen an einem Orte (Cassel) ein vollständiges Verzeichniss im Beisein des Vorstandes, Hrn. Dr. Suchies aufgenommen, und Zeichnungen jeder vorkommenden Form mit genauen Maass- und Fundnachrichts-Angaben gemacht, und theile daraus eine Uebersicht und allgemein Interessantes mit

Die Fundortsangaben fehlen hier fast nirgends, auch die übrigen Fundumstände sind fast immer in lehrreicher Weise beigegeben. Nur bei den Geschenken des Fürsten von Isenburg-Birstein (wohl aus angestammtem Besitz) fehlt der genaue Fundort. Die Gegend ist die von Langen Es finden sich darunter von germanischen vorgeschichtlichen Alterthümern Bronzenadeln jeder Form, insbesondere solche mit dem Radkopf, auch interessante Schmuckstücke, wie das bekannte runde Zierstück mit aus der Mitte aufsteigender Spitze, und ein kleines Gehängstück, Armbänder, die augenscheinlich paarweis zusammengehören, darunter 10 sehr schwere mit 12 *cm* Spannweite und 2 Hohlringe gleicher Grösse mit Strichverzierungen. Dem Besitze der Wetterauischen Gesellschaft entstammen grosse Urnen von 49 *cm* Höhe und nahe bei 50 *cm* Breite am oberen Rande, welche 1840 auf dem Exercierplatz Poppenwald gefunden wurden.

Während über grössere Funde eigene Publicationen des Bezirksvereins genaue Auskunft geben, finden sich Nachrichten über andere in den periodischen Blättern seit 1846 und in den Mittheilungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Von ganz besonderem Interesse sind die zahlreichen Gefässe aus dem Urnenfeld „Feldchen" an der krummen Kinzig Sehr werthvoll, wenn auch nicht der Hanauer Gegend angehörig, sind die aus Geschenken des Hrn. Dr Gross in Neuveville herrührenden Pfahlbaufunde aus dem Bieler See in der Schweiz, worunter 8 Steingeräthe, bei welchen die Griffe noch erhalten und noch im Verband mit den Schneidetheilen sind. Die Funde römischer Alterthümer zu besprechen, liegt nicht in dem Zwecke dieses Berichtes.

4. Der nächste Besuch galt dem Verein für hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden, welcher 1872 gegründet wurde. Die Sammlung besteht aus einem zufällig zusammengekommenen Besitz der ver-

schiedensten Denkwürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, unter welchen das Vorgeschichtliche und das Frühgeschichtliche nur einen kleinen Theil einnehmen. Die Fundorte sind angegeben. Für eine geringe Zahl von Thongefässen ist er hannoverisch, sie entstammen dem Urnenfeld bei Celle, darunter eine schön gemusterte, 24 *cm* hohe; dem Forst bei Cassel entstammt ein 15 *cm* langer Celt mit Rinne, dem Götzenberg bei Holleben ein Steinkeil, den ich für Naturspiel halte, Schlacken von Eisen und eine 31 *cm* lange Axt.

Ein Geschenk des Hrn. Orgelbauer Peter ist eine hübsche, 24 *cm* hohe Urne von schwärzlichem Thon, mit Knochen darin, deren Obertheil mit 24 eingeritzten Doppelreifen verziert ist. Bruchstücke und Thonscherben rühren von Funden bei dem Bau der Fuldabahn bei Salzungen her und sind 1888 in einem Vereinsbericht besprochen. Kleine Feuersteinsplitter aus einem Funde bei Heldburg konnten auf eine frühere Steinwerkzeug-Fabrikationsstätte hindeuten. Ueber das interessante Local in dem Schloss ist hier nicht der Ort zu reden.

5. Der nächste Besuch galt Rinteln. Hier kommen zwei Sammelstellen in Betracht, welche beide allerdings nur sehr wenig enthalten. Die eine, die des schaumburgischen Zweigvereins des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde befindet sich in einem Raume des ehemaligen Universitätsgebäudes. Sie enthält von vorgeschichtlichen Alterthümern nur Folgendes: Ein schönes durchbohrtes Steinbeil, gefunden beim Ackern auf dem Rittergut Welsede. Eine dickwandige, schwach gebrannte Urne mit nur mit dem Finger eingedrückter Randverzierung, in welcher noch Erde und Knochen sind, sie stammt nach Angabe des Finders, Hrn. Dönch in Wlotho, aus einem zerstörten Hünengrabe am Haffenberg in dortiger Gegend. Reste einer anderen, ebenfalls sehr dickwandigen Urne sollen aus Rodenberg stammen; sie haben keine Verzierung. Ein nicht numerirter Steinkeil von dunklem Stein stammt aus dem Weserbett und ist vom Baurath Kullmann geschenkt, vielleicht aber verdankt er seine Form nicht menschlicher Arbeit. —

Das Gymnasium (im neuen Gebäude) besitzt nur einen Steinkeil, durchbohrt, von hellem gefleckten Stein, von 13 *cm* Länge, 6 *cm* Breite, 6 *cm* Höhe, welcher beim Umpflügen einer Wiese bei Grosshegersdorf bei Rodenburg gefunden wurde. Ein hellbräunlicher Feuersteinkeil von 10 *cm* Länge und 6 *cm* Breite an der Schneide ist einem Bauern abgekauft, der ihn beim Pflügen am Fuss des Sunkel bei Welsede gefunden hatte.

6. Nachdem ich den mir von Königlicher Regierung zunächst mit Angabe der Orte zugetheilten Auftrag solchergestalt erledigt hatte, glaubte ich vor Ablassung des Berichts auch die Privatsammlungen Cassels einem Besuch unterwerfen zu sollen.

Die bedeutendste ist die des Hrn. Dr. Glassner, Besitzers der Hirschapotheke. Ich habe sie vollständig durchcatalogisirt, kleine Zeichnungen der Formen gemacht und die Maasse genommen. Ich zählte 90 Stück. Allein an Steinkeilen sind 65 vorhanden, worunter 13 durchbohrte Stücke, — ein angebohrtes, — von allen Formen, von der einfachsten an bis zu den eleganten. Der Fundort ist bei allen angegeben, ebenso Fundzeit. Sie sind alle hessisch. Unter diesen Steinen stammt keiner, was auch der Regel entspricht, einem Hügelgrabe. Alle sind Zufallsfunde. Der Fundort der undurchbohrten ist in den meisten Fällen Geismar bei Wanfried, woher aber auch ein durchbohrter stammt. Die übrigen Fundorte sind: Altenbrunslar, Grebenstein, Eschwege, Grandenborn, Wipperode, Schloss Waldeck. Neun bronzene Celte zeigen die verschiedensten Formen. Der merkwürdigste ist ein an ungarische Form erinnernder Hohlcelt vom Petersberg bei Fulda, 12 *cm* lang. Ein Bruchstück

einer bronzenen Schwertklinge stammt aus Wernswig, wo auch ein grosses Schwert gefunden sein soll [1]). Interessant ist der Inhalt an Bronzefunden einer bei Besse gefundenen, aber vollig zerstorten Urne, bestehend in einem 9 *cm* langen Messer, Pincette, Brustzierstuck und Schnalle. Von einigen Metallstucken ist der Fundort unbekannt. Von schönen wohlerhaltenen Urnen sind vorhanden. eine aus Wilhelmshausen, 17 *cm* hoch, mit Knochenresten, eine andere gleichen Fundorts, auch mit Knochenresten und dazu Resten von Bronze, Paste und geschmolzenem Glas, 12 *cm* hoch, und ein Gefass von bauchiger Form mit cylindrischem Halse, 23 *cm* Durchmesser im oberen Rande und 17,5 *cm* hoch Dagegen gehort eine offene Schale, 14 *cm* Durchmesser, 7 *cm* hoch, dem Fundort Oberdorf bei Besse an; sie soll nach Aussage des dortigen Lehrers Freitag eine von den zwolfen gewesen sein, welche eine grosse Urne umgaben. — eine auf hessischen Urnenfeldern ubrigens nicht ungewohnliche Anordnung. Ich bin in Folge dessen mit dem Lehrer Freitag in Verbindung getreten, und werde mit ihm den Sommer die Gegend, welche zu Fuss von Cassel aus zu erreichen ist, durchsuchen.

Der letzte Besuch galt der Privatsammlung des Herrn Baron von Hovel. welcher namentlich Waffen, Glaser, Krüge, aber auch gelegentlich Munzen und vorgeschichtliche Alterthümer kauft. Ich habe seine vorgeschichtlichen Stucke sammtlich verzeichnet und Angaben uber Material, Maasse und Form aufgenommen. Er wird besonders von einem Antiquitatenhandler bedient Ob unter solchen Umstanden die Fundortsangaben immer sicher sind, muss leider dahingestellt bleiben. Für eine grosse Anzahl Feuersteinwaffen ist Brotterode angegeben. Es sind darunter ein Dolch, eine Lanzenspitze, zwei Speerspitzen, eine Pfeilspitze, deren deutscher Fundort nicht uber allen Zweifel erhaben scheint. Andere Waffen von anderem Stein nennen den Fundort Hunfeld, und liegt ein besonderer Grund zu Zweifeln nicht vor. Bei 2 Netzbeschwerern und 12 Steinkeilen ist der Fundort uberhaupt nicht angegeben. Genauer und offenbar meist zuverlassig sind die Angaben uber den Fundort bei den durchbohrten Steinwaffen. Sie entstammen der Gegend von Fritzlar, von Fulda und von Wallershausen. Es sind 8 an der Zahl. Der schonste darunter, ein 11 *cm* langer, fein bearbeiteter Stein von facettirter Fo[illegible], ist allerdings ein Ankauf. Unbekannt ist leider der Fundort eines 16 *cm* langen b[illegible]'euen Schaftlappencelts mit Oehr und einer 28 *cm* langen bronzenen Lanzenspitz[illegible]nso einer 13,5 *cm* hohen Urne von Thon. Ein Urnenfragment rührt von de[illegible]annten Urnenfeld Lombach her.

Hügelgräber in der Nähe von Darmstadt.

In der vergangenen Woche liessen einige Freunde der Alterthumskunde zu Langen bei Darmstadt unter Leitung des Rentners Friedr Kofler aus Darmstadt im nahen Walde, District Koberstadt, zwei Grabhugel aufdecken.

Hugel I, Umfang 72 *m*, Hohe 1,62 *m*, enthielt genau in der Mitte und 52 *cm* über der Sohle des Hugels ein stark verwestes Skelet von 1,76 *m* Länge, Kopf links nach unten auf die Seite gedrückt. Am Hinterhaupt lagen zwei zierliche Schlangenfibeln aus Bronze, die wohl zum Festhalten eines Tuches oder Schleiers gedient hatten, und über den gut erhaltenen Schlusselbeinen lag ein glatter, massiver Halsring aus Bronze. 20 *cm* uber dem Skelet fanden sich Spuren eines grossen rundlichen Knochens, muthmaasslich eines Thierschädels, und Reste von 4 zer-

1) Vielleicht das bekannte Stück der Sammlung Milani. Voss.

schlagenen Thongefässen, deren Masse reichlich mit feinen Quarzkörnern durchsetzt war. Unter dem Grabe auf der Sohle des Hugels lagen, den Weltgegenden entsprechend, 4 feine, mit der Hand geformte Thongefässe 3 *m* sudlich von diesem Grabe lag auf gleicher Höhe ein zweites Skelet von 1,65 *m* Länge, ohne Beigaben. Die Farbung der Erdmasse liess erkennen, dass der Hugel zum grossten Theile aus Rasenstücken aufgebaut worden war.

Hugel II, Umfang 55 *m*, Hohe 1,55 *m*, enthielt ebenfalls zwei Gräber, welche genau in der Mitte des Hügels, 33 *cm* und 65 *cm* unter der Oberfläche desselben, lagen. Das obere enthielt ein Skelet mit einem um den Hals liegenden massiven Bronzering. Das untere, ein Doppelgrab, zwei Skelette von 1,79 und 1,53 *m* Lange, dicht neben und die oberen Halften sogar theilweise auf einander gelegen; der rechte Arm des unteren, grösseren, war um die Hüfte des kleineren geschlungen. Beide trugen feine spiralformige Halsringe aus Bronze, das grossere deren sogar zwei. An den beiden Armen des grosseren Skelets lagen 7 massive Ringe aus Bronze, 4 davon am rechten, 3 am linken Unterarme An dem linken Bein desselben fand sich ein massiver glatter Bronzering und in der Hüftgegend ein mit feinen Bronzefäden verzierter, ganz verwester Gegenstand, in dem man wohl die Reste des Gurtels vermuthen darf. Der ganze Hugel bestand aus hellgelbem Sand. Gefasse kamen darin nicht vor.

Die Schlangenfibeln zeigen das Alter der Gräber als mindestens der frühen Hallstätter Periode entsprechend an.

Fr. Kofler.

Römische Ueberreste und ein fränkisches Gräberfeld vor Mainz.

Im Laufe des Monats October wurden auf dem Gebiet der unteren Mainzer Neustadt, einige hundert Schritte vom Rheinufer entfernt. beim Canalbau romische Mauern aufgedeckt und zum Theil durchbrochen und zerstort.

Die daraufhin unternommenen systematischen Nachgrabungen ergaben Mauerreste zweier römischer Gebäude, von denen das eine über den Grundmauern des älteren, mit theilweiser Benutzung derselben, aufgeführt war. Es fanden sich, obgleich arg verwustet, zwei Anlagen von Heizraumen und zahlreiche Bruchstucke von Heizkacheln.

Zwischen dem Mauerwerk des unteren Gebaudes zeigten sich Theile eines Bodens aus Mörtel mit kleinen Ziegelstuckchen und Steinchen untermischt, zwischen den hoher gelegenen Mauern auch Stucke eines einfachen weiss und schwarzen Mosaikfussbodens. Bruchstücke von bemaltem Wandverputz waren häufig in dem Schutt zerstreut.

Mehrere grosse und kleinere Amphoren, zum Theil wohl erhalten, sowie zahlreiche Scherben samischer Gefässe und Bruchstücke von verzierten Gläsern bildeten, neben einer Anzahl grosser eiserner Nagel, die eigentliche Ausbeute an Fundstücken.

Eine grosse, rautenförmige, an einem Winkel durchlochte Schieferplatte lässt die Art der Bedachung des Hauses erkennen. Die ziemlich zahlreich aufgefundenen Ziegel sind sämmtlich ohne Stempel.

Im direkten Anschluss an die Grundmauern dieser Gebaude und zum Theil noch zwischen anderem vereinzeltem Mauerwerk fand man bei weiterer Untersuchung fränkische Graber, von denen jedes mit Steinen und romischen Ziegeln um-

stellt war. Die Beigaben sind sehr spärlich. Zwei Männergräber enthielten eine Spatha und einen Sax, nebst Resten von kleinen Bronze- und Eisenbeschlägen; ein Kindergab barg nur ein kleines Thongefäss. Mehrere andere dieser, mit Steinen umfriedigten Gräber (es wurden im Ganzen 9 aufgedeckt) waren ganz ohne Beigaben. Auch ein regelrechtes Plattengrab enthielt nur zwei Skelette ohne jede Beigabe. Dasselbe war 1,90 *m* lang, durch flache, 60 *cm* hohe Steinplatten hergestellt und mit zwei 10 *cm* dicken, ganz roh behauenen Platten bedeckt. Die beiden Leichen waren so bestattet, dass die Füsse des einen beim Schädel des zweiten lagen. Die Richtung der Gräber war nicht durchgehend von West nach Ost, es fanden sich starke Abweichungen.

Es gelang 4 Schädel aus diesen Gräbern zu bergen, freilich sind dieselben mehr oder weniger unvollständig.

Einige ganz frei in der Erde liegende Skelette, die zwischen den genannten Gräbern aufgedeckt wurden, scheinen der neueren Zeit anzugehören (Vielleicht Soldatengräber aus dem Anfang des Jahrhunderts)

In nächster Nachbarschaft der fränkischen Begräbnissstelle, wahrscheinlich im Zusammenhang mit derselben, wurden vor einiger Zeit beim Fundamentgraben eines Hauses römische Steinsärge aufgefunden. L. Lindenschmit.

Römisches Kastell in Weissenburg.

Weissenburg, 30. October Die unter Leitung des Hrn. Apothekers W. Kohl, Vorstand des hiesigen Alterthumsvereins, fortgesetzten Ausgrabungsarbeiten haben weitere erfreuliche Resultate zu Tage gefördert. Im Laufe des gestrigen Tages wurden die Grundmauern des östlichen Doppelthores der Porta principalis dextra mit Zwischenthürmen aufgefunden und blossgelegt. In dem einen der Thürme wurde ein menschliches Skelet aufgefunden. Etwa 220 Schritte westlich von diesem Thore liegen die Grundmauern des vorher gefundenen westlichen Thores, der Porta principalis sinistra. Nachdem nun auch das sudwestliche Eck des Kastells mit Thurm aufgefunden wurde, ist anzunehmen, dass die innerhalb des Kastells liegende Fläche mindestens acht Tagewerk beträgt. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass wir es hier mit dem auf der Peutingerschen Tafel verzeichneten römischen Standlager Biriuanis zu thun haben. Hervorragende Kenner auf diesem Gebiete, wie die Herren General Popp und Arnold in München, bestätigen diese Annahme vollkommen. Das Kastell, wenige Schritte vom hiesigen Bahnhofe entfernt, scheint von ähnlicher Anlage, Ausdehnung und Bedeutung zu sein, wie das vor 2 Jahren bei Pfünz ausgegrabene römische Kastell Vetonianis.

(Aus den Münchener Neuesten Nachrichten Nr. 504. 3. November.)

Römische Alterthümer in Salzburg.

Salzburg, 21. October. In der Nähe der erzbischöflichen Residenz in Salzburg wurde dieser Tage, wie die „Salzb. Ztg.“ berichtet, in der Tiefe von nahezu 2 *m* ein altrömischer, aus grösseren grauen Sandsteinstückchen bestehender Mosaikboden blossgelegt; in weiterer Folge trat eine Heizvorrichtung zu Tage, bei welcher noch die einzelnen Hohlziegel, wie selbe zur Fortleitung der erwärmten Luft dienten, an einander gereiht zu sehen sind, sowie der vom Rauche gebräunte Mauerbewurf. Ueber dem rohen Mosaik, etwas höher, nur etwa 1 *m* unter dem Platzniveau, zeigte sich ein mit schöner Zeichnung versehener dreifarbiger Mosaikboden, dessen Ausdehnung in den nächsten Tagen nach Entfernung des Schuttmaterials verfolgt wird. Ueberdies wurden noch einige Mörtelstücke mit römischer Wandmalerei, ein Kinnbackenstück einer älteren Frau, das rechte Horn eines kurzhornigen Rindes und, neben anderen menschlichen und thierischen Knochen, auch einige Scherben römischer Thongefässe ausgegraben.

Abgeschlossen am 28. November 1890.

Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde.

Mit Unterstützung des Königlich Preuss. Ministeriums
der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

herausgegeben von der

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

unter Redaction von

R. Virchow und **A. Voss.**

Erster Jahrgang 1890 | Verlag von A. ASHER & Co. in Berlin. | Heft 4.

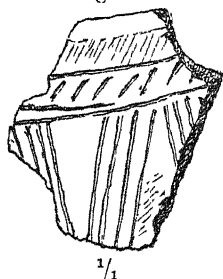
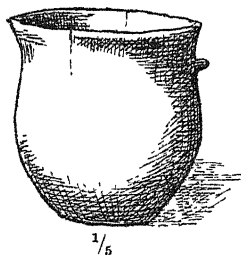
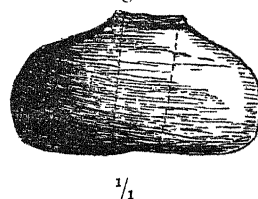
Wohnungsreste aus der Zeit der Niederlausitzer Gräberfelder im Gubener Stadtgebiete.

Als zum Zweck einer Wegebesserung auf der Flur zwischen der Lubst und der Chaussee, welche von Guben aus südwärts nach Sommerfeld führt, von dem Acker am Chausseestein 2,1, westnordwestlich von dem kleinen Dorfe Schöneich, im Laufe des Sommers Sand abgefahren wurde, stiess man 60 *cm* unter der Oberfläche mehrfach auf kreisförmige Kohlen- und Aschengruben von etwa 1 *m* Durchmesser und 50 *cm* Tiefe. Der Querschnitt zeigte einen Kessel, dessen unterer Rand meist mit zerschlagenen, faustgrossen Steinen umsetzt war. In der Asche und in dem Boden, in Höhe des oberen Randes, der Grube lagen nicht selten dicke, rothbraune Scherben, von denen mir alsbald eine Zahl zugestellt wurde.

Am 9. Juni wurden ausser einem Spinnwirtel zwei wohl erhaltene, unverzierte Töpfe geborgen, und dicht neben einer Aschengrube fand ich auch ein dunkelfarbiges, verziertes Gefässbruchstück. Da die Töpfe keine Spur von Leichenbrand enthielten, auch anderwärts in dem Felde nirgends Reste dieser Art zu Tage gekommen sind, ist die Deutung der Fundstätte auf einen Urnenfriedhof ausgeschlossen, es bleibt vielmehr nur die Annahme übrig, dass die spärlichen Ueberbleibsel einer vorgeschichtlichen Niederlassung aufgedeckt worden sind, denn für die Deutung auf ein Heiligthum oder eine Opferstätte fehlt es an jeder Anknüpfung, ja der Spinnwirtel würde wohl mit Recht gegen diese Annahme geltend zu machen sein.

Der Platz liegt, während die übrigen Wohnstättenreste im Gubener Kreise auf den ziemlich steil ansteigenden Höhenrändern zur Seite der Flussläufe festgestellt sind, auf einer seichten Bodenerhebung, welche das Westufer des alten Flussbettes der Lubst bildet und nur 1,5—2 *m* über dessen Wiesenboden aufsteigt. Innerhalb dieses letzteren zieht sich das Flüsschen jetzt in starken Windungen hin. Das Scherbenfeld ist von dem gegenwärtigen Laufe, der an dieser Stelle stark nach Westen ausbiegt, 300 Schritt entfernt, von dem Fahrwege, welcher dem alten Uferrande folgt, 275 Schritt, von der Chaussee nach Osten hin 475 Schritt. Die Aschgruben sind in Abständen von 1,5—2 *m* nebeneinander in den leichten, gelben Sandboden eingeschnitten. Hatte sich die eine gefüllt, und war sie dadurch un-

brauchbar geworden, so scheint man eine neue ausgehoben zu haben. Durch die allmählich erfolgte völlige Ausfüllung erklärt es sich wohl, dass bisweilen ein gut erhaltenes, allerdings nur kleines Gefäss in der Asche stehen blieb und vergessen wurde. Von den Wohnungen selbst ist bis jetzt kein Rest aufgedeckt worden: sie mögen aus vergänglichen Stoffen bestanden haben und scheinen nicht durch Feuer zerstört zu sein, sonst müssten sich ausgedehntere Kohlenlagen und wohl auch erhärteter Lehmbewurf in grösseren Quantitäten gefunden haben, denn bis jetzt sind nur einzelne mürbe und bröcklige, rothgebrannte Thonstücke festgestellt. Dieser Annahme entspricht es, dass von Metallgegenständen nichts vorgekommen ist. Gleichwohl lässt sich annähernd die Zeit der Anlage bestimmen. Die Zeichnung des dunkelfarbigen, innen röthlichen Gefässbruchstückes (Fig. 1) gleicht nehmlich durchaus der eines kleinen, gleichfalls glatten und grauschwarzen Töpfchens mit zwei Oehsen vom Gräberfelde bei Starzeddel N., welches auch an der Lubst, 9,5 *km* weiter stromauf, gelegen ist und dessen Einschlüsse[1]) sehr vollständig erhalten sind. Nach seinen Metallbeigaben gehört dies der späteren Zeit der Gräberfelder mit Thongefässen des Niederlausitzer Typus an, etwa dem vierten vorchristlichen Jahrhundert. Wir ersehen zugleich aus jenem verzierten Bruchstücke, dass die feinere Töpferarbeit nicht ausschliesslich als Grabeinlage angefertigt wurde,

Figur 1. 1/1 — Figur 2. 1/5 — Figur 3. 1/1

wenn auch im Wirthschaftsgebrauche überwiegend kräftigere Gefässe Verwendung fanden, — eine Annahme, welche die vorslavischen Rundwälle Norddeutschlands mit ihrem vielfach verzierten Geschirr bestätigen. Die Knochenreste, grössere und kleinere Bruchstücke, sind nicht sehr zahlreich; da sie nicht gebrannt sind, mögen viele im Boden vergangen sein. Von pflanzlicher Nahrung ist keine Spur entdeckt worden.

Die beiden henkellosen Töpfe sind 13, bezw. 9 *cm* hoch und 13, bezw. 8 *cm* weit offen; bei beiden tritt unter der zum Rande überleitenden Einbiegung ein leistenartiger Knopf heraus (Fig. 2), der bei dem kleineren Gefässe durch einen senkrechten Eindruck getheilt ist. Bruchstücke sind vorhanden von einem grossen, schweren Topf mit breit aufliegendem, seitlich heraustretendem Boden von 19 *cm* Durchmesser und 12 *mm* Stärke, über welchem der untere Theil der Seitenwand 15 *mm* dick ist. Randstücke haben vielfach Wülste mit Fingereindrücken oder Nagelkerben. Andere Scherben zeigen 1 *cm* breite Kehlstreifen; einzelne tragen seichte, breite Furchen. Von einem brüchigen Kännchen von etwa 10 *cm* Höhe liegt ein ziemlich umfänglicher Streifen vor. Auch Henkel von 2 *cm* Breite sind erhalten, ferner Tellerstücke mit verdicktem Rande und Scherben von feinen, gelb-

1) Die Einschlüsse des Starzeddeler Gräberfeldes und seine Zeitstellung habe ich in den Niederlausitzer Mittheilungen, Bd I S. 103—129, besprochen; vgl. Verhandl. d. Berl. anthropol. Gesellsch. 1885 S. 561 f. und 1888 S. 436.

lichen Schälchen. Das Material ist sonst ein mit Quarzsand und Glimmerspähnchen durchsetzter, zum Theil ziemlich hart gebrannter Thon; die Oberfläche ist im Ganzen glatt, die Farbe theils röthlich, theils graubraun.

Der Spinnwirtel, welcher fast völlig eben aufliegt (Fig. 3), hat einen Durchmesser von 3,2 *cm*. Er ist nach oben hin flach gewölbt. Beim Durchstossen des Thons hat sich um den oberen Rand ein Wulst gebildet. Die Farbung ist lederbraun.

Das zugehörige Gräberfeld scheint das 600 Schritt in ostnordöstlicher Richtung entfernte, jenseits der Lubst gelegene von Schöneich N. gewesen zu sein. Dort werden seit einer Reihe von Jahren die Reste durch den Pflug bereits stark zerkleinerter Gefässe verschiedener Grösse aufgesammelt. — Auch in slavischer Zeit ist dieser Theil der Lubst-Niederung verhältnissmässig dicht bewohnt gewesen, da 600 *m* in nordnordwestlicher Richtung entfernt der Rundwall auf der Lubsthutung und 1 *km* weiter südsüdöstlich der Gubener Borchelt liegt. Bei der Seltenheit vorslavischer Wohnreste verdienen auch die spärlichen, hier gewonnenen Trümmer Beachtung. H. Jentsch.

Rundwall bei Grossbreesen, Kreis Guben.

Die Reihe der an der Neisse gelegenen slavischen Rundwälle des Gubener Kreises wird durch den 1 *km* westlich vom Dorfe Grossbreesen, 4 *km* nördlich von Guben ermittelten vervollständigt. Ausser dem Namen „Heinchenplatz" erinnerte zunächst nichts an sein Vorhandensein; doch war die Benutzung in vorgeschichtlicher Zeit durch die zahlreichen Scherbenfunde und die Bodenbeschaffenheit festzustellen. Wie es bei eingeebneten Rundwällen nicht selten der Fall ist, führt auch an diesen ein Fahrweg vom Dorfe heran, welcher sich über die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn hinweg durch die Niederung zu der 2 *km* entfernten Höhenkette hinzieht. Ein anderer Feldweg streift die Anlage von Süden her; über die Umgebung erhebt sie sich noch 1—1,5 *m*. Das so abgegrenzte Terrain hat einen Umfang von 300 Schritt. Eine innere Einsenkung ist nicht mehr erkennbar. Bei den genauen Untersuchungen, welche ich mit Herrn Lehrer Gander an vielen Stellen vorgenommen habe, fanden sich zahlreiche Aschenstellen mit faustgrossen Kohlenstücken, zum Theil von Eichen; unter ihnen war der Boden roth gebrannt. Bei der Abtragung ist eine Zahl von Eichenstämmen ausgehoben worden. Unter den Einzelfunden treten durch ihre Zahl, wie gewöhnlich, die Gefässfragmente am meisten hervor: Boden-, Wand- und Randstücke, die letzteren nach aussen gezogen, kantig abgestrichen und bisweilen durch Wellenlinien und Punktzeichnungen verziert. Zu ihnen kommen zerkleinerte rothgebrannte Stücke vom Lehmbewurf, 2—3 *cm* starke Bruchtheile von Thonmulden und morsche Knochen. Metallgeräth fehlt, ebenso Pfriemen und sogenannte Löser aus Geweihstücken; doch ist bei der Einebenung mehrfach Eisen gefunden.

Das berichtigte Verzeichniss der Niederlausitzer Rundwälle ergiebt gegenwärtig die Zahl 88, worunter sich 14 mit einer vorslavischen Schicht befinden; unter die letzteren ist der von Zahsow, Kreis Kottbus, nicht mit aufzunehmen, da die an seiner Oberfläche aufgelesenen vorslavischen Scherben (Niederlausitzer Mittheilungen I S. 77 Nr. 18) dort im Jahre 1875 bei der Musterung der im Kolkwitzer Gräberfelde gesammelten Gefässbruchstücke (Verhandl. d. Berl. anthropol. Gesellsch. 1875 S. 127 f.) niedergelegt worden sind. H. Jentsch.

Ein bei Fürstenfeldbruck, Oberbayern, aufgefundenes samisches Gefäss.

Ausserhalb des Marktes Bruck, am linken Amperufer, fuhrt an der sogenannten Holzlande voruber ein Fahrweg in den nahen Wald und zwar in der Richtung nach Schongeising. Hier wurden im Jahre 1872 ungefahr 800 romische Kupfermunzen gefunden, von welchen zwei in meinen Besitz kamen, nehmlich ein THEODORA mit der Inschrift. FL MAX. THEODORA AVG) (PIETAS ROMANA-TR. P) und ein ROMA (Zeit Constantins des Grossen, Cohen V. VI. p. 592 und 179). — Zwischen der Waldung und dem Orte, ungefahr in gleicher Entfernung, wie Fürstenfeld, wurde heuer auf Gemeindegut, rechts des Strasschens, die sanft abfallende Boschung abgegraben und zur Sandgrube hergerichtet. Der mit der Arbeit beschäftigte Tagelohner stiess hier auf menschliche Gebeine und grub in Zwischenraumen von 4 *m* 7 Skelette, welche, in Humus und Kohle eingebettet, auf dem Rucken, mit den Kopfen gegen Nordwest, lagen, aus Die abgerollten Reste wurden nicht weiter beachtet und wieder der Erde ubergeben, nur eine Grabermitgabe, eine römische Scheere in der bekannten Form der zur Schafschur gebrauchten, ward aufgehoben.

Am 27. Mai begab sich Referent an Ort und Stelle, und es wurden unter seiner Aufsicht die Arbeiten in sorgfaltiger Weise fortgesetzt. Es wurde ein weiteres Skelet, das achte, in derselben Lage, wie die ersten, vollkommen gut erhalten, die Knochen unvermorscht und fest, der Schadel mit allen seinen Zahnen, gefunden, aber vergeblich nach irgend welchen Resten von Bronze oder Eisen geforscht. Doch nun, welche Freude und Ueberraschung! Beim Abbrockeln des Sandes zeigte sich der rothe Henkel eines samischen Geschirres Es glückte, eine Vase, zweihenklig, von hellrother Farbe, unversehrt dem Boden zu entringen. Sie war ohne Deckel und Inhalt, ausser der sie umgebenden Schicht, und stand senkrecht an dem Platze, wo die Fusse des letzten Skelets sich befunden hatten Die Höhe beträgt 20 *cm*. Was die Form betrifft, so findet sich in dem Werke: Denkmäler des Klassischen Alterthums, Munchen und Leipzig, 61. Lieferung, S. 1961, Vasenkunde, unter Figur 2095 eine ähnliche.

Das am Bauche des Gefässes angebrachte Schlingrelief von Epheu und noch einer weiteren Verzierung ist nicht mittelst des Stempels oder der Modelschussel, durch Hineinpressen des Thons in letztere hervorgebracht, sondern es ist sogenanntes Pinselrelief, wie es sich auf einer Büchse, Figur 12 der Abbildungstafel IV zu der grundlichen Abhandlung Professor Joseph von Hefner's: „Die romische Topferei in Westerndorf" (Oberbayr Archiv Bd. XXII) befindet. Bei diesem Verfahren wurde nehmlich der Thonbrei vermittelst eines Pinsels oder trichterförmigen Instrumentes nach der Weise, wie heute die Zuckerbäcker die sogenannte gespritzte Arbeit machen, aufgetragen. — Die beiden Henkel sind unserem Geschirre am oberen Rande mit Druck des Daumens angefügt. Von der 1807 entdeckten romischen Topferei von Westerndorf bei Rosenheim wurde die Gegend in weitem Kreise mit Waaren versorgt; der historische Verein von Oberbayern besitzt von daher aus dem Nachlasse Hefner's eine stattliche Anzahl von Fragmenten samischer Geschirre, welche mit ihren herrlichen Stempelbildern die Vereinssammlungen zieren, doch sind es beinahe immer Schalen, Becher oder Teller. — Ein- und zweihenklige Vasen, zumal als Grabfund, werden gewiss zu den seltensten Erscheinungen gehören.

Ueber das Verfahren der „Barbotine", nehmlich des Auftragens von schon ge-

schwungenen, mit grösster Sicherheit ausgeführten Reliefs mittelst der Spritzflasche erhalten wir ausführliche Kunde in den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, 20. Bd., II. Heft 1888, S. 222, sowie in dem neuen Werke: Die römischen Thongefässe der Alterthums-Sammlung zu Rottweil, gezeichnet und beschrieben von Professor Oskar Holder, Stuttgart, 1889.

Herr Universitätsprofessor und Conservator der anatomischen Anstalt des Staates, Dr. Nicolaus Rüdinger, hatte die Güte, Skelettheile und Schädel der Furstenfelder Furchengräber einer genauen Messung und Beschreibung zu unterziehen. Das Resultat war folgendes: Der Schädel ist der eines Mannes im mittleren Lebensalter, mittlerer Körpergrösse und Muskelentwickelung. Er ist mesocephal (Index 75,7), an der Grenze zur Dolichocephalie, in geringem Grade hypsicephal. Der Profilwinkel (84°) reiht denselben unter die orthognathen ein, die Capacität der Schädelhöhle (1620 *ccm*) reicht über das Mittel hinaus, was zu dem Schlusse berechtigt, dass der Besitzer desselben ein ziemlich voluminöses Gehirn besessen hat Was die Rasse anbelangt, speciell ob er römisch ist oder nicht, lässt sich aus dem anatomischen Befund allein mit Sicherheit nicht aussagen (Oberbayerisches Archiv des Histor Vereins von Oberbayern Bd. 46 1890 S. 227.)

Gust Krauss, Major a. D.

Bronzefunde bei Ingolstadt, Bayern.

Dieser Tage hat der Historische Verein in und für Ingolstadt einen vor Kurzem gemachten Bronzefund erworben, bestehend aus 2 Haarnadeln und 2 Spiral-Armspangen. Diese Gegenstände wurden einer Sandgrube entnommen, gelegen nördlich vom Donaumoose, an einer alten Römerstrasse, die von Oberstimm her gegen Neuburg hinführt und zwar zwischen dem Weiler Seehof und dem Dorfe Zuchering. Die Nadeln sind gegossen, 20 *cm* lang, zeigen am Stiele einen platten Knopf, letzterer hat einen Durchmesser von 5 *mm*; unter dem Knopfe haben beide Nadeln durch den Stiel ein rundes Loch. Die Armspangen haben je 16 Umgänge und gleichen ganz den bei Nordendorf gefundenen, im Bayerischen Nationalmuseum zu München aufbewahrten.

Vor 8 Jahren wurden gelegentlich der Anlage einer neuen Strasse in derselben Gegend gefunden: 2 Haarnadeln, 2 Armspangen und 2 Armreife von Bronze, welche Gegenstände auch im historischen Vereine zu Ingolstadt aufbewahrt sind. Die Arbeit an diesen Gegenständen ist viel zierlicher, als an den ersterwähnten, dabei sind die Gegenstände auch viel kleiner; die Spiralen haben nur 8 Umgänge und die Nadeln durchlöcherte Knöpfe; die Länge der Nadeln beträgt 16 *cm*.

Nahezu eine halbe Stunde südlicher im Donaumoose wurden um das Jahr 1865 30, 2 Pfund schwere Bronzearmringe und axtförmige Speerspitzen gefunden, wovon Theile der Hist. Verein z. Ingolstadt, das Germanische Museum in Nürnberg und Private besitzen.

Ausserdem besitzt der Verein ein Bronzedolchmesser, gefunden im Neuhauwalde bei Westerhofen, einige Stunden nördlich von Ingolstadt, dann Bronze-Kleidernadeln mit Knopf, 39 *cm* lang, und 2 goldene Fingerringe in Spiralform mit 8 Umgängen in Stricknadeldicke, aus Gräbern zwischen Leuting und Oberhaunstadt, eine Stunde nördlich von Ingolstadt; endlich Goldmünzen aus dem Funde bei Irschind, drei Stunden östlich von Ingolstadt, vom Jahre 1858. Auch ist unlängst der Abwurf eines Elch, 6 *m* tief im Donausande bei Gerolfing, bei einer Ausbaggerung aufgefunden worden.

Xaver Ostermair, Rechtsrath in Ingolstadt.

Alamanische Gräber an der oberen Donau.

Die modernen Ortschaften sind fast durchgängig Nachfolger uralter Niederlassungen; ungezählte Generationen haben an den nämlichen Stellen gehaust. Auch am oberen Laufe der bayerischen Donau bestätigt sich diese Beobachtung. Hundert Schritte von den nördlichen Häusern Gundelfingen's, eines altersgrauen Städtleins, nördlich der jetzigen Staatsstrasse nach Lauingen und etwas südlich der römischen Strasse, welche auf dem festen Hochgestade des linken Donau-Ufers von der württembergischen Grenze bei Bachingen an bis zum Anfangspunkte des Donau-Limes bei Hienheim in ununterbrochenem Zuge noch heutigen Tages verfolgbar ist, in den wissenschaftlichen Karten aber noch keine Aufzeichnung gefunden hat, wird ein Feld behufs Erbauung einer Fabrik abgetragen. Hier fanden sich unter einer etwa 30 *cm* tiefen Humusschicht interessante Gräber: 3 trichterförmige Gruben, deren Einfüllung mit schwarzer Erde sich deutlich vom umgebenden gelben Lehm abhob, die Form eines umgestürzten Kegels zeigend, mit einem oberen Durchmesser von beiläufig 1 *m* und einer Tiefe von 3.3 *m*. Das erste Grab enthielt eine schöne, röthliche Urne, welche von den Arbeitern leider vernichtet wurde, das zweite eine Thonurne, nicht auf der Drehscheibe gefertigt, gut am offenen Feuer gebrannt, 95 *cm* hoch, bei einem oberen Durchmesser von 4 *cm*, in der Mitte ausbauchend und nach unten in eine Spitze zulaufend: das dritte eine Thonschüssel. Neben diesen Brandgräbern wurden noch 4 Skeletgräber gefunden. Die beiden ersten bargen je 1 Manns- und 1 Frauenskelet, je 40 *cm* von einander entfernt, die Frauen rechts, die Männer links liegend Beim ersten Frauenskelet fand sich ein Ohrring von Bronze, beim zweiten ein kleines eisernes Messer, nahe der rechten Hand; beim ersten Manne ein eiserner Sax, 84 *cm* lang, beim zweiten ein kleiner Sax mit Schleifstein bei der rechten Hand und eine grosse, eiserne, silbertauschirte Gürtelschliesse auf dem Unterleib. Der Unterkiefer vom zweiten Mannsskelet steht schief zum Oberkiefer, so dass man an eine schwere Verwundung denken kann. Im dritten Grabe ruhten 3 Skelette, ein männliches inmitten von zwei Frauen, vielleicht der Mann zwischen Frau und Tochter. Das eine Skelet gehörte nehmlich einer jüngeren Person an und besass reichen Schmuck, Ohrringe aus Bronze, Hals- und Armketten aus Thon- und Glasperlen, eine grosse durchbrochene Bronze-Zierplatte, eine eiserne Gürtelschnalle und ein Eisenmesser. Der Mann war mit einer Lanze bestattet, deren sehr schöne Spitze 56 *cm* lang ist; die Frau besass nur Ohrringe aus Bronze. Die weiblichen Skelette sind vollständig erhalten, das männliche dagegen war in der Mitte abgebrochen, der Brustkorb lag oben, der Kopf in der Mitte zwischen Brustkorb und Füssen. Auch bei diesen Skeletten zeigte sich eine anomale Unterkieferbildung. Die Schädel sind sämmtlich dolichocephal. Die Skelette waren scharf nach Osten gerichtet und lagen etwa 80 *cm* tief in backtrogförmigen Gräbern. Aus der gleichzeitigen Bestattung der Frauenleichen neben jenen der Männer in dem nämlichen Grabe wurde der Schluss gezogen, dass dem dahingeschiedenen Manne die nächsten Verwandten in den Tod folgen mussten, doch möchten wir einfach an Familiengräber denken. —

Nordwestlich von Dillingen, $^1/_4$ Stunde vom Bahnhofe entfernt, am Flüsschen Egan, liegt die Fabrik Schretzheim, südlich der oben genannten, durch Donau-Altheim an Schretzheim vorüberziehenden Römerstrasse, welche der Volksmund hier „Strässle" nennt. Auch hier stiess man bei Erweiterungsbauten auf ein alamanisches Reihengräberfeld am sanft abdachenden Hange einer Bodenschwellung. Nachdem 4 oder 5 Gräber bereits von den Arbeitern unbeachtet zerstört worden waren, wurden noch 6 Gräber geöffnet. Das erste Grab (1,5 *m* tief)

enthielt das Skelet eines Mädchens (1,35 *m* lang) mit einer Halskette aus Thonperlen und Steinen, 2 Bronze-Ohrringen, Gürtelbeschlägen und Gürtelschnallen, in der linken Hand ein eisernes Messer; zwischen den Fussen stand eine Schale aus Thon auf einer Zierscheibe aus Bronze und daneben Knochen von Speiseresten. Das zweite Grab barg innerhalb eines, freilich nur in Bruchstücken vorhandenen Holzsarges die Reste von 2 Skeletten, das eine mannlich, mit dem Sax an der linken Seite und einer Thonschale zwischen den Füssen, das andere weiblich, mit Ohrringen und einer langen Kleidernadel aus Bronze. Die Leiche des 1,75 *m* langen Skelets im dritten, 1,9 *m* tiefen Grabe zeichnete sich durch reiche Beigaben aus. Zu Fussen stand ein Thongefass, bauchend wie ein Fass, mit einem Ausgussschnabel: an der linken Seite lag eine Spatha (Klinge 0,91 *m* lang und 0,05 *m* breit). Die holzerne Scheide war an den Kanten mit Bronzestreifen und auf den Flachen mit runden und viereckigen Bronze-Plattchen verziert Sehr reich mit Bronze geschmuckt war das lederne Schwertgehänge. Neben der Spatha lag ein Sax (0,38 *m* lang und 0,05 *m* breit), unter diesem ein Messer (0,22 *m* lang). Der S[illegible] wurde an einem Ledergurte getragen, dessen Eisenbeschlage reiche Silbertauschir[illegible]ufweisen. Ferner wurden noch ein eiserner Schildbuckel und drei kleine Steinn. gefunden. Das Skelet des 1 *m* tiefen vierten Grabes war 1,4 *m* lang und o[illegible] Beigaben, jenes des 2 *m* tiefen fünften Grabes 1,75 *m* lang. Sehr schon erhalten ist das zu Fussen gefundene Thongefäss, ferner fanden sich zur Rechten 5 Pfeilspitzen, zur Linken ein Eisenmesser. Das „betrübte Beingerüste“ (1,7 *m* lang) des sechsten Grabes besass wiederum keine Beigaben Die Schädel sämmtlicher Skelette sind dolichocephal: die Leichen waren alle orientirt. — Die Funde von Gundelfingen und Schretzheim gelangten in den Besitz des historischen Vereins von Dillingen, welcher dem allem Anscheine nach weitausgedehnten Grabfelde von Schretzheim besondere Aufmerksamkeit widmen wird. —

Bei der Besichtigung der romischen Befestigung auf dem Thürksberge, der Etappe zwischen den Fortificationen bei Aislingen und Druisheim, von dessen weit in's Donauthal vorspringender Nase eine herrliche Fernsicht auf je 12 Stunden flussauf- und abwärts sich bietet, vernahmen wir ferner von der Entdeckung eines Reihengräberfeldes in Unterthürheim, einem Dorfe im wiesengrünen Zusam-Thale. Auf einem Anger, in dessen Flurnamen „Garten“ vielleicht noch die Erinnerung an den eingehegten Friedhof nachtont, hatte ein Oekonom 6 Gräber aufgedeckt, wahrscheinlich von Frauen. 4 Leichen waren ohne Beigaben, bei einer wurde eine Halskette von schonen Thonperlen, bei der anderen der gleiche Schmuck aus farbenprächtigen, verschiedengestalteten grossen Glasperlen, nebst einer Pilgermuschel und einem eisernen Messer gefunden, sowie eine Scheibenfibel, deren Silberzellen mit rothem Schmelz unter weissem Glase eingelegt sind; auch ein Stück Eisenbeschläge, wie von einem Sarge, kam zu Tage. Das Interessanteste an diesen Gräbern aber sind die „Todtenmunzen“ der beiden letzten Frauen: ein kleiner Silberdenar eines Kaisers ....ianus (Valentinianus?) und ein Goldsolidus Justinians mit dem Münzstempel Conob (Constantinopel) Die Funde wurden für das Prähistorische Staatsmuseum erworben Hugo Arnold.

(Allgemeine Zeitung, München 27. Okt. 1890, Nr. 298.)

Zwei Hügelgräber des Vogelsberges.

Hinter dem Dorfe Eichelsdorf am Vogelsberg zweigt von der nach Schotten führenden Landstrasse der Stornfelser Weg ab, der zunachst über Aecker und

alsdann durch Hoch- und Niederwald in angenehmer Steigung auf den Rücken des Gebirges führt. Nach etwa $^3/_4$ Stunden erreicht er den Fuss des Reipperts. Dicht vor diesem lagen zwei künstlich aufgeschüttete Hügel dicht am Wege hinter einander. Sichtlich aus Steinen errichtet, waren sie durch den Neubau der an ihnen vorbeiführenden Strasse in ihrem Bestande gefährdet. Dieser Umstand machte eine Untersuchung nothwendig, nachdem eine vorausgegangene Besichtigung sie als Gräber hatte erkennen lassen.

Der Distrikt „Mühlkopf" bildet da, wo die Hügelgräber lagen, ein welliges Plateau von einigen hundert Schritten Breite und Länge. Nach Osten zu erscheint dieser von Wald bestandene Berg terrassenartig hergerichtet, als ob ehemals Acker oder Wiese hier gewesen. Nach Norden zu steigt man zum Reipperts empor und nach Westen hinab in eine schmale Wiesenmulde. Zum Bewohnen und Vertheidigen von der Natur in gleichem Maasse hergerichtet und an den Abhängen und in den Thälern fruchtbares Land oder Wiesen bietend, war der Platz auch in unsicheren Zeiten zur Ansiedelung wohl geeignet. Dass er in Wirklichkeit schon früh bewohnt war, lehrte die Untersuchung eben jener Hügelgräber mit ihren Funden.

Beide Hügel hatten, wie gewöhnlich, die Gestalt eines Kugelabschnittes. Sie fielen auf durch die Basaltsteine, die sich in dichter Packung da zeigten, wo das Wasser die Oberfläche abgewaschen hatte. Der dem Weg zunächst liegende kleinere Hügel hatte eine äussere Höhe von nicht ganz 1,5, seine Grundfläche einen mittleren Durchmesser von 11,50 *m*; der andere die entsprechenden Grössen von 2 und 18,5 *m*. Vom gewachsenen Boden an erwiesen sich die Höhen beim Aufdecken um ein Beträchtliches grösser.

Das kleinere, dem Wege zunächst gelegene Hügelgrab war ausserordentlich fest erbaut. Man hatte zunächst auf dem gewachsenen Boden einen Steinkreis von annähernd 8,50 *m* im äusseren Durchmesser aus hoch gestellten Steinen, zum Theil aus Plattensteinen errichtet. Die durchschnittliche Höhe dieser runden Steinmauer betrug etwa 0,75 *m*, ihre Stärke 0,90 bis 1,45 *m*. Sie bestand aus zwei parallel laufenden Steinreihen; die äussere derselben war an der Ostseite nicht geschlossen, sondern ihre Enden liefen hier ein Stück weit spiralförmig neben einander her. Der Zwischenraum zwischen diesen Steinsetzungen war mit Lehm ausgefüllt, der so fest war, wie der gewachsene Boden und die Vermuthung erweckte, dass er angenässt und eingestampft worden sei. Ueber dieser, durch die Bindekraft des Lehms ausserordentlich festen Ringmauer lagerten, gleichsam als Abdeckung, weitere Steine. Die Steine waren unbearbeitet und verwendet, wie man sie gerade zur Hand hatte. Trotzdem blieb ein bestimmtes technisches Prinzip gewahrt: die Mauer bestand aus einer Art Füllmauerwerk, das sich genau in derselben Construction bei dem zweiten Grabe wiederholte. Wir haben es hier also offenbar mit keinem Zufall zu thun. Die zur Verwendung stehenden Steine waren zu einem Schichtenmauerwerke wegen ihrer unregelmässigen Gestalt — das Material ist Basalt — nicht geeignet, der geschilderten Technik aber entsprachen sie vortrefflich. Im Odenwald zwischen dem Otzberg und Höchst fanden wir früher ein im Uebrigen ähnlich erbautes Hügelgrab mit einem Steinkranz aus Schichtenmauerwerk; hier waren lagerhafte Sandsteine zur Hand, so dass mit Hülfe der die Fugen ausfüllenden Erde ein ziemlich regelmässiges Mauerwerk hergestellt werden konnte. Ein im Grossherzoglichen Museum ausgestelltes Gypsmodell dieses Grabes giebt hiervon eine richtige Anschauung.

In der Mitte jenes Grabes, dessen Sohle aus einer festen Lehmschicht bestand, hatte man einen rundlichen Steinhaufen aufgebaut, dessen untere Schichten ziem-

lich regelmässig waren, so dass die Fugen je von einem Steine überdeckt waren Direkt unter dem Mittelpunkte des Fadenkreuzes war eine Lehmschicht ohne Steine. Diese Lehmschicht, etwa 0,60 m breit, zog sich neben jenem Steinhaufen und unter der Sudlinie des Kreuzes bis zum Steinkranz hin Im Uebrigen bestand das Innere des Grabes aus aufeinandergeschichteten Steinen, deren Zwischenraume mit Lehm und zum Theil auch mit noch erkennbaren Spuren von Moos verstopft waren. Diese Steine aber hatten ursprunglich zur Umschliessung der Einzelgraber gedient, die zwischen dem Steinkranz und dem aus Lehm bestehenden Mittelstücke etwa in der Hohe des Steinkranzes und über diesem vorhanden gewesen waren Einzelne zwischen den Steinen gemachte Funde liessen hierüber keinen Zweifel Hochkantig gestellte, plattenartige Steine bildeten mehrfach die Grenzen dieser Einzelgraber.

Die Construction der letzteren kam recht deutlich an einem Einzelgrab zu Tage, welches ausserhalb des Steinkranzes angelegt war und dessen Beigaben über die Beerdigungsweise keinen Zweifel liessen. Der Todte war, wie er gestorben. beerdigt worden, mitsammt dem Schmucke, der ihn im Leben geziert hatte Von dem Knochengerüst war nichts mehr vorhanden, von dem Schmucke jedoch die aus Bronze angefertigten Gegenstande, aus deren Lage die des Todten zu bestimmen war. Er war. wie auch alle übrigen seiner Genossen, zwischen Steinen eingebettet worden. bei der Verwesung der Muskeln und Knochen war die obere Steinlage auf die untere gesturzt und hatte zum Theil die Bronzebeigaben zersplittert Das Grab lag in dem Nordost-Quadranten des Fadenkreuzes, etwa 0,50 m über dem gewachsenen Boden, kaum ebenso tief unter der Oberflache der Humusschicht des flach aufsteigenden Hugels Der Todte hatte sich an die aussere Wand des Steinkranzes gelehnt, der Kopf in der Hauptrichtung nach Sudosten geblickt; so ergab es sich aus den erhaltenen Beigaben. Die zwischen der unteren und oberen Steinlage vorhandene Erde war im Gegensatz zu den kompakten Lehmmassen des Grabes locker; wie es scheint, hatte man das Unterlager, wie auch den Todten selber, mit Erde bestreut An noch erkennbaren Schmuckgegenstanden fanden sich folgende Gegenstande aus Bronze vor: Ein wohl erhaltener Reif mit zwei seitlichen Spiralscheiben am rechten Oberarm und entsprechende Bruchstucke an der Stelle des linken Oberarmes; letzteren hatte ausserdem ein Spiralarmband geziert. An der Stelle des rechten Unterarmes fanden sich ein schlichter Armring und gleichfalls ein Spiralarmband vor. Zwei lange Bronzenadeln mit durchbrochener Scheibe als Kopf, ähnlich unseren Haarnadeln, hatten das Gewand zusammengehalten. Eine Vergleichung mit den Verhaltnissen eines Normalmenschen unserer Tage ergab diese Vertheilung der Schmuckgegenstande an dem bis auf geringe Knochenspuren jetzt völlig verschwundenen Korper des hier Beerdigten.

Innerhalb des Steinkranzes fanden sich nur sehr wenige Beigaben Kleinere, aber fest gebrannte, innen schwarze Thonscherben waren überall zerstreut, aber keine ganzen Gefasse; man hatte offenbar von vornherein den Todten nur Scherben beigelegt oder mit der bedeckenden Erde vermischt; vielleicht war das Zerschlagen des Geschirres ein symbolischer Gebrauch bei der Beerdigung. Einen praktischen Zweck könnten ubrigens die aus den hier gefundenen Stücken zusammengesetzten Gefässe kaum gehabt haben, da die Scherben äusserst roh sind und Wasser durchlassen. Vielleicht wurden sie speciell fur die Todten, und zwar auf der Beerdigungsstätte hergestellt und gebrannt; damit fände auch das Vorkommen von Holzasche, die sich zerstreut in geringen Mengen im ganzen Grabe vorfand, eine genügende Erklärung.

Die auf Grabstätten schliessen lassenden Steinlagen bargen im Innern des Steinkranzes nur folgende Beigaben aus Bronze: zwei Armringe, kleinere Ringe

vorzüglich erhaltenes undurchbohrtes Steinbeil von tadelloser Schärfe Noch sei bemerkt, dass die Reibsteine, die anderwärts nicht selten sind, bis dahin in den Gräbern unserer Gegend nicht gefunden wurden. Prof Dr. O Buchner

Zwei vorgeschichtliche Gräber bei Steindorf in Braunschweig.

Am 2 Dezember 1881 wurde südwestlich von Steindorf im Amte Wolfenbüttel ein vorgeschichtliches Grab gefunden. Zwischen dem Sandberge und dem Dorfe Ohrum liegt eine zum Rittergute des Hrn v. Lohneysen gehörige Feldflur, welche „in den Sicken“ genannt wird Hier stiessen Knechte beim vierspännigen Pflügen an eine Steinplatte. Als sie diese forträumen wollten, kam ein Grab zum Vorschein Es war eine rechteckige Hohlung, welche mit röthlichen Sandsteinplatten eingefasst und auch mit solchen bedeckt war. Diese Platten stammen vom Rothenberge am Oesel. In dem Grabe lag ein Skelet, mit dem Kopfe nach Süden gerichtet. Neben den Schultern standen 2 Thongefässe mit breitem Fusse Sie wurden von den Knechten zerschlagen, die darin angeblich nur Erde fanden. Andere Beigaben wurden nicht bemerkt. Die Knechte warfen das Gebein aus dem Grabe, nahmen alle Steinplatten fort und warfen die Hohlung wieder zu. Als nach einigen Tagen der Lehrer von diesem Funde Nachricht erhielt, wollte er die Reste retten, fand aber nichts mehr, als die Scherben der Gefässe. Nach diesen zu urtheilen, waren die Töpfe nur etwa 5,8 *cm* hoch und hatten einen unteren Durchmesser von 18—19 *cm*. Sie waren starkwandig, roh und hatten an den Seiten einen „Knast“, einen kleinen Vorsprung, zum Festhalten Der Thon ist ungeschlemmt, sand- und quarzreich Die Gefässe waren mit der Hand gearbeitet, nicht auf der Drehscheibe geformt.

Im Juli 1890 wurde in der Nähe von Steindorf auf einem anderen Felde des Rittergutsbesitzers v Lohneysen, am Oesel, ein zweites, dem vorbeschriebenen ganz ähnliches Grab aufgefunden Der Oesel, der nordöstlich von Steindorf liegt, ist ein Hügel, der von Norden nach Süden zieht und der Triasformation angehört. Das Grab lag oben am Westabhange des Berges, nordnordwestlich von dem höchsten Punkte. Es war mit Steinplatten eingefasst und mit einer grossen Platte bedeckt. Die Längsrichtung ging von Norden nach Süden. Innen lag ein Skelet mit dem Kopfe nach Süden. Die Arme ruhten dicht am Körper. Die Knechte bemerkten sonst weiter nichts, weder Gefässe, noch sonstige Beigaben. Sie warfen auch diesmal die Gebeine heraus, und nur der Schädel wurde auf den Hof gebracht. Die Steinplatten wurden herausgehoben und gleichfalls auf den Hof geschafft, wobei die grosse Deckplatte zerbrach. Halb zugeschüttet blieb das Grab liegen.

Einige Wochen später, nach Beendigung der Sommerferien, erhielt ich Nachricht von dem Funde und konnte dann wenigstens noch den Schädel retten, der vom Vorstande des hiesigen Geschichtsvereins angekauft wurde. Dieser Schädel ist dolichocephal. Der Grabesraum maass (ohne Platten) in der Länge 1,82 *m*, in der Breite 70 *cm*. Die Sandsteinplatten, wiederum am Rothenberge gebrochen, waren 4—8 *cm* dick. Eine sorgfältige Untersuchung der Erde im Grabe blieb ohne Ergebnis

Am östlichen Abhange des Oesels hat in den fünfziger Jahren der Kantor Lambrecht zu Bornum Urnen gefunden. Ferner stammen vom Oesel einige Steingeräthe und eine Bartzange aus Bronze. Th. Voges.

(Aus den Verhandlungen des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel, gehalten am 3. Nov. 1890 zu Wolfenbüttel.)

Hügelgräber bei Klutschau, Kreis Neustadt, Westpreussen.

Klutschau und Umgegend ist reich an prähistorischen Denkmälern Ausser Steinkisten sind es vornehmlich Hügelgräber, welche schon wiederholt Gegenstand der Untersuchung waren Die grossen Steinhügel auf dem Acker des Herrn Lieutenant Bandemer, an der Strasse von Klutschau nach Linde, haben sich bisher als ganz unergiebig erwiesen; anders die Grabhügel an der Strasse nach Dargelau in oder Haide auf dem Terrain der Frau Muhlenbesitzer Richter. Im Ganzen sind es 11, höchstens 1 *m* den Boden uberragende Hügel auf kreisformiger Grundfläche, von 4—6 *m* Durchmesser. Eine bestimmte Anordnung zeigen von der Steinpackung nur die Randsteine, welche ungefahr eine Kreislinie bilden Eine innere Hugelringmauer, wie sie wohl in ostpreussischen Hugelgrabern nachgewiesen ist, war hier nirgends vorhanden. In Hugel I wurden dicht unter der Oberflache desselben drei kleine zerdruckte Urnen gefunden, jede von Steinen locker umstellt. Zwischen den Knochenstucken im Innern des einen Gefasses lag ein glatter bronzener Fingerring und ein Bronzeschmuckstück von der Form eines Doppelknopfes. Gleichfalls der Peripherie nahe wurde unter dem eigentlichen Hugel, dem Untergrunde eingesenkt, eine roh geformte Steinkiste gefunden, welche eine grosse terrinenformige Urne enthielt, Inhalt. Asche und Knochenreste, obenauf ein Bronzefingerring mit knopfartiger Verzierung. Hugel II umfasste im Ganzen vier, vollig frei im Erdreich stehende Urnen, welche ausser den Resten des Leichenbrandes nur in einem Falle wieder den glatten Bronzering enthielten Hugel III und IV ergaben an Bronzen gleichfalls glatte Ringe, welche entweder in freistehenden Urnen oder in kleinen Hohlräumen des Hügels mit den Knochensplittern aufbewahrt waren Hügel V enthielt ausser drei freistehenden Urnen eine rohe Steinkiste, auf der Grundfläche des Hügels stehend. Die in der Steinkiste ruhende Urne ergab an Beigaben einen grossen, an einer Stelle offenen Armring aus Bronze. In Hügel VI und VII lagen die Asche und Knochenreste in Hohlraumen, welche von einigen glatten Steinen unterpflastert waren. Beigaben fehlten. Hugel VIII: Wenig unter der Oberfläche befand sich ein von Steinen locker umstellter Hohlraum von 30 *cm* Durchmesser, darin zwischen den Knochenresten ein bronzener Doppelknopf mit charakteristischen Gravirungen auf der oberen Platte. In Hugel IX bis XI wurden wieder glatte bronzene Fingerringe gefunden.

Die Urnen der 11 Hugel waren fast durchweg niedrige Gefasse von Terrinenform ohne Verzierungen, nur in einem Falle waren Strichzeichnungen unterhalb des Halses erkennbar. Die Brandreste lagen entweder frei im Boden oder in Urnen; die letzteren waren dann bald freistehend, bald von einigen Steinen locker umstellt, bald in Steinkisten auf dem Grunde der Hügel eingeschlossen

Dr Lakowitz.

(Bericht der Sitzung der anthropologischen Section der Danziger naturforschenden Gesellschaft vom 22. October.)

Das Gräberfeld von Wandlitz, Kreis Niederbarnim, Provinz Brandenburg.

Südwestlich von dem Dorfe Wandlitz, dessen seenreiche Umgegend schon verschiedene prähistorische Funde geliefert hat, zieht sich eine kleine sandige Hugelkette hin, die noch heute im Munde des Volkes der „Heidenkirchhof" heisst. Urnen und verschiedene Bronzen waren hier fruher mehrfach gefunden, aber dann meist ver-

zettelt oder zerstört worden. Im Sommer 1888 wurde uns von dieser Localität eine sehr schöne grosse Urne der älteren Metallzeit zugestellt und in Folge dessen nahm ich, als ich auf einer längeren Wanderung durch die Mark in diese Gegend kam, mit Herrn H. Bökeland von Moabit dort weitere Ausgrabungen vor. Nach längerem vergeblichem Herumsuchen fanden wir zuerst hart an dem nach Stolzenhagen führenden Wege, etwa zwei Fuss unter der Erde, eine eigenthümliche feste Steinlage, 15 Fuss lang und ziemlich 5 Fuss breit, und theilweise von aschenhaltiger Erde bedeckt und umgeben. Ich hoffte eine grosse Grabanlage vor mir zu haben, doch nachdem mit vieler Mühe die theilweise ziemlich grossen Blöcke weggeschafft waren, stiessen wir darunter nur auf reinen weissen Sand: keine Spur von Knochen oder Scherben war zu entdecken. Es muss wohl eine Heerdstelle, vielleicht auch der Verbrennungsplatz für die zu bestattenden Leichname gewesen sein.

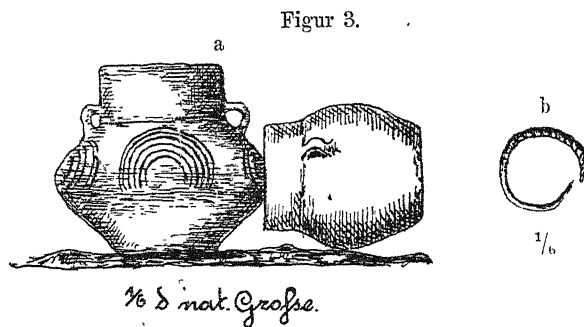
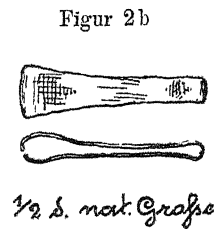
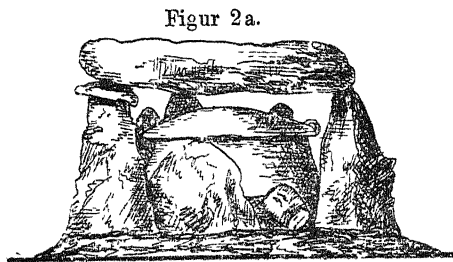
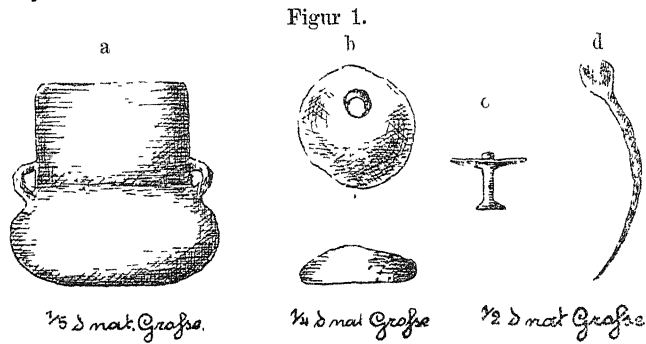
Etwa 100 Schritte südlich von dieser Stelle und vom Wege trafen wir dann auf einen grösseren, etwa 2 Fuss unter der Erde liegenden Steinhaufen, der ein Grab anzudeuten schien. Nachdem die Steine vorsichtig weggenommen waren, fanden wir eine grosse, allerdings durch die darüber liegende Last total zerdrückte Urne, mit den vom Leichenbrand herrührenden Knochen gefüllt. Sie war so zertrümmert, dass sie nicht mehr zu retten war. Zwischen den Knochen lag ein kleiner Doppelknopf und eine theilweise angeschmolzene und in zwei Stücke zerbrochene Nadel von Bronze. Neben der Urne stand ein gut erhaltenes zweihenkliges Beigefäss aus bräunlichem Thon, 13,1 *cm* hoch, 11 *cm* im oberen und 12,5 *cm* im grössten Durchmesser, und neben diesem lag, ziemlich in der Höhe des oberen Randes, ein eigenthümlich roher und unregelmässig gearbeiteter Spinnwirtel aus grauem Thon (Fig. 1).

Grab II bestand aus einer einzelnen, in einer ebenso grossen Steinpackung stehenden Urne, die ebenfalls, wie die vorige, vollständig zusammengedrückt war. Ich sammelte die Scherben, die an mehreren Stellen kleine runde Vertiefungen als Ornament zeigten, aber es war unmöglich, sie noch zusammen zu setzen.

Grab III war das am besten erhaltene auf dem ganzen Gräberfelde. Es bildete eine ziemlich grosse, aus platten aufgerichteten Steinen bestehende Steinkiste, die ausserdem einen flachen, breiten Boden und ebensolchen Deckstein besass. In der Mitte, dicht von den Steinen umschlossen, stand eine grosse zweihenklige Urne mit Deckelschale, 20,5 *cm* hoch, 24,1 *cm* im oberen, 32 *cm* im grössten, 10,4 *cm* im unteren Durchmesser. Sie ist aus braunem Thon und ziemlich gut gebrannt, ohne Ornament, während die Deckelschale aussen mit unregelmässigen eingeritzten Linien verziert ist. Zwischen den halbverbrannten Knochen fand sich eine beim Leichenbrand etwas angeschmolzene Pincette und ein kleines geschmolzenes Stückchen Bronze. Unten neben der Urne, halb angelehnt, stand ein kleines zweihenkliges Beigefäss, nur mit Erde angefüllt. Ich nahm nicht nur die Gefässe, sondern die ganze Steinsetzung, die mir der Besitzer, Herr Bauergutsbesitzer Wegener, bereitwilligst überliess, mit, um sie demnächst in derselben Weise, wie sie ursprünglich gestanden, wieder im Königlichen Museum aufzustellen (Fig. 2).

Grab IV befand sich nur zwei Schritt westlich davon. Es hatte gar keine Steinsetzung und enthielt ebenfalls zwei Gefässe, eine zweihenklige, nicht sehr grosse Knochenurne mit sogenannter abgeflachter Buckelverzierung, d. h. hier mit concentrischen Halbkreisfurchen über der Ausbauchung, und scharf abgesetztem, steilem Halse, daneben lag auf der Seite ein kleineres Gefäss von ähnlicher Form, wie die Beigefässe der beiden früheren Gräber. In der Urne befand sich über den zarten

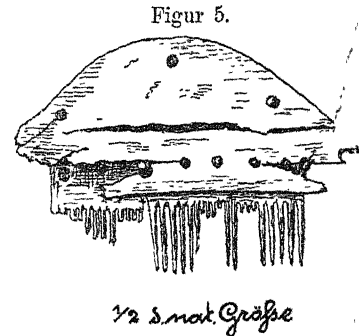
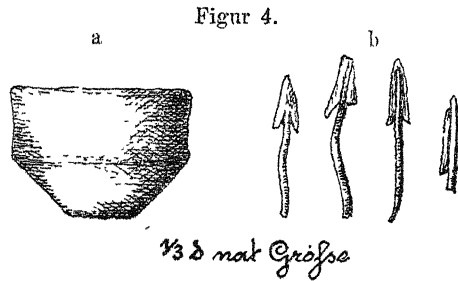
Knochen, die von einem Kinde herzurühren schienen, ein kleiner Armring aus leicht gewundenem und an dem einen Ende zugespitztem Bronzedraht (Fig. 3b).

Grab V bildete nur einen grossen Scherbenhaufen, aus dem man die Stellung der einzelnen Gefässe nicht mehr ersehen konnte. Ich sammelte jedoch sorgfältig jeden einzelnen Scherben, und so konnten drei Gefässe zusammengesetzt werden,

eine grosse doppelkonische Urne, 25,3 *cm* hoch, 89 *cm* im Umfange, ein zweihenkliges Beigefäss, und eine Schale mit ausladendem und oben mit schragen Canneluren versehenem Rand. Ich hielt diese letztere erst für die Deckelschale der grossen Urne; da aber ihr Umfang noch nicht ganz so gross ist, wie die obere Oeffnung der Urne, muss sie wohl einen anderen Zweck gehabt haben. Mit Deckeln versehene Beigefässe kommen sonst nur selten vor. Die chronologische Bestimmung dieses Gräberfeldes dürfte nach den vorhandenen Bronzebeigaben und der Form der Gefässe kaum zweifelhaft sein, es gehört in den Ausgang der Hallstätter Zeit oder in die Zeit des Ueberganges von Hallstatt zu La Tène, also etwa dem 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr. an. —

In Wandlitz hatte ich dann noch Gelegenheit, einige ganz hübsche Stücke,

die früher von einem Dorfbewohner gefunden waren, für das Museum zu erwerben, so ein kleines doppelkonisches, hellbraunes Thongefäss, in welchem fünf, theilweise sehr gut erhaltene, kleine Pfeilspitzen von Knochen lagen (Fig. 4b). Dieser Fund, wohl das Beigefäss mit Inhalt von einer grösseren Knochenurne, dürfte etwa, nach ähnlichen Fundstücken zu schliessen, der Zeit des oben beschriebenen Gräberfeldes von Wandlitz entsprechen; die kleinen zierlichen Pfeilspitzen von Knochen und

Figur 4.

Figur 5.

Bronze mit Widerhaken kommen ungefähr gleichzeitig, nur eine kurze Zeit lang, in den Gräberfeldern der vorrömischen Zeit, und immer nur in dieser Periode, dem Ausgange der sogenannten Hallstatter oder der älteren La Tène-Zeit, vor.

Sodann kaufte ich einen verhältnissmässig ganz gut erhaltenen Knochenkamm mit Bronzenieten, der römischen Kaiserzeit angehörig, welcher ebenfalls bei Wandlitz gefunden war und in einer zerbrochenen Urne zwischen den vom Leichenbrand übrig gebliebenen Knochen gelegen hatte (Figur 5). —

Von Wandlitz aus machte ich noch einen Ausflug nach den auf der Feldmark des Dorfes liegenden „drei heiligen Pfuhlen", die schon durch ihren Namen meine Aufmerksamkeit erregt hatten, da alle Localitäten, wenn sie das Attribut des „Teufels" (wie die zahlreichen Teufelsseen) oder des „Heiligen" mit ihren Namen verbinden, gewöhnlich prähistorische Fundstätten sind. Bei Einführung des Christenthums wurden wohl die meisten alten heidnischen Friedhöfe und Cultusplätze als Stätten des Teufels gebrandmarkt; zuweilen blieb aber doch die Verehrung für solche Plätze trotz des Christenthums in der Tradition des Volkes lebendig, und der Name „heilig" dauerte fort durch die vielen Jahrhunderte von den Zeiten der alten Germanen bis in unsere Tage.

Theilweise von Kiefernwaldung umgeben, bilden diese drei neben einander liegenden, aber trotzdem nicht mit einander verbundenen Pfühle mit ihren, von dichtem Rohr und zahlreichen Wasserpflanzen bestandenen Ufern in ihrer idyllischen Einsamkeit ein eigenthümlich anziehendes, echt märkisches Landschaftsbild. Nördlich von dem mittleren Pfuhl fand ich auf der Erde liegend ein kleines, sehr gut polirtes, nur an der Schneide, wie es scheint, etwas abgenutztes Feuersteinbeil von sehr heller Farbe und verschiedene kleine Messer von demselben Material. Und wenige hundert Schritte nordwestlich davon entdeckte einige Wochen später Herr Sökeland ein ausgedehntes Gräberfeld, auf dem wir dann noch später eine Anzahl von Thongefässen aus derselben Culturperiode, wie die dicht beim Dorfe Wandlitz gefundenen, zu Tage forderten.

M. Weigel.